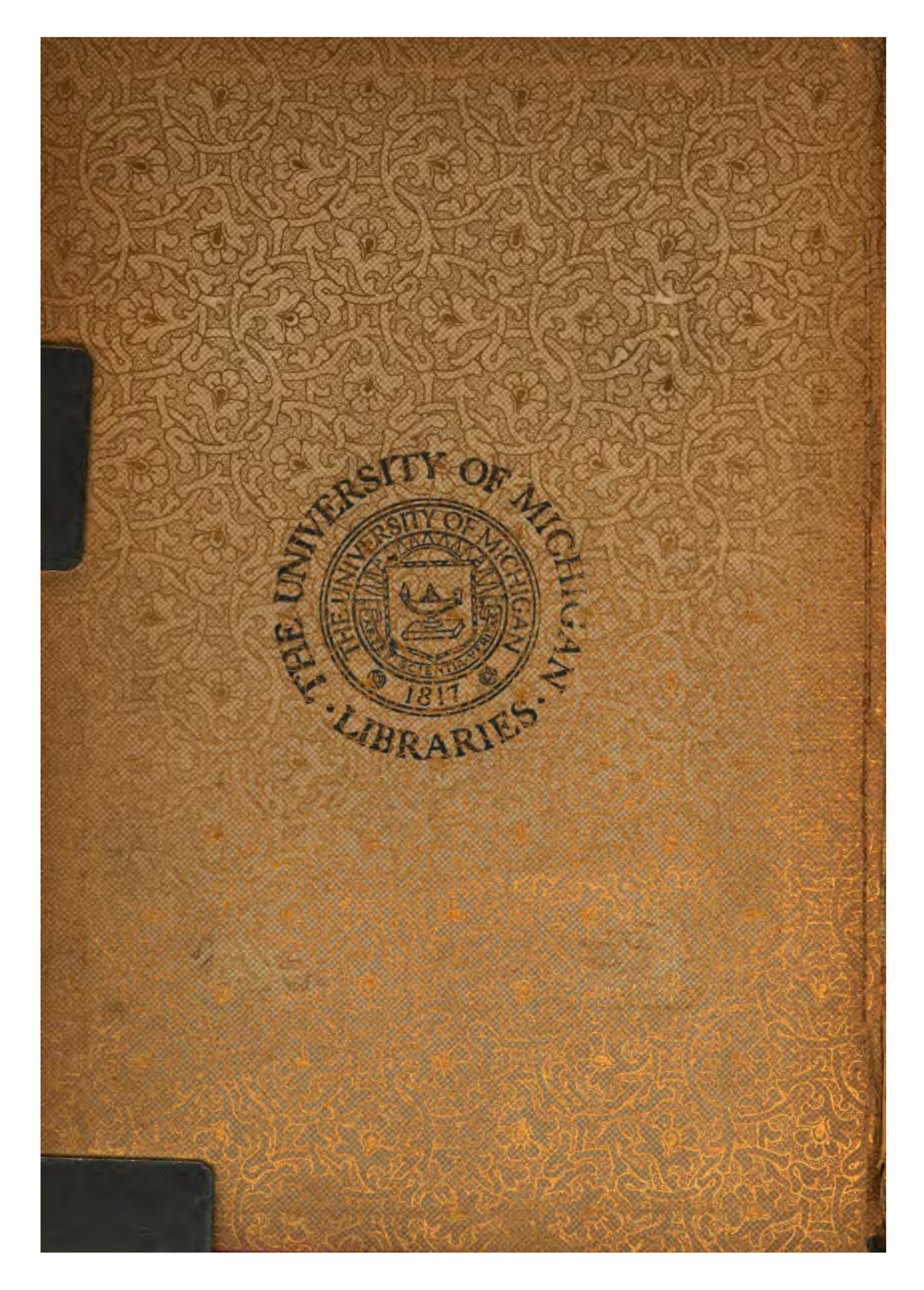

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817


P. C. Schmidt

Im Sattel durch Indo-China.

Von

Otto E. Ehlers.

Mit Illustrationen.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1894.

Inhalt.



Tonking.
Von Poofang zum schwarzen Fluß.

Nach 18 Meilen Marsch über 3000 bis 5000 Fuß hohe kahle Gebirgskämme mit großartigen Ausblicken über in schier endloser Folge im Osten hinter einander sich auftürmende Bergketten erreichten wir bei heftigem Gewitterregen das an steilem Abhange stehende, schmutzige Dörfchen Quang lo Scha, mit 20 aus zusammengetragenen Felstrümmern unregelmäßig gebauten Häuschen. Man kann sich nichts Trostloseres denken, als dieses armselige, mitten zwischen kahlen Bergen abseits von allem Verkehr gelegene Örtchen. Die Bewohner besaßen weder Schweine noch Rindvieh, ja nicht einmal Hühner (Ziegen und Schafe kommen in den Schanstaaten überhaupt nicht vor) und waren kaum in der Lage, uns etwas Paddy für Radja und die Maultiere zu verkaufen. Neben dem Dorfe befanden sich mehrere mit Steinen ausgesetzte Gruben, die zur Bereitung von Indigo benutzt werden, doch gelang es mir nicht, ausfindig zu machen, ob hier eine Pflanze zur Indigogewinnung angebaut, oder

eine solche wildwachsend irgendwo gefunden wird, weil niemand von uns sich mit den Leuten verständigen konnte. Da wir einen Führer nicht bekommen konnten, so schlossen wir uns am nächsten Morgen einigen Kulis an, die Salzkugeln in Körben auf dem Rücken trugen und gleich uns nach Poofang wollten. Sie marschierten indessen derartig langsam und vertrödelten so viel Zeit damit, an allen möglichen Stellen des Weges kleine Mengen Tabak für die „Nat" zu opfern, daß wir sie bald hinter uns ließen und dem ausgetretenen in östlicher Richtung weiterführenden Pfade folgten. Es ist eine Eigentümlichkeit der Wege der nördlichen Schanstaaten, daß sie fast immer über die höchsten Bergkuppen hinwegführen, selbst da, wo letztere durch geringe Umgehungen leicht zu vermeiden wären. Als Grund dafür kann ich nur annehmen, daß die Reisenden sich sicherer vor Räubern auf den ihnen einen weiten Umblick gestattenden Bergen, als auf einem um den Fuß derselben herumführenden Pfade fühlen.

Wir sahen heute endlich wieder einige bewaldete Abhänge, und an einem derselben schoß ich einen Hirsch schwerkrank zu Holze. Seiner Schweißfährte zu folgen erwies sich wegen der Dichtigkeit des Unterholzes als ein Ding der Unmöglichkeit, und trotzdem wir seit zwei Tagen nur von Reis und Bananen gelebt hatten, mußten wir uns, wenn auch schweren Herzens, entschließen, unsere Beute im Stich zu lassen. Gegen 10 Uhr kamen wir an ein kristallklares Flüßchen mit bewaldeten Ufern, welches uns von vorüberziehenden Gebirgsleuten, die blaue Westen, kurze Jacken mit silbernen Kugelknöpfen und schwarze Turbane trugen, als der Pe Ho bezeichnet wurde. Seit fünf Tagen hatten wir nur einige Rinnsale und Quellen angetroffen und benutzten mit Freuden

die Gelegenheit, in den verführerischen Fluten des Pe Ho ein erfrischendes und reinigendes Bad zu nehmen.

Nach im ganzen zwanzig Meilen gaben wir die Hoffnung auf, Poofang noch am selbigen Tage zu erreichen und bezogen Lager in einer Schlucht, da dieses der einzige Platz war, in dessen Nähe wir Futter für unsere Lasttiere fanden. Ich kletterte später noch auf einen Berg, um zu sehen, ob vom Gipfel desselben irgend etwas von einer Ortschaft zu erblicken war, entdeckte jedoch nichts, als einige kahle oder schwach bewaldete Hügel und im Hintergrunde derselben im Osten die blaugrau vom Horizonte sich abhebenden Gebirge Tonkings.

Auf dem Rückwege machte ich dagegen eine im höchsten Grade merkwürdige Entdeckung in Gestalt eines am Boden liegenden Papierfetzens, dem ich auf den ersten Blick seine europäische Herkunft ansah. Europäisches Papier hier im äußersten Osten der Schanstaaten, wo selbst das einheimische Fabrikat aus Chieng Hung mit einer gewissen Verehrung behandelt wird, jeder aus Europa stammende Fetzen aber als eine Art Talisman gilt, mitten in der Wildnis am Boden liegend? Ich traute meinen Augen nicht. Als ich mich freilich etwas eingehender mit meinem Funde beschäftigte und unter oberflächlichem Schmutze mühelos eine jener bekannten flotten Zeichnungen stark dekolletierter Damen von Sahib und damit das Papier selbst als den Abriß einer Nummer der „Vie Parisienne“ erkannte, da wußte ich, daß wir uns auf dem richtigen Wege befanden und daß die Franzosen nicht mehr fern sein konnten. Ich glaube, der hochselige Noah war nicht freudiger über das historisch gewordene Ölblatt überrascht, als ich damals von dem Funde dieses Fetzens des bekannten französischen Demimonde-Blattes,

1*

und jubelnd trug ich denselben auf einen Bambusstab gesteckt ins Lager.

Unseren Karten zufolge mußte der Nam Tay oder schwarze Fluß die Grenze zwischen Tonking und Sipsong Pana bilden, wir konnten demnach erst mit Laichau, welches, wie man uns in Moung Do gesagt hatte, noch etwa 20 Tagemärsche von Poofang entfernt sein sollte, französischen Boden betreten. Der Fetzen der „Vie Parisienne" machte mich indessen stutzig, und ich kalkulierte, daß wir uns entweder näher an der Grenze, oder aber nicht weit von einer französischen Expedition befinden mußten. Nun! jedenfalls würden wir in der auf den Karten vermerkten „Stadt" Poofang wohl jemanden finden, der uns nähere Auskunft erteilen konnte. Bei dichtem Nebel brachen wir auf, begegneten zur großen Freude Maizalees und Lalis einer mit 56 unbeladenen Maultieren nach Chieng Tung zum Einkauf von Baumwolle ziehenden Ho-Karawane, sahen später ein Rudel Hirsche und kamen gegen 8 Uhr an ein kleines Dorf Ban Pang. Wir waren etwas vom Pfade abgekommen und wurden daher von den Dorfbewohnern auf den richtigen Weg gebracht, der über waldbedeckte Hügel in südöstlicher Richtung direkt nach Poofang führen sollte.

Nach kurzem Marsch kreuzten wir ein weites, aber flaches und ausgetrocknetes Flußbett und fanden am jenseitigen Ufer eine Reihe verhältnismäßig solider Bambusschuppen, die als ständige Rasthäuser errichtet zu sein schienen. Gegen 9 Uhr gelangten wir an den hier etwa drei Fuß tiefen Nam Ma, durchwateten denselben und wollten an dessen linksseitigem Ufer weiterziehen, als ich zwischen Bambusgruppen mehrere menschliche Wohnungen entdeckte und der Karawane Halt gebietend auf dieselben zuritt, um zu

erkunden, ob wir uns auf dem richtigen Wege befänden. In der aus etwa zehn kleinen, zu ebener Erde errichteten Häuschen bestehenden Ansiedelung bemerkte ich zwar mit Wohlgefallen eine Menge Hühner, aber leider keine Menschen, diese schienen entweder zu schlafen, oder in den Wald gegangen zu sein. Als auf mein wiederholtes Rufen niemand kam, schickte ich mich an, wieder fortzureiten um zum Wege zurückzukehren, als plötzlich aus einem der Häuser ein junger Eingeborener heraustrat und mich mit einem lauten: „Bonjour, monsieur“ begrüßte.

„Bonjour, monsieur“, erwiderte ich höchlichst erstaunt, suchte schleunigst mein bischen Französisch zusammen und überschüttete mein vis-à-vis mit allen möglichen Fragen, woher er komme, ob Franzosen in der Nähe seien, wie weit Tonking sei u. s. w. Ich bekam jedoch auf alle Fragen dieselbe Antwort: „Pas connait“, wobei das nait ausgesprochen wurde wie „nett“. Also der Mann verstand mich nicht, aber das mochte wohl an meinem Französisch liegen, welches selbst hie und da Franzosen unverständlich ist. Immerhin genügte mir das „Bonjour, monsieur“ und „pas connait“, um den Jüngling als den ersten mir im Lande begegnenden Repräsentanten französischer Zivilisation zu betrachten. Zum Abschiede reichte ich ihm die Hand, schenkte ihm einige Silbermünzen und fragte, mit der Reitgerte nach Westen deutend: „Poofang?“

„Poofang?“ gab er lächelnd in fragendem Ton zurück. „Voilà Poofang! C'est Poofang, monsieur!“ und damit wies er auf die kleine, vor uns liegende Ansiedlung.

Na! das schien mir denn doch unmöglich! Diese elenden zehn Häuschen sollten das großartig auf der Karte vermerkte Poofang sein, von dem wir, nach den mit Moung Do ge-

machten Erfahrungen zwar nicht übermäßig viel, aber doch eine größere Ortschaft vermutet hatten.

Der Junge mußte meinen Zweifel bemerkt haben, denn er widerholte nochmals: „C'est Poofang, monsieur, c'est Poofang".

Er mußte also wohl recht haben, und nachdem ich mich von meiner Enttäuschung erholt hatte, winkte ich ihm, mir zu meinen Leuten, die am Wege halten geblieben waren, zu folgen. Mit den Yunnanesen schien er sich besser verständigen zu können, als mit mir, und mit vereinten Kräften brachten wir schließlich heraus, daß wir uns nicht nur in Poofang, sondern damit gleichzeitig auch in Tonking befanden, daß der Nam Ma die Grenze zwischen Sipsong Pana und der französischen Kolonie bildete, daß wir in dem Jüngling selbst einen tonkinesischen Soldaten vor uns hatten und daß die erste militärische Station sich einen Tagemarsch östlich von hier befand. Nebenbei stellte sich's heraus, daß Laichau nicht zwanzig, sondern nur acht Tagemärsche entfernt lag.

Auf Wunsch unseres jungen Freundes sollten wir partout — ich hoffe, Sie werden mir dieses Fremdwort heute, als in die Landschaft passend, einmal durchgehen lassen — auf einem zur Bequemlichkeit durchziehender Karawanen von der Regierung des Landes mit geräumigen Schuppen versehenen Platze neben dem Dorfe Lager beziehen, doch fand ich denselben derartig unsauber, daß ich es vorzog, etwa eine halbe Meile flußabwärts unter schattigen Bäumen unmittelbar am Wasser einen Lagerplatz für uns herrichten zu lassen.

Ich ging dann mit Monsieur „Pas connait" ins Dorf zurück, verteilte kleine Geschenke und erstand für Silbergeld Hühner, Eier, Reis und Schamschu, so daß es in unserem ersten Lager auf Tonking-Gebiet hoch hergehen konnte. Am

Abend kaufte ich mir sogar meinen ersten Schamschu-Affen und hatte infolge dessen auch am nächsten Morgen meinen ersten, aber leider keineswegs letzten — Schamschukater zu verzeichnen. Homo sum und ein Germane obendrein! Wer wollte mir also einen Vorwurf daraus machen, daß ich, in Ermangelung von Bärenhaut und Met, mich auf meinen Feldstuhl legte und mich an dem ersten besten mir in den Weg kommenden berauschenden Trunk — nebenbei einem ganz gemeinen Gebräu — zu begeistern versuchte!

Die Nacht über hatte ich mit Fritz und Pig bei strömendem Regen im Zelt zugebracht und vortrefflich geschlafen, während die Leute in ihrer schlecht gebauten Hütte kein Auge geschlossen hatten und völlig durchnäßt worden waren. Erst gegen 7 Uhr brachen wir auf und gelangten nach $3^1/_2$ Stunden leichten Marsches über gewelltes, vielfach mit Bambusdickicht bedecktes Hügelland an den Nam Je, einen Gebirgsbach mit klarem Wasser. Wir befanden uns hier nach meinem Aneroid in einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und fanden die Luft im Vergleich zu der Bergluft, die wir bisher geatmet hatten, drückend und ermüdend. Fritz sah im Laufe des Marsches einige wilde Elefanten, wohingegen ich mir's an der Auffindung massenhafter Spuren derselben genügen lassen mußte; auch Tigerspuren waren keine Seltenheit. Nirgend bisher hatte ich so zahlreiche und gleichzeitig so große Elefantenspuren gesehen, wie auf dem Marsche von Poofang bis zu unserem nächsten Lagerplatze Ma Pum. Es ist zu bedauern, daß die Franzosen keine Anstalten treffen, diese als Lastträger und Holzschlepper unübertrefflichen Tiere einzufangen und abzurichten. In den Bergen Tonkings freilich dürften sie schwerlich Verwendung finden können, aber für militärische Expeditionen im Flachlande oder auch sonst

als Transporttiere wären sie von unschätzbarem Werte. Es geht aber leider den Franzosen hier ebenso, wie uns in Ostafrika, auch sie müssen ihr Geld vorläufig auf die Zähmung von Menschen verwenden und sich die Zähmung der Elefanten für bessere Zeiten vorbehalten.

Nach dem Frühstück ritt ich allein der Karawane voran und kam bald in ein offenes Thal, in dem mich von einem Hügel die französische militärische Station Ma Pum grüßte. An hohem Maste flatterten die letzten Fetzen einer Trikolore, die Station selbst war von dichter Bambuspallisade umgeben, über der sich kleinere Wachttürme erhoben, von denen aus man die Gegend jedenfalls vorzüglich überblicken konnte. Ob dieser äußerste Grenzposten von einem französischen Offizier befehligt wurde oder nicht, hatte ich von Monsieur „Pas connait" nicht herausbringen können, vermutete aber das erstere und erwartete, da ich als zweifellos annahm, daß, falls man nicht schon von Poofang aus Nachricht von meiner Ankunft erhalten hatte, ich zum mindesten jetzt vom Turmwächter gemeldet worden sein mußte, jeden Augenblick irgend jemanden aus der Station heraustreten zu sehen, um mich entweder freundlich zu begrüßen oder nach meinem Paß zu fragen.

Es zeigte sich wider alles Erwarten niemand, und ich hielt es daher für das beste, um jeden Schein der Heimlichthuerei zu vermeiden, dem Kommandanten sogleich meine Aufwartung zu machen.

Nachdem ich auf Radjas Rücken den ziemlich steilen Hügel erklommen und das Thor offen gefunden hatte, band ich mein Pferd am Thorpfosten an und trat durch eine doppelte Pallisade in einen rings von sauberen Bambushäuschen umgebenen Hof, in dessen Mitte sich der Flaggen-

mast erhob. Gegen denselben gelehnt standen zehn Chassepotgewehre, die ich, ohne daß mich jemand daran gehindert haben würde, hätte unter den Arm nehmen und forttragen können; denn wie ich aus lauten Schnarchtönen vernahm, lag die Besatzung im tiefsten Mittagsschlafe. Auf dem Hofe selbst zeigte sich außer summenden Fliegen und einigen kratzenden Hühnern kein lebendes Wesen; nicht einmal ein Hund war da, der mich hätte anbellen und dadurch verraten können. Wie der Prinz in Dornröschens Schloß schlich ich mich leise in dasjenige Haus, aus dem das lauteste Schnarchen tönte und fand hier acht halb entkleidete Gestalten nebeneinander auf einer gemeinschaftlichen Pritsche liegen. Ich weckte die Schläfer nicht gleich dem Märchenprinzen mit einem Kuß, sondern mit einem lauten „Halloh!", worauf sich die acht Gestalten reckten und streckten, und dann, als sie sahen, daß sie nicht träumten, sondern einen leibhaftigen Europäer vor sich hatten, wie von der Tarantel gestochen, entsetzt emporschnellten, sich schleunigst ankleideten und in Reih und Glied antraten. Allem Anschein nach hielten sie mich für einen die Posten revidierenden Offizier und machten sich auf einen tüchtigen Rüffel gefaßt.

Ich winkte ihnen indes freundlich zu, sagte „Bon jour" und fragte, ob sich kein Europäer auf der Station befände. Einer der Leute, der etwas französisch verstand, erzählte mir nun, daß ein eingeborener Sergeant den Posten befehlige, aber auf eines der benachbarten Dörfer gegangen sei, und daß die Station eine Besatzung von zehn Mann aufweise. Später erfuhr ich, daß gleich Ma Pum alle Posten westlich von Laichau mit Soldaten des Fürsten oder Chefs von Moung Lai besetzt sind, der dafür wie für andere Verpflichtungen von der französischen Regierung jährlich eine be-

stimmte Summe ausgezahlt erhält. Die Hauptaufgabe dieser Posten bildet die Sicherung der Straße von Poofang bis Laichau, auf der ein regelmäßiger Patrouillendienst stattfinden soll. In welcher Weise diese Irregulären ihren Dienst erfüllen, erhellt zur Genüge aus dem Idyll, welches wir soeben auf der Station Ma Pum kennen gelernt haben.

Die Leutchen zeigten sich übrigens, sobald sie gesehen hatten, daß aus dem erwarteten Rüffel nichts wurde, äußerst liebenswürdig, bewirteten mich mit Thee und versprachen für den Abend Hühner, Eier und Reis. Sie geleiteten mich dann zu dem unterhalb der Station am Nam Je gelegenen Rastplatze, setzten ein niedliches Bambushäuschen mit erhöhter Lagerstatt durch gründliche Säuberung für mich in stand und wiesen meinem inzwischen herangekommenen Gefolge einen geräumigen Schuppen als Unterschlupf an. Auch für unsere Maultiere war ein geschlossener Raum vorhanden, und man empfahl uns dringend, die Tiere der Tiger wegen über Nacht nicht auf der Weide zu lassen.

Als ich den Soldaten einige meiner kleinen Silbermünzen zeigte, baten sie mich, ihnen solche für mexikanische Dollars, in denen sie ihren Sold ausgezahlt erhielten, umzuwechseln und wollten sich mit zehn Silberlingen für den Dollar zufrieden geben, trotzdem fünfzehn derselben einem solchen gleichwertig sind. An Scheidemünze ist im Lande großer Mangel, und die Dollars werden daher bei kleineren Zahlungen mit Hilfe von Hammer und Meißel in zwei, vier, acht, sechzehn und selbst 32 Teile zerhackt. Da ich ihnen trotz meiner jüdischen Talente den vollen Wert mit fünfzehn Silbermünzen bezahlte, brachten sie bald aus Dankbarkeit allerhand kleine Geschenke, Schamschu, Eier und Fische her-

bei, putzten meine Waffen und thaten alles, was sie mir an den Augen absehen konnten.

Sie bezeichneten sich selbst als Annamiten, doch glaube ich, daß sie sich diesen Namen nur beilegten, weil die Franzosen alle ihre eingeborenen Truppen in Indo-China Annamiten nennen. Die Gebirgsbewohner, zu denen auch meine Freunde gehörten, werden sonst Muongs oder Thos genannt und sollen größtenteils laosischen Ursprungs sein, worauf in erster Linie ihre Sprache und Schrift hinweisen, wohingegen die in der Ebene wohnenden Annamiten sich chinesischer Schriftzeichen bedienen. Uebrigens findet man unter den Muongs und Thos ganz verschiedene Gesichtsbildungen, je nachdem sie mehr oder weniger mit mongolischem, siamesischem oder annamitischem Blute durchsetzt sind. Sie sind weit kräftiger und proportionierter gebaut, als die Annamiten, die wir später in der Ebene treffen werden; auch sind sie meist von hellerer Hautfarbe.

Die Uniform dieser Irregulären besteht aus hellblauen weiten Hosen und Jacken, sowie braunen Kopftüchern, alles aus Baumwollenstoff. Dazu tragen sie chinesische flache Bambushüte mit gelbem Wachstuchüberzug, Patronengürtel und an diesem hängend ein Bajonett. Als Schußwaffe führen sie das Chassepotgewehr.

Fast alle Irregulären, die ich sah, trugen als eine Art Talisman am linken Handgelenke silberne Armbänder, oder in Ermangelung solcher, Baumwollschnüre.

Für die Nacht erhielt ich von dem inzwischen von seinem Ausfluge zurückgekehrten Sergeanten eine Wache von fünf Mann gestellt, von denen stets einer mit geladenem Gewehr Posten stand. Diese fünf Mann dienten mir auch für den nächsten Tag als Geleite. Sie hatten Kulis aus einem be-

nachbarten Dorfe requiriert, denen sie ihre Schlafdecken und ihren Frühstücksproviant aufpackten; überhaupt schienen sie sich im Lande als die großen Herren zu fühlen und gewohnt zu sein, ohne Bezahlung zu nehmen, was sie gebrauchten.

Eine halbe Stunde von Ma Puni passierten wir die Ruinen des verlassenen Dorfes Muong Je und erreichten etwa eine Meile weiter östlich das neue Dorf gleichen Namens mit etwa zwanzig gut gebauten Häusern. Die Weiber hier sahen in ihren blau- und schwarzgestreiften Lungis und weißen oder blauen kurzen Jäckchen, das schwarze Haar sauber in der Mitte gescheitelt und hinten in einen Knoten geflochten, recht einladend aus und begrüßten uns mit heiterem Lachen. Auch hier scheint, wie in Burma, in Laos und in den Schanstaaten, die schwerste Arbeit von ihnen verrichtet zu werden; denn sie waren vielfach damit beschäftigt, Reis zu stampfen.

Dies geschieht in der Regel mit Hilfe eines etwa 1½ Fuß über der Erde mit Zapfen zwischen zwei Pfosten eingelassenen Baumstammes, an dessen längerem Ende sich ein armdicker, anderthalb Fuß langer Dorn befindet. Durch Treten auf das kürzere Ende des Baumes hebt sich das längere Ende mit dem Dorn, welches man dann so lange in einen unter demselben stehenden Holzmörser mit unenthülstem Reis fallen läßt, bis sich die Hülsen des letzteren gelöst haben, eine äußerst anstrengende Arbeit, die aber durchweg von den Herren der Schöpfung dem schöneren Geschlechte überlassen wird.

Schon um acht Uhr gaben mir die Leute meines Geleites zu verstehen, daß sie eine Frühstückspause zu machen wünschten, die ich ihnen wohl oder übel bewilligen mußte, da ich mich nicht gegen ihre Gewohnheiten auflehnen wollte.

Aus dem Korbe des Kuli entnahmen sie darauf in Bananenblätter gewickelten gekochten Reis und verzehrten denselben zusammen mit schmalen Streifen geräucherten Hirschfleisches, löschten ihren Durst mit Wasser und waren nach zehn Minuten schon wieder marschbereit.

Nach im ganzen kaum zwölf Meilen Marsches auf ebenem Wege kamen wir kurz nach 10 Uhr an das Dorf Moung Tong, wo uns ein ebensolches Lager, wie wir es am Morgen verlassen hatten, angewiesen und uns bedeutet wurde, unser Tagewerk sei für heute vollbracht.

Die Irregulären Tonkings scheinen sich demnach an ihren berühmten Kameraden von der Krähwinkler Landwehr ein Beispiel genommen zu haben und zu denken: „Immer langsam voran!“ Nun, unsere Lasttiere hatten während der letzten Wochen eine harte Zeit gehabt und waren namentlich von Moung Do bis Poofang gehörig geschunden worden, so daß ihnen ein freier Nachmittag wohl zu gönnen war. Auch konnten wir die Sache jetzt schon etwas leichter nehmen, hatten wir doch allem Anschein nach den schlimmsten Teil der Reise hinter uns, befanden uns auf dem Gebiete einer Nation, die ihrer eigenen Aussage nach an der „tête de la civilisation“ marschiert, und durften daher annehmen, daß — falls man uns überhaupt weiter ins Land ließ — den sauren Wochen frohe Feste folgen würden.

Wir machten es uns also so bequem, wie möglich, und nachdem das Frühstück beendet war, ging ich hinauf zu dem auf einer kleinen Bodenerhebung gelegenen Dorfe.

Dasselbe war weniger Dorf als ein großer Misthaufen, auf dem Kinder, Schweine und Hunde einträchtig zusammen im Schmutz herumwühlten. Die Häuser waren im Schanstil und sehr nachlässig gebaut, hier und da fanden sich zum

Schutze gegen die Schweine und ihre Wühlkameraden mit niederen Bambuszäunen eingehegte Senf- und Tabakbeete.

Ich machte dem Ältesten des Dorfes, bei dem meine Eskorte Quartier genommen hatte, meinen Besuch, teils aus Höflichkeit, teils um mir das Innere seines Hauses anzusehen. Dasselbe war an beiden Seiten durch Verschläge in kleine Kammern geteilt, in der Mitte befand sich ein großer dunkler Raum mit dem uns bereits bekannten, als Feuerherd dienenden erdgefüllten Holzkasten, und über demselben, in etwa Menschenhöhe, hing ein Bambusgestell mit in der Räucherung begriffenen Fischen und Fleischstreifen. Die Schweine wurden, wie ich sah, mit jungen Bambusschößlingen gefüttert.

Ich gab dem Führer meiner Eskorte Geld zum Einkauf von Proviant, und war kaum ins Lager zurückgekehrt, als auch er schon mit Hühnern, Eiern und Reis erschien. Wie ich später von Fritz erfuhr, hatte er sich den Einkauf insofern leicht gemacht, als er das Geld in seine Tasche gesteckt und die gewünschten Lebensmittel dem ersten besten Dorfbewohner ohne weiteres abgenommen hatte. Das scheint hier so des Landes Sitte und Brauch zu sein, und die armen Leute sind froh, wenn sie obendrein nicht noch Prügel bekommen.

Mein Eskortenführer meldete sich gegen Abend und fragte, wann die Reise morgen früh weitergehen solle, worauf ich ihn bedeutete, er möge um 3½ Uhr mit seinen Leuten zur Stelle sein, dagegen leiste ich für die Nacht auf einen Posten Verzicht.

Der Morgen kam, nicht aber die Eskorte, und als sich auch bis 4½ Uhr niemand sehen ließ, brachen wir auf und zogen, mit Hilfe der Laterne unseren Weg suchend, ohne Gefolge weiter. Nach etwa zwölf Meilen — diese Anzahl

rechnet man hier scheinbar auf einen Tagemarsch — fanden wir wieder einen Lagerplatz und nahmen daselbst unser Frühstück ein. Waren die Wege von der Grenze bis hierher verhältnismäßig gut gewesen, so fingen sie jetzt an, herzlich schlecht zu werden. Aber es ging immer noch, so lange wir auf der Höhe entlang zogen. Dann aber mußten wir für mehrere Stunden dem Laufe des Nam Tscha folgen, den Fluß unzählige Male durchwaten und endlich in dem trockenen steinigen Bette eines seiner Nebenflüßchen weiterstolpern, so daß wir gegen 4 Uhr vollauf genug des grausamen Spieles hatten und auf einer erhöhten Graslichtung am rechtsseitigen Ufer des Nam Tscha Feierabend machten.

Radja und die Lasttiere wurden für die verbleibenden Tagesstunden losgelassen, um sich nach Herzenslust im Grase zu wälzen und ihrem Futter nachzugehen, während Lali ausgeschickt wurde, Bambusblätter für die Nacht zu schneiden. Er kam jedoch nach kurzer Weile atemlos zurück und behauptete, das Dickicht wimmele von Elefanten und wenn wir nicht sofort große Feuer anmachten, wären wir unseres Lebens nicht sicher. Anfangs lachten wir ihn aus, als es aber plötzlich ganz in unserer Nähe trompetete und der Bambus krachte, als fahre eine Dampfwalze durch den Wald, hielt ich es doch für besser, einige Schüsse abzugeben, um unsere unliebsamen Nachbarn zu verscheuchen. Sie stoben zwar erschreckt nach allen Richtungen auseinander, rumorten aber doch die ganze Nacht über in unserer Nachbarschaft umher und sorgten im Verein mit heftigem Gewitter dafür, daß wir trotz aller Schlafbedürftigkeit wach blieben.

Da wir uns am vergangenen Tage mehrfach mit den Maultieren festgerannt hatten, ritt ich, bevor die Karawane marschfertig war, derselben voran, um die Leute rechtzeitig

vor einer neuen Sackgasse warnen zu können. Alle für die Lasttiere ungangbaren Pfade wollte ich durch auf den Boden geworfene frische Zweige kenntlich machen, im übrigen sollte man den Hufspuren Radjas folgen. Nachdem ich nach etwa einer Stunde Marschierens einen Bergrücken überwunden und mich gerade wieder zu Pferde gesetzt hatte, um, wie ich es stets während des Marsches zu thun pflegte, die Zügel über den Sattelknopf gelegt, Eintragungen in mein Taschenbuch zu machen, krachten plötzlich dicht neben mir aus einem Bambusdickicht zwei Schüsse. Ich fühlte einen heftigen Ruck in der Seite und stürzte, da Radja gleichzeitig einen erschreckten Sprung machte, aus dem Sattel. Ich glaubte nicht anders, als daß ich verwundet sei, denn einen ähnlichen Ruck hatte ich gefühlt, als ich eines Tages in Ostafrika in einem Gefechte mit den Aufständischen einen Schuß in den Stiefel bekommen hatte, und erwartete natürlich im nächsten Augenblick von heranstürzenden Räubern überfallen und niedergemacht zu werden. Zu meiner Ueberraschung gelang es mir indessen ohne Anstrengung wieder auf die Beine zu kommen. Meinen Revolver ergreifend gab ich darauf mehrere Schüsse aufs geratewohl ins Dickicht ab; denn sehen konnte ich von meinen Angreifern absolut nichts. Ich hörte nur das Knacken und Rascheln von Zweigen und unterdrückte menschliche Laute; dann wurde es still. Eiligst vertauschte ich nun den Revolver gegen den Repitierkarabiner, den ich stets über die Schulter gehängt bei mir führte und zog mich, denselben schußbereit haltend, hinter eine an der anderen Seite des Weges stehende Bambusgruppe zurück. Mein Herz pucherte — wie man in Pommern zu sagen pflegt — wie ein Lämmerschwanz, und ich beneidete Radja,

der, als sei gar nichts vorgefallen, nicht weit von mir graste, um seine wunderbaren Nerven.

Gegen fünf Minuten mochte ich so, jede Sekunde einen neuen Angriff erwartend, gestanden haben, als ich wieder Stimmen vernahm, die aber, wie sich zu meiner Freude herausstellte, von den gerade über den Berg kommenden Leuten meiner Karawane herrührten. Ich rief Fritz zu, sich schußfertig zu machen und zu mir zu kommen. In wenigen Sekunden war er an meiner Seite, und erfuhr, was vorgefallen war. Wir kamen dahin überein, daß an eine Verfolgung der Räuber unter keinen Umständen gedacht werden könne und daß eine Wiederholung des Angriffes von Leuten, die es nicht einmal gewagt hatten, gegen mich allein vorzugehen, nachdem sie mich nicht auf den ersten Schuß hatten kampfunfähig machen können, jetzt, wo wir zu fünfen waren, kaum zu erwarten stand, so daß wir am besten thäten, den Marsch, wenn auch mit Vorsicht, ohne Zeitverlust fortzusetzen. Da ich voraussetzte, daß die Yunnanesen und Vadiwal, sobald sie auch nur ahnten, was sich ereignet hatte, nicht zum Weitermarsche zu bewegen gewesen wären, empfahl ich Fritz Stillschweigen und erzählte ihnen selbst, ich hätte einige Male auf einen Hirsch geschossen. Erst jetzt entdeckte ich, daß eine der Kugeln den Kolben meines Karabiners gestreift hatte und fand darin eine genügende Erklärung für den heftigen Ruck, den ich in der Seite verspürt hatte; denn daß ich selbst unverletzt war, darüber war ich schon lange nicht mehr im Zweifel.

Eine halbe Stunde später kamen wir wieder an einen Lagerplatz und trafen hier zwei Irreguläre, mit dem Ausweiden eines Hirsches beschäftigt. Auf Befragen, ob sie allein Patrouille gingen, erzählten sie, daß noch einige ihrer

Kameraden auf der Jagd seien. Nach dieser Aussage kann ich mich noch heute nicht ganz des Gedankens erwehren, daß vielleicht diese Kameraden es waren, die sich den kleinen Scherz erlaubt hatten, ohne meinen Willen mit mir Räuber und Wanderer zu spielen; zumal ich aus dem Knall der auf mich abgegebenen Schüsse schloß, daß dieselben aus Hinterladern stammen mußten. Für den Wert von 40 Pfg. erstanden wir von den Leuten zwei Hirschkeulen und setzten, ohne ihnen — aus Rücksicht auf die Yunnanesen — Mitteilung von dem Vorgefallenen gemacht zu haben, unseren Marsch fort.

Je weiter wir kamen, um so schlechter wurde der Weg. Die ersten Regengüsse hatten den größten Teil der im Laufe der trockenen Jahreszeit abgestorbenen Bambusrohre geknickt, so daß der Wald aussah wie ein Haufen durcheinander geworfener Streichhölzer und wir beständig von den Dhas Gebrauch machen mußten, um uns Bahn zu brechen. Die Yunnanesen waren demzufolge wieder einmal in miserabler Laune und schimpften und fluchten ohne Unterbrechung.

Um noch selbigen Tages die Dorfschaft Moung Tscha zu erreichen, mußten wir trotz entsetzlicher Hitze unsere Frühstückspause auf ein Minimum beschränken und nach kaum einstündiger Rast den Marsch wieder aufnehmen. Wir hatten eine steile Steigung von fast 2000 Fuß zu bezwingen, bis der Pfad wieder bergab und zwar nunmehr glücklicher Weise durch Laubwald führte, so daß wir tüchtig ausschreiten konnten. Die Yunnanesen lagen mir beständig mit ihren Bitten, Lager zu beziehen, in den Ohren, da die Lasttiere und sie selber infolge der vorangegangenen schlaflosen Nacht sowohl, wie wegen des anstrengenden heutigen Marsches vollkommen erschöpft seien. Es stand jedoch wieder ein

Gewitter am Himmel, und ich hatte der nassen Nächte vollauf genug. Moung Tscha konnte höchstens noch einige Meilen entfernt sein, dort hoffte ich entweder Rasthäuser anzutreffen oder in dem Hause des Ältesten ein sicheres und trockenes Unterkommen zu finden. Also vorwärts! Das Gemurre und Gestöhne der Maultiertreiber wurde mir schließlich so unleidlich, daß ich trotz der am Morgen gemachten üblen Erfahrung der Karawane wiederum vorausritt, um mich ungestört der schönen Natur freuen zu können.

Etwa eine Stunde mochte ich marschiert sein, als ich an eine Ansiedlung gelangte und, da der Regen jeden Augenblick losbrechen konnte, den Entschluß faßte, hier zu nächtigen. Bei näherer Besichtigung stellte es sich indes heraus, daß ein Schweinestall immer noch als ein Hotel ersten Ranges im Vergleich zu den mir zur Verfügung gestellten Räumen gelten konnte, und so zog ich, zumal man mir sagte, Moung Tscha läge in nächster Nähe, weiter. Blitz auf Blitz zuckte am wolkenschwarzen Himmel, dumpf verhallten die rollenden Donner in den Bergen, schwere Tropfen fielen, erst vereinzelt, dann dichter und dichter, bis sie sich allmählich zu kleinen Gießbächen vereinten und mich im Handumdrehen bis auf die Haut durchnäßten. Da leuchtet es plötzlich grell auf, der ganze Wald um uns erscheint für eine Sekunde wie ein Meer von Flammen; dann — ein betäubender Knall, ein Splittern und Krachen von Ästen und Zweigen — der Blitz ist nicht weit von uns in einen Baum gefahren. Rohrend und am ganzen Leibe zitternd, mit weit geöffneten Nüstern steht Radja da, als sei er mit den Hufen am Boden festgenagelt. Ich muß absteigen, ihn streicheln und liebkosen, bis er sich ein wenig beruhigt und, zögernd mir folgend, einen Huf vor den

anderen setzt, als könne jeder Schritt ihn in einen Abgrund führen. Derweil goß es in Strömen und ich zog ernstlich den Gedanken in Erwägung, ob ich nicht besser daran thäte, in das verschmähte Quartier zurückzukehren, als mir Rettung in einer anderen, lediglich aus zwei Häusern bestehenden, mitten im Walde gelegenen Ansiedlung winkte. Nach wenigen Augenblicken hielt ich mit Nadja unter einem der beiden auf Pfählen gebauten Häuser — wir waren geborgen.

Sofort kamen zwei Männer herbei, mich freundlich zu begrüßen, meinen Pony abzusatteln und mich aufzufordern, ihnen ins Innere des Hauses zu folgen. Vermittelst einer Leiter gelangte ich auf eine Veranda und von dort direkt in einen weiten Raum mit einzelnen nach der Mitte des Raumes offenen Verschlägen. An drei Feuerstellen war man gleichzeitig mit der Bereitung des Abendmahles beschäftigt, über zweien wurde in am Boden siebartig durchlöcherten Holzcylindern, die auf wassergefüllten Töpfen standen, Reis gedämpft, über dem dritten röstete man zwischen Holzstäbchen gespannte Fische. Abgesehen von dem infolge dieser Kocherei und Rösterei herrschenden Rauch machte das Innere des anscheinend erst kürzlich errichteten Hauses einen ganz behaglichen Eindruck, der natürlich durch das draußen herrschende Wetter nicht unwesentlich erhöht wurde. Die Bewohner, wie ich erfuhr, zwei Familien, aus im ganzen 14 Köpfen, zwei Frauen, sechs Männern und der gleichen Zahl Kinder bestehend, waren Schanchinesen, sauber gekleidete Leute und gegen mich von einer geradezu rührenden Aufmerksamkeit. Sie luden mich ein, mich auf einen niedrigen Bambusschemel am Feuer niederzusetzen, zogen mir meine Oberkleider aus, um dieselben zu trocknen, kneteten meine ermatteten

Glieder, gaben mir Thee zu trinken und Tabak zu rauchen und versorgten Radja mit Futter.

Man merkte, sie waren gewohnt, die Europäer als ihre Herren zu betrachten, aber darüber, daß ich allein, ohne Gefolge in einem solchen Hundewetter durch die Wildnis gezogen kam, schienen sie sich durchaus nicht beruhigen zu können. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß meine Leute hinter mir zurück seien, feuerte auch, um letzteren meine glückliche Ankunft unter Dach und Fach zu melden, von Zeit zu Zeit einen Schuß ab, aber man verstand mich hier ebenso wenig, wie man auf der anderen Seite meine Schüsse zu hören schien, denn kein Gegenschuß erfolgte.

Inzwischen war ich bemüht, mich nach Möglichkeit bei meinen Wirten durch Verteilung von Nähnadeln, Angelhaken, Ringen und Ballons beliebt zu machen und, so gut es ging allerlei Erkundigungen einzuziehen. Auf meine Frage, wen sie als Herren des Landes anerkennten, holten die Leute einige blauweißrote Fähnchen hervor, die ihnen wahrscheinlich in Laichau, wo ich später im Stationsmagazin ganze Stöße derselben fand, geschenkt worden waren. Ihre Kleidung bestand für die Männer aus blauen Hosen und Jacken, für die Weiber aus blau und schwarz gestreiften baumwollenen Lungis, dazu, falls sie verheiratet waren, blauen Jacken, falls Jungfrauen, kurzen weißen Miedern, die nur die Brüste bedeckten, unterhalb derselben jedoch einen rund um den Körper laufenden Streifen von doppelter Handbreite unbedeckt ließen. Das Haar trugen sie in der Mitte gescheitelt und hinten in einen Knoten geflochten.

Mittlerweile war es stockfinster geworden, und schon hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, getrennt von meinen Leuten nächtigen zu müssen, als ich zu meiner

großen Freude Fritzens Stimme vernahm und ihn im nächsten Augenblick mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt eintreten sah:

„Good evening, Sir“, sagte er lachend, als sei das Marschieren in strömendem Regen das größte Vergnügen, welches man sich leisten konnte. „I am here, but the mules are not coming.“

Ich erfuhr nun von ihm, daß infolge der Übermüdung der Tiere und der Schlüpfrigkeit der Wege die Yunnanesen nicht hätten weiter kommen können und froh waren, den von mir verschmähten Schweinestall erreicht zu haben. Dort sei Badiwal bereits dabei, ein Huhn zu rösten und eine Erbswurstsuppe für mich zu bereiten.

Aber selbst ein Franz Pfordtesches Diner würde mich nicht von meinem behaglichen Feuer und aus dem traulichen Familienkreise, in dem ich mich befand, haben fortlocken können. J'y suis et j'y reste, sagte ich daher mit Mac Mahon, und da Fritz wenig daran gelegen zu sein schien, allein zu seinem Freunde Badiwal zurückzukehren, lud ich ihn ein, bei mir zu bleiben und sich's mit mir bequem zu machen.

Wir ließen uns einige Eier geben, kochten dieselben und setzten uns dann auf Bambusschemel an einem etwa einen Fuß hohen ebenfalls aus Bambus gemachten Tischchen zum Mahle nieder. Unsere Wirte aber ließen es sich nicht nehmen, gedämpften Reis, geröstete Fische und Thee, Eß-stäbchen, Porzellanschälchen und -Löffel herbeizubringen, so daß es uns thatsächlich an nichts fehlte. Nachdem wir gegessen hatten, reichte man uns eine Kupferschale mit heißem Wasser und ein Tuch zum Abreiben von Gesicht und Händen, dann erhielten wir jeder eine Wasserpfeife aus

Bambus mit erbsengroßem Pfeifenkopf und feingeschnittenen infolge einer Behandlung mit Rizinusöl widerlich süßlich schmeckenden chinesischen Tabak. Anstandshalber rauchte ich eine dieser, zum Glück nach höchstens zwei bis drei Zügen erledigten Pfeifen und füllte mir dann meine eigene kurze amerikanische Buxbaumpfeife mit Chieng Tung-Tabak. Jetzt erst machten unsere Wirte Anstalten, sich selber zu ihrer Nachtmahlzeit niederzulassen und zwar gleichfalls an kleinen Tischchen, die Männer von den Weibern und Kindern getrennt. Nach beendetem Essen versammelten wir Herren der Schöpfung uns alle um eine der Feuerstellen, während die Weiber das Geschirr wuschen, Reis für das Frühmahl stampften (hier in kleinen hölzernen Handmörsern) und die Kinder zu Bett brachten. Einige der Männer streckten sich später auf ihr Lager aus und vertrieben sich die Zeit mit Opiumrauchen und Theetrinken. Die älteste Dame des Hauses brachte mir ein vierkantiges Kopfkissen und eine leichte Baumwolldecke, die ich an Fritz abtrat, und es für meine Person vorzog, mich in meine große tibetanische Wolldecke, die sonst als Sattelunterlage diente und die inzwischen nahezu trocken geworden war, zu hüllen. Nach der verflossenen schlaflosen Nacht und den Mühen des Tages erwartete ich, binnen kürzester Zeit in einen todesähnlichen Schlaf zu verfallen; aber, war es das ungewohnte vierkantige Kopfkissen, die Härte meines Lagers oder unsere merkwürdige Umgebung, kurz, ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, und als der Sandmann selbst nach Verlauf einer Stunde noch nicht erschienen war, gab ich überhaupt jede weitere Hoffnung einzuschlafen auf und blieb mit offenen Augen liegen, um zu beobachten, was um mich her vorging.

Und da gab es gar vieles zu schauen; denn die nächt-

lichen Familienfreuden der Schanchinesen waren mir bis dahin noch ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, und wer konnte außerdem wissen, ob ich je wieder Gelegenheit finden sollte, dieselben kennen zu lernen. Offen gestanden, hatte ich mir von diesen Familienfreuden nicht viel mehr, als von unseren eigenen versprochen, d. h. ich hatte erwartet, man würde sich schlafen legen und ab und zu durch Kindergeschrei gestört werden. Aber es kam anders.

Gegen 10 Uhr machte man allerdings Miene, zu Bette zu gehen, während dessen kam jedoch eines der Kinder, nackt, wie Gott es geschaffen hatte, wieder aus seinem Neste hervorgekrochen, um sich am Feuer zu wärmen. Das veranlaßte Mama, noch einige frische Holzscheite aufzulegen, sich von neuem eine Tasse Thee zu bereiten und Papa, der gerade seine wer weiß wie vielte Opiumpfeife beendet hatte, herbeizurufen, um an ihrer Freude teilzunehmen. Nachdem sich das zärtliche Paar nach verschiedenen Tassen Thee in einen der Verschläge zurückgezogen und denselben durch einen dünnen Vorhang vor profanen Blicken geschützt hatte, fiel es plötzlich einem der übrigen Leute ein, daß er noch Hunger habe. Er holte sich daher einige geräucherte Fische und etwas vom Abend übrig gebliebenen kalten Reis herbei und verzehrte beides, um sich dann eine Wasserpfeife anzuzünden, deren Gluck, Gluck, Gluck wieder mehrere andere Leute mobil machte, die auch dachten, man könne es ja noch einmal mit einem Pfeifchen versuchen. Durch das vereinigte Gluck, Gluck, Gluck der Wasserpfeifen erwachte Ehefrau Nr. 2, schimpfte erst ein wenig, setzte sich aber gleichfalls zu den Männern und dem am Feuer mittlerweile eingeschlafenen nackten Kinde und bereitete einen frischen Theeaufguß. Plötzlich schien den Männern ein neuer Gedanke gekommen zu sein; sie erhoben

sich, nahmen ihre Dhas von der Wand und verließen den Raum.

Was beim Himmel konnte die Leute veranlassen, jetzt um die mitternächtige Stunde, mit ihren Dhas bewaffnet, trotz Regen und Finsternis das Haus zu verlassen? Ich stand auf und folgte ihnen, um zu sehen, was es gebe, sah sie auf die nächststehenden Bambus zugehen und dieselben umhauen, dann schnitten sie die Zweige und Blätter ab, brachten diese dem unterm Hause angebundenen Radja und zimmerten endlich aus den gefällten Rohren eine solide Umzäunung für den Schecken zurecht, „der Tiger wegen“, wie sie mir bedeuteten.

Ich war ganz gerührt ob dieser Fürsorge meiner Wirte für mein braves Roß und bat sie, das Maß ihrer Güte voll zu machen und Radja nochmals zur Tränke zu führen. Als das geschehen war, gingen wir ins Haus zurück und setzten uns, im Verein mit dem inzwischen wieder hinter dem Vorhange herausgekommenen zärtlichen Ehemann ans Feuer, um von neuem zu rauchen und Thee zu trinken. Meine noch zum Trocknen aufgehängten Kleider, meine Waffen und Fritzens in kunstvoller Weise aus den Schuppenblättern des Bambus zusammengenähter Schanweiberhut bildeten unausgesetzt den Gegenstand allseitiger Bewunderung. Endlich gegen zwei Uhr schien man mit dem Schlafen Ernst machen zu wollen, denn die Pfeifen wurden weggestellt und jeder zog sich auf seine Schlafstelle zurück. Kaum aber ertönten die ersten Schnarchlaute, als Ehefrau Nr. 1 wieder ans Feuer trat, und zwar mit einem Korbe gereinigter Baumwolle, die sie nach Landessitte mit Hilfe der in Schwingungen versetzten Sehne eines Bogens aufzulockern sich anschickte. Da die schwingende Sehne einen Ton wie die Baßsaite einer Harfe

hervorbringt, so war für mich natürlich auch jetzt nicht an Schlaf zu denken, und ich setzte mich daher zu Madame, zündete mir nochmals eine Pfeife an, ließ mich in der Kunst des Baumwollenlockerns unterweisen und trieb so viel Allotria, daß ihr Gatte es doch für nötig hielt, sich zu uns zu setzen.

Der erste Hahn hatte längst gekräht, als ich mich endlich zurückzog, und ich muß dann auch sofort eingeschlafen sein. Erst, als Fritz mir die Meldung machte, der Kakao stände neben meinem Lager, die Maultiere seien wohl und munter und würden in einer halben Stunde antreten, erwachte ich. Der gute Junge war in aller Frühe zu dem Nachtquartier der Karawane zurückgekehrt, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, Kakao für mich zu holen und die Leute zur Eile anzutreiben.

Sobald sie kamen, mußten sie meinen Stahlkoffer zu mir bringen, damit ich demselben Geld und kleine Geschenke für meine liebenswürdigen Wirte entnehmen konnte. Die beiden Hausfrauen erhielten je eine „goldene“ Halskette, die Männer Rasier- und Taschenmesser, die Kinder zu ihren französischen Fähnchen jedes eine Medaille mit dem Bildnis Kaiser Wilhelms II. Dann nahmen wir Abschied und zogen weiter nach Moung Tscha, wo wir nach kurzem Marsche, während dessen wir innerhalb $^3/_4$ Stunden den Nam Lai nicht weniger als neun Mal zu durchwaten hatten, eintrafen.

Moung Tscha ist ein aus etwa zwanzig großen Häusern im Schanstil bestehendes, von einem Chinesen, als Ältesten, verwaltetes Dorf mit vorwiegend chinesischen Bewohnern. Da die von der Regierung erbauten Rasthäuser wenig einladend erschienen, ließen wir uns Wohnung in einem der Häuser des Dorfes anweisen, doch zog ich es vor, anstatt

ins Innere des Hauses zu gehen, Bett und Tisch auf der geräumigen Veranda desselben aufzustellen. Ich machte dann dem Ältesten meinen Besuch, fand in seinem scheunenähnlichen Hause nicht weniger als vierzig Menschen untergebracht und erklärte ihm, herzlich gern bereit zu sein, mich gegen Abend von jung und alt in Augenschein nehmen zu lassen, daß ich aber zur Zeit todmüde sei und daher bäte, bekannt zu machen, ich wolle bis gegen Abend ungestört sein. Das geschah, und ich verbrachte einen ruhigen Nachmittag. Gegen Abend wurde ich dagegen förmlich belagert und hörte erst auf, den Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit zu bilden, als mir in einem Wasserbüffel, dem mit vieler Mühe ein Bambusseil durch die Nase gezogen wurde, ein Konkurrent entstand.

Unser nächster Marsch führte durch die Wildnis mit vereinzelt eingestreuten Waldlandkulturen, auf denen Weiber mit Maispflanzen beschäftigt waren. Der zivilisatorische Einfluß der Franzosen zeigte sich hier bereits an der den Leuten anerzogenen Höflichkeit; denn während in den Laos- und Schanstaaten mich nur äußerst selten jemand gegrüßt hatte, begegnete ich hier, wie auch späterhin in Tonking fast nie einem Menschen, einerlei ob Mann oder Weib, der nicht mit dem Hute in der Hand an mir vorübergegangen wäre.

Am zweiten Tagemarsche von Moung Tscha stiegen wir hinunter in das fruchtbare Nam Lai-Thal mit sauber bestellten grünenden Feldern, schmucken Dörfern und dem in munterem Laufe seine Wasser dem Schwarzen Fluß zuführenden Bache, dem es seinen Namen verdankt.

Ban Mal hieß das am rechten Ufer des Nam Lai auf einer Anhöhe gelegene Dorf, welches wir uns zum Nachtquartier erwählten. Wir trafen hier einige Irreguläre unter

dem Befehle eines stark angeheiterten, das wunderbarste Französisch radebrechenden, älteren Mannes, der uns mit einem Schwall unverständlicher, aber zweifellos höflich sein sollender Redensarten in ein noch im Bau begriffenes Schanhaus hineinkomplimentierte. Ich entschied mich wieder für die Veranda und überließ meinen Leuten die inneren Räumlichkeiten. Unser Wirt, den ich damals für einen Sergeanten hielt, der aber, wie ich später erfuhr, der Chef von Moung Lai oder Laichau selber war und noch vor wenigen Jahren als unabhängiger kleiner Fürst den Franzosen in Tonking viel zu schaffen gemacht hatte, bis er endlich zu Kreuze hatte kriechen müssen, tänzelte und scharmänzelte um uns herum wie ein französischer Tanzmeister, schwadronierte wie ein Gascogner und wurde mir auf die Dauer mit seinem Gelärme so unausstehlich, daß ich ihn mit der Weisung fortschickte, sich nach Hühnern und anderen Lebensmitteln für uns umzusehen. Hätte ich gewußt, daß ich in ihm einen Großen des Landes und eine historische Persönlichkeit vor mir hatte, ich würde ihn wahrscheinlich mit mehr Rücksicht behandelt haben. Er schien denn auch wenig erbaut über den Auftrag zu sein, tänzelte aber trotzdem davon und kehrte binnen kurzem mit einem Stück Hirschfleisch, einer fetten Ente und einem mit Schamschu gefüllten Bambusrohr zurück. Als ich ihn fragte, wie viel ich für alle diese Herrlichkeiten zu bezahlen habe, war er höchlichst entrüstet und erklärte mir, ich sei sein Gast, sein Freund, und könne ihm daher kein Geld anbieten. Ich schenkte ihm darauf ein Rasiermesser, welches er mit Dank annahm und nun erzählte, er habe zwei Söhne, die auf Kosten der französischen Regierung in Paris erzogen würden, sei ein aufrichtiger Freund der Franzosen und namentlich des die Station Laichau

kommandierenden Sergeanten. Bis vor kurzem sei die Station mit europäischen Soldaten und mehreren Offizieren belegt gewesen, zur Zeit seien dagegen nur vierundzwanzig Annamiten unter einem französischen Sergeanten dort. Er zeigte mir nach dem Essen acht schöne tonkinesische Hirschhunde, mit denen er auf die Jagd zu gehen pflegt, und gab mir auf Befragen den Wert eines solchen Hundes auf 40 bis 60 Franken an. Ponys, meinte er, seien im Lande für 100 bis 120 Franken zu haben, Milchziegen — ich sah solche mit schwarzem Fell und hängenden Ohren umherlaufen — kosteten 5 bis 6 Franken, fette Schweine 20 Franken.

Er blieb den ganzen Abend bei mir und ging nicht eher fort, als bis wir den Schamschubecher bis auf die Neige geleert hatten.

Am folgenden Morgen gab er mir einen der Irregulären als Führer nach Laichau mit, während er mit den übrigen Soldaten und seinen acht Hunden in die Berge auf die Hirschjagd zog.

Ich befand mich in besonders gehobener Stimmung, sollte ich doch in wenigen Stunden, nach fast dreimonatlichem Wildnisleben, wieder mit einem Europäer zusammentreffen und, wie zu erwarten stand, von ihm erfahren, was sich im Laufe dieser Zeit außerhalb der Schanstaaten zugetragen hatte, hatte alle Aussicht, einmal wieder einen guten Trunk und, was ich in den letzten Wochen am meisten entbehrt hatte, ein Stück Seife zum Reinigen unserer Wäsche zu erhalten, vielleicht auch meine tags zuvor verloren gegangene Pfeife zu ersetzen, Belehrungen über Land und Leute zu empfangen, kurz tausenderlei kleine Wünsche erfüllt zu sehen, denn nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß ein Franzose sich durch seinen Deutschenhaß so weit beeinflussen

lassen könnte, einem deutschen Reisenden persönlich feindlich gegenüber zu treten. Ich hielt es zwar keineswegs für ausgeschlossen, daß man mir den Durchzug durchs Land verbieten und mich zu Boot den Schwarzen Fluß hinunter nach Hanoi schicken würde, da ich mich nicht im Besitze eines Passes befand, aber daß der Sergeant, der die Station Laichau z. B. befehligte, mich unfreundlich empfangen und mir jegliche Unterstützung versagen könnte, galt für mich als ausgeschlossen. Bei herrlichem Wetter zogen wir am Fluß entlang durch eine ununterbrochene Reihe von Dorfschaften, in deren Nachbarschaft große Herden von Ponys und Maultieren grasten. Nirgend sah man Tempel oder Pagoden, dagegen eine Menge kleiner Verschläge zum Niederlegen von Opfergaben für die „Nat“, oft wie die Buden auf einem Marktplatze zu vielen Dutzenden neben einander.

Je weiter wir marschierten, um so mehr traten zu beiden Seiten des Thales die Berge zusammen, bis sich das Thal in einen Engpaß verlor, der nur Raum bot für den Fluß und einen Fußpfad. Wir folgten dem letzteren und standen nach kurzer Zeit an dem Einflusse des Nam Lai in den Nam Thai oder Schwarzen Fluß, zwischen steil abfallenden Schieferklippen. Am jenseitigen Ufer, auf einer den Wasserspiegel um etwa 100 Fuß überragenden Höhe gewahrten wir die Dorfschaft Laichau und die von einer Pallisade eingeschlossene französische Station mit im Winde flatternder Trikolore.

Auf unser Rufen kamen zwei Kähne herbei, wir entluden die Maultiere, brachten das Gepäck an Bord und fuhren, die Yunnanesen nebst ihren Vierfüßlern und Radja zurücklassend, nach der rechten Flußseite hinüber. Auf Zickzackwegen gelangten wir zum Dorfe, welches aus etwa vierzig

Häusern besteht, die teils im Schanstil auf Pfählen, teils nach chinesischer Art zu ebener Erde erbaut sind und hielten dann vor dem von einem Posten bewachten Thore der Station.

Ich hatte Fritz soeben den Auftrag erteilt, dem die Station befehligenden Sergeanten meine Karte zu überbringen und demselben unsere Ankunft zu melden, als letzterer auch bereits aus einem der zu beiden Seiten eines großen Rasenplanes gelegenen Häuser hervortrat, um mich willkommen zu heißen.

Seiner Einladung folgend, begleitete ich ihn in seine Wohnung, in der mir eine Batterie wohlgefüllter Flaschen mit allen möglichen guten Flüssigkeiten entgegenlachte. Auf Befragen entschied ich mich für ein Gläschen mit Wasser verdünnten Absynths, ein, wenn in nicht zu großen Quantitäten genossen, ebenso erfrischendes, wie anregendes Getränk, und erzählte meinem durch mein unvermutetes Erscheinen im höchsten Grade überraschten Wirt, von wo ich komme, und daß ich beabsichtige, auf dem einen oder anderen Wege nach Hanoi, der Hauptstadt Tonkings, zu gelangen, vorläufig aber, nachdem ich dreiundzwanzig Tage marschiert sei und im Laufe dieser Zeit nur einen Ruhetag gemacht habe, den Wunsch hege, in Laichau etliche Tage zu rasten.

Auf meine Frage, ob es möglich sei, im Dorfe ein passendes Unterkommen zu finden, wurde mir bedeutet, daß die Wohnung des ehemaligen Kommandanten der Station zu meiner Verfügung stehe. Ich nahm dieses Anerbieten mit bestem Danke an und machte es mir, sobald meine Habseligkeiten bei einander waren, in den mir angewiesenen vier großen, einfach, aber anständig eingerichteten Räumen

bequem. Nach einem vortrefflichen Frühstück, bestehend aus Radieschen, Sardinen, Gemüsesuppe, Hirschsteak mit Spargelsalat und Eierkuchen, unternahm ich in Begleitung des Sergeanten einen Rundgang durch die peinlich sauber gehaltenen Stationsanlagen, die Magazine, in denen nicht weniger als zwölf große Fässer Rotwein — wie mein Führer mir sagte, für mehr denn 20 Jahre genügend — neben anderem Proviant aufgespeichert lagen, die Soldatenwohnungen und Gartenanlagen. In letzteren fanden sich neben versuchsweise angepflanzten Thee- und Kaffeesträuchern und verschiedenen Obstbäumen eine große Anzahl Gemüsebeete, wie man sie schöner und üppiger kaum an der gesegneten Riviera finden dürfte. Hier fehlte es weder an Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Spargel, Sellerie und Tomaten, noch an den verschiedensten Salatarten wie Kopfsalat, Endivien, Kresse u. s. w. Auch der Hühnerhof war so beschaffen, daß jede Landfrau stolz darauf hätte sein können. Der Sergeant zeigte mir einige hundert Eier, die allein von einer Woche übrig geblieben waren und nun an arme Dorfbewohner verschenkt werden sollten. Mit Wehmut gedachte ich all der Mühen, die wir in den letzten Tagen hatten aufwenden müssen, um auch nur genügend Eier für meinen Kakao aufzutreiben, und hier waren sie in solchen Mengen vorhanden, daß sie gewissermaßen ein embarras de richesse bildeten.

Laichau ist unstreitig einer der romantischst gelegenen Plätze Tonkings. Von West nach Ost wälzt der Nam Thai, der zweitgrößte Fluß des Landes, zwischen steilen Felsen seine Fluten vorüber, von Norden braust, ebenfalls zwischen Felsen durchbrechend, der Nam Na herbei, um sich gleich dem von Süden kommenden Nam Lai bei Laokai mit dem

Schwarzen Flusse oder Nam Thai zu vereinen. Bis zu 1000 Fuß ansteigende, unmittelbar an die Flußufer herantretende Schieferberge verleihen der Landschaft ein ernstes, um nicht zu sagen düsteres Gepräge. Die durch den Zusammenfluß des Nam Na und Schwarzen Flusses gebildete Landspitze ist wie geschaffen für ein echtes rechtes Raubnest, und ein solches ist Laichau denn auch gewesen, bevor die Franzosen nach manchem harten Strauße Besitz von diesem Teile des Landes ergriffen und dadurch hier wenigstens dem Piratenwesen ein Ende gemacht haben.

Die vierundzwanzig der Station als Besatzung dienenden Soldaten sind eingeborene reguläre Truppen, meist Muongs oder Thos, teils aber auch in der Ebene angeworbene Annamiten. Ihre Uniform besteht aus schwarz baumwollener Hose und Jacke mit rotem Besatz, sowie kleinem, tellerförmigen rotlackierten Bambushütchen, welches mit breitem roten, hinten unter dem Haarknoten zusammengeknüpften Bande, dessen Enden lang auf den Rücken herabhängen, festgehalten wird. Dieses Hütchen, die Art der Befestigung desselben im Verein mit der landesüblichen Haartracht und den fast durchweg bartlosen Gesichtern verleiht den Leuten etwas — ich will nicht sagen Unmilitärisches, nein — Amazonenhaftes. Bewaffnet sind sie mit dem Gras-Karabiner und aufpflanzbarem Seitengewehr. Sie sehen schmuck und ordentlich aus, sind gelehrig, aufgeweckt und genügsam, auch habe ich vielfach ihren Mut rühmen hören. Nach meinen persönlichen Erfahrungen, d. h. nach denjenigen, die ich im weiteren Verlauf der Reise mit ihnen machte, wo sie mir noch mehrfach als Eskorte dienten, fehlt ihnen vor allen Dingen das, was nach europäischen Begriffen für einen Soldaten eine conditio sine qua non ist, nämlich Disziplin.

Dabei sind sie träge und im höchsten Grade unzuverlässig. Die Anforderungen, die im allgemeinen von ihren Vorgesetzten an ihre Gehwerkzeuge gestellt werden, sind sehr geringe, wenigstens schließe ich das daraus, daß sie, wo immer sie meine Karawane begleiteten, weit hinter uns zurückblieben und nie aufhörten, über zu ermüdende Märsche zu klagen. Ihr Sold ist ein verhältnismäßig hoher, nämlich zwanzig Franken für den Monat, wofür sie sich allerdings in den Garnisonen selbst zu beköstigen haben. Das Gehalt des die Station Laichau befehligenden Sergeanten — er gehörte der Fremdenlegion an — belief sich seiner eigenen Angabe nach auf monatlich 120 Fr.

Gegen Abend besuchte uns der Chef von Laichau, in dem ich meinen Wirt von Ban Mal wiedererkannte und mich natürlich nunmehr gebührend entschuldigte, ihn gestern nicht seiner Würde entsprechend behandelt zu haben. Er befand sich wieder in heiterster Stimmung, trank ein Glas Absynth nach dem andern und wurde nicht müde, seine Loyalität gegen die französische Regierung zu beteuern. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß er Besitzer einiger fünfzig Maultiere sei, die zur Zeit gerade unterwegs waren, um Thee aus den Bergen Sipsong Panas (Ybang u. s. w.) nach Laokai zu bringen. Der Thee geht von hier in Booten stromab nach Hanoi, um größtenteils im Lande selbst verbraucht zu werden.

Der Chef klagte, daß fast auf jeder Reise einige seiner Tiere den Tigern zum Opfer fielen und meinte, ich könnte von Glück sagen, daß ich bisher in meiner Karawane keine Verluste gehabt habe. Der englische Reisende Lord Lamington, dem das Verdienst gebührt, im Jahre 1891 auf einer südlicheren Route, als die meinige, als erster Europäer den Be-

weis geliefert zu haben, daß man von Laos nach Tonking marschieren kann, ohne totgeschlagen zu werden, hatte kurz vor Laokai in einer Nacht nicht weniger als drei Maultiere durch Tiger verloren, d. h. gerade so viel, wie ich überhaupt besaß.

Da ich erfuhr, daß Lord Lamington, von Laichau den Schwarzen Fluß benutzend, nach Hanoi gefahren war, entschloß ich mich, quer durchs Land zum Roten Fluß, dem Song Koi, zu marschieren und, dem Laufe desselben folgend, zu versuchen, die Hauptstadt Tonkings auf dem Landwege zu erreichen. Zu diesem Zwecke suchte ich den Chef von Laichau zu veranlassen, mir andere Maultiere zu beschaffen, da ich mich mit meinen Yunnanesen gerade genugsam herumgeärgert hatte, aber er behauptete, es sei zur Zeit unmöglich, Lasttiere zu mieten oder zu kaufen, auch Kulis seien für eine solche Reise unter keinen Umständen erhältlich. Er vertröstete mich indessen auf die zwischen Laichau und Laokai (dem chinesisch-tonkinesischen Grenzposten am Roten Fluß) gelegene französische Station Phong Tho und riet mir, bis dahin meine Maultiere unter allen Umständen beizubehalten.

Infolge dieser Unterredung eröffnete ich am nächsten Morgen — am Ostersonntage — den Yunnanesen, daß ich sie noch nicht, wie ich gehofft hatte, entlassen könne und daß sie mir bis Phong Tho zu folgen hätten. Wie zu erwarten, erklärten sie wiederum, mich nicht weiter ins Innere Tonkings begleiten zu wollen, doch ich hatte sie wohlweislich mit Geld bezw. Opium so kurz gehalten, daß sie von einem Tage zum anderen von mir abhängig waren, und zum Ueberfluß ließ ich von einigen Soldaten die Maultiere und Sättel über den Fluß holen und in der Station unterbringen.

Wir verbrachten einen köstlichen Vormittag in süßem

Nichtsthun. Zum erstenmale, seit wir Chieng Sen verlassen hatten, war es mir vergönnt gewesen, eine in jeder Beziehung sorgenlose Nacht zu verbringen. Ich hatte einmal wieder, ohne Waffen im Arm, mit beiden Augen schlafen, nach dem Erwachen mich noch behaglich eine Stunde im Bette dehnen können und fühlte mich dadurch wunderbar erfrischt und gekräftigt. Vadiwal, für die Dauer unseres Aufenthaltes in der Station von allen Küchenpflichten entbunden, schnarchte, mit Pig zusammen ein schwarzes Knäuel bildend, in einem Winkel der um das Stationsgebäude laufenden Veranda, derweil Fritz abwechselnd in der Bibel las und Gewehre putzte.

Ich entsinne mich nicht, jemals einen so friedlichen köstlichen Ostermorgen verlebt zu haben, wie hier in Laichau, nach all der harten Zeit, die hinter uns lag. Gern hätte ich noch einige weitere Ruhetage in diesem stillen Erdenwinkel zugebracht und würde das auch gethan haben, wäre die Station eine englische gewesen. Die französische Gastfreundschaft ist leider wenig geeignet, den Gast zu längerem Verweilen zu veranlassen. Sie ist zu ostentativ, sie erscheint nicht gleich ihrer englischen Schwester im Hauskleide, sondern in großer Toilette und dabei zuweilen derartig stark dekolletiert, daß man nicht umhin kann, mehr von ihren Blößen zu gewahren, als einem lieb ist. Sie ist gepudert, geschminkt, affektiert und unaufrichtig. Selten habe ich bei Franzosen, deren Gastfreundschaft ich genoß, das Gefühl los werden können, daß der Gast dem Wirte zweimal eine Freude macht, einmal indem er kommt, das zweitemal, indem er sich verabschiedet, und daß man am besten thut, zwischen diesen beiden für ihn freudigen Momenten keine zu lange Pause eintreten zu lassen.

Aus diesem Grunde beschloß ich, schon am zweiten Ostertage weiterzuziehen, und benutzte den Nachmittag des Ostersonntages, die Maultiere sowie Radja frisch beschlagen zu lassen und sonstige kleine Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen. Da ich in der Station drei Karten von Tonking gesehen hatte, legte ich es dem Sergeanten nahe, mir eine derselben zur Verfügung zu stellen. Er schien aber leider meine verschiedenen Winke mit dem Zaunpfahl nicht zu verstehen, und ich mußte daher froh sein, daß er mir gestattete, die vor mir liegende Route aus einer der Karten abzuzeichnen.

Gegen Abend machte ich dem Chef, der ein riesenhaftes scheunenähnliches Bambusgebäude im Dorf bewohnt, meinen Besuch. In der Mitte des gegen 60 Fuß langen, zu ebener Erde liegenden Hauses befand sich ein breiter Gang, zu dessen beiden Seiten, genau wie in einem Pferdestalle, kleine Buchten abgeteilt waren, die den verschiedenen Familienmitgliedern und Dienern als Kammern dienten. Sie waren nach dem Gange zu offen oder mit baumwollenen Vorhängen geschlossen und erhoben sich mit ihrem Fußboden aus gespaltenem Bambus etwa drei Fuß über dem Hausflur. Das Gebäude hatte zwei Thüren, eine in der Mitte der Längs-, eine zweite in der Mitte der Breitseite. In der letzteren fand ich den Chef im Kreise seiner männlichen Hausgenossen — soweit dieselben nicht in ihren Buchten lagen und Opium rauchten — beim Mahle, zu dem auch ich sofort eingeladen wurde. Die Gerichte bestanden aus Suppe, Reis, gebackenem Fisch, Huhn, Schweinefleisch und Pickles. Einige der Leute trugen den chinesischen Zopf, andere, und zu diesen zählte der Chef selbst, das Haar unter einem weißen Tuche um den Kopf gerollt. Alle bedienten sich beim Essen der

chinesischen Stäbchen aus Holz oder Elfenbein und sprachen dem Schamschu eifriger zu, als man es sonst sowohl unter Schans, wie unter Chinesen zu sehen gewohnt ist. Mir zu Ehren wurde eine Flasche allergemeinsten Absynths geholt, von dem aber außer mir nur der Chef trank, während die übrige, bereits stark angesäuselte Gesellschaft sich auch ferner mit Schamschu zu begnügen hatte.



Annamiten, ihren Reis essend.

Als mir die Bande zu lärmend, mein Wirt selber aber zu zärtlich wurde, verabschiedete ich mich, nachdem man mir für den kommenden Tag einen Führer versprochen hatte. Außerhalb des Hauses, unter einem offenen Schuppen, begrüßte ich mehrere Weiber des Chefs, die emsig mit Reisstampfen beschäftigt waren. Sie bedienten sich hierzu hölzerner Stoßkolben und eines etwa 12 Fuß langen trogartig ausgehöhlten Baumstammes, mit trichterförmigen Stampflöchern an beiden Enden. Der Trog war mit unenthülstem

Reis gefüllt, von dem nach Bedürfnis in die Stampflöcher gefüllt wurde.

Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es mir im Dorfe Hühner und Eier zu kaufen, vom Sergeanten erhielt ich Tomaten und Bohnen, sowie drei frische Brote aus Weizenmehl. Auch eine kleine Thonpfeife hatte sich vorgefunden und wurde mir als willkommenes Andenken überreicht. Vergebens hatte der Sergeant seine ganze Ueberredungskunst aufgewendet, mich zu bestimmen, gleich Lord Lamington den Schwarzen Fluß hinabzufahren, vergebens mir eröffnet, nicht ermächtigt zu sein, mir eine Eskorte zu stellen und wiederum auf der anderen Seite nicht verantworten zu können, mich ohne eine solche durch die Wildnis ziehen zu lassen. Ich erklärte ihm „Ich gehe", und ihm fehlte zu meinem Glück der Mut, sich der Ausführung meines Vorhabens energisch zu widersetzen. An einem tüchtigen Rüffel von Seiten seiner Vorgesetzten dürfte es ihm später kaum gefehlt haben; denn man war höheren Orts außer sich darüber, daß man mich in Laichau nicht zurückgehalten bezw. den Fluß hinabgesandt hatte.





Querdurch vom Schwarzen zum Roten Fluß.

Wegen heftigen Regens kamen wir am folgenden Morgen nicht vor 7 Uhr zum Aufbruch. Ich verabschiedete mich dankbarst von meinem Wirte, zog mit meiner Karawane zum Hinterthore der Station hinaus und dann auf steilem Waldpfade gen Osten weiter. Wir waren noch keine zehn Minuten unterwegs, als der Sergeant keuchend hinter uns hergerannt kam und aus Leibeskräften schrie, wir möchten stillhalten. Ich dachte natürlich, der Mann hätte im letzten Augenblick Gewissensbisse bekommen, daß er mir ohne Paß weiterzuziehen gestattet hatte, erfuhr aber bald zu meiner Beruhigung, daß er in dem von mir bewohnten Zimmer eine der Tonking-Karten vermißte und gekommen war, sich nach dem Verbleib derselben zu erkundigen. Es stellte sich nun heraus, daß Fritz dieselbe mit der von mir angefertigten Kopie in meinen Koffer gepackt hatte. Ich erklärte dem Sergeanten, ich würde sie ihm mit dem Führer von unserem nächsten Lagerplatze zurückschicken, er war aber in einer solchen Aufregung, als befände sich mindestens der Verteidigungsplan von Paris und nicht eine, nebenbei bemerkt miserable, höchst ungenaue

Karte von Tonking in meinen Händen und verlangte sofortige Herausgabe, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als das eine der Maultiere wieder entlasten, das Gepäck loslösen und den Koffer öffnen zu lassen. Erst als er die Karte in der Hand hielt, beruhigte sich der gewissenhafte Franzose, und als ich mich nunmehr zum zweitenmale von ihm verabschiedete, konnte ich nicht unterlassen, dies mit dem Wunsche zu thun, daß er nicht nochmals — etwa wegen einer fehlenden „Pendule" — sich veranlaßt sehen möchte, uns nachzulaufen.

Durch dieses kleine nichts weniger als scherzhafte Intermezzo hatten wir wiederum eine halbe Stunde Zeit verloren, und als nun auch der Himmel von neuem seine Schleusen öffnete, die Wege schlüpfriger und schlüpfriger wurden und die Maultiere wieder einmal mehr rutschten, als marschierten, entschloß ich mich, für den Tag mit einem halben Marsche zufrieden zu sein. Wir trafen in den Bergen vereinzelte Kulturen, auf denen Weiber mit Maispflanzen und Reinigen des Bodens beschäftigt waren. Nach etwa acht Meilen stiegen, bzw. glitten wir einige hundert Fuß bergab und standen an dem in starker Strömung zwischen Kalk- und Schieferbergen dahinströmenden Nam Na. Etwa zwei Stunden hatten wir zu warten, bis von der am anderen Ufer gelegenen Dorfschaft Chieng Nu ein Kahn herüberkam, um uns und unsere Lasten über den Fluß zu setzen. Die Maultiere und Radja mußten wegen Mangels größerer Fährboote schwimmen. Sie hatten sich im Laufe der Reise so an das Durchschwimmen von Flüssen gewöhnt, daß wir sie nicht mehr an die Leine zu nehmen brauchten, sondern sie sogar bei starken Strömungen sich selbst überlassen konnten. Einer der Yunnanesen pflegte mit uns ans andere Ufer zu fahren und die Tiere

zu rufen, während sie von dem anderen mit Geschrei und Steinwürfen ins Wasser getrieben wurden.

Wir fanden in Chieng Nu, einer Ortschaft von etwa 60 Häusern, beim Ältesten freundliche Aufnahme, was uns besonders angenehm war, da es sowohl für den Rest des Tages, als auch während der ganzen Nacht ohne Unterbrechung wie mit Kannen vom Himmel goß. Trotzdem ich mir in Laichau die tonkinesischen Worte für alle möglichen Nahrungsmittel aufgeschrieben hatte, gelang es mir von jetzt ab meist doch nur, mich mit Hülfe von Naturlauten verständlich zu machen. Wollte ich Eier haben, so gackerte ich wie eine soeben glücklich entbundene Henne, wollte ich einen Hahn kaufen, so krähte ich, und grunzte wie ein Schwein, oder schnatterte wie eine Ente, je nachdem ich mich nach dem einen oder andern sehnte. Meine Bemühungen, den Leuten durch bildliche Darstellungen der begehrten Dinge begreiflich zu machen, was ich wünschte, mißlangen in der Regel, wohingegen mein Gackern, Krähen, Schnattern und Grunzen nur selten eine Mißdeutung zuließ.

Der regnerischen Nacht folgte ein nebliger, kalter Morgen. Es war mir geglückt, zwei Führer — ein einzelner würde nicht gewagt haben, später allein durch die Wildnis zurückzukehren — anzuwerben, und mit diesen brachen wir kurz nach fünf Uhr auf. Etwa zwei Stunden führte unser Weg über leicht gewelltes Hügelland, durch Busch, schäumende Bäche und enge Schluchten; dann aber bergan durch dichten Wald mit vielfach infolge umgefallener Baumstämme versperrtem Pfade, so daß an die Leistungsfähigkeit der Menschen und Tiere wieder einmal ungewöhnlich hohe Anforderungen gestellt wurden, für die niemand, außer mir, durch die sich

bietenden landschaftlichen Reize, die gelegentlich durch die zerreißenden Nebel hindurchleuchteten, entschädigt wurde.

Gegen 2 Uhr, nach fast fünfstündigem ununterbrochenem Klettern befanden wir uns auf dem Tapin-Plateau und zogen nun auf ebenen Wegen durch üppiges Grasland und berieselte Reisfelder, zwischen grasenden Vieh- und Pferdeherden weiter. Bisher hatten wir thatsächlich kein ebenes Plätzchen gefunden, welches groß genug gewesen wäre, uns als Rastplatz zu dienen, und jetzt, nach im ganzen neunstündigem Marsch ohne die geringste Ruhepause, hätten wir uns gern eine kurze Rast gegönnt. Aber mit dem Augenblicke, da wir das Plateau betraten, setzte gleichzeitig ein solch heftiger Regen ein, daß sogar die Yunnanesen, die sonst im allgemeinen selbst unter den widrigsten Verhältnissen gern ihre Raststunden inne hielten, keine Lust verspürten, im Freien Halt zu machen. Sobald jedoch die erste Hütte in Sicht kam, wollten sie unterschlüpfen und wären auch wahrscheinlich direkt auf dieselbe losgesteuert, wenn ihnen nicht von den Führern bedeutet worden wäre, daß das Dorf Tapin in nächster Nähe läge und wenn Maizalee nicht noch unter dem Eindrucke gestanden hätte, den ich seiner Zeit mit meiner Reitpeitsche auf ihn gemacht hatte.

Endlich hielten wir nach dem anstrengendsten Marsche der ganzen Reise bei strömendem Regen vor einigen einsam auf grünender Alm liegenden Häuschen. An den ringsum grasenden abgehärmten Maultieren, den in Reih und Glied aufgestellten Lasten sahen wir, daß wir nicht die einzigen Gäste waren, sondern daß eine große Karawane vor uns angelangt war und Schutz gesucht hatte.

Wir wurden von den Führern vor das aus Steinen erbaute Häuschen eines Chinesen geführt, der uns einlud,

bei ihm Quartier zu nehmen. Das Innere des Häuschens bestand aus drei engen Kammern, von denen die kleinste von mir als Schlafzimmer gewählt wurde, eine zweite erhielt Badiwal als Küche angewiesen, und in der dritten, in der ein Feuer am Boden brannte, um welches gegen zwanzig rauchende Chinesen hockten, nahmen auch wir vorläufig Platz, um uns zu erwärmen und unsere triefenden Kleider zu trocknen. Die Chinesen brachten Schamschu herbei, massierten mich und zeigten sich in solch liebenswürdiger Weise um mein Wohl besorgt, daß ich mich nach kurzer Zeit im Kreise meiner Wirte so behaglich fühlte wie nur möglich. Erst gegen sechs Uhr erhielt ich mein Frühstück und gleichzeitiges Abendessen und legte mich, sobald ich dasselbe eingenommen hatte, todmüde zum Schlafen nieder.

Sonnenschein und blauer Himmel lachte mir entgegen, als ich nach erquickendem Schlummer die Thüre meines düsteren, verräucherten Quartiers öffnete und zu meiner Überraschung gewahrte, daß wir ausnahmsweise heute nicht die ersten auf dem Platz waren, sondern daß die für Yunnan bestimmte Karawane, die mit uns genächtigt hatte, sich bereits unterwegs befand.

Schnell wurden nun auch unsere Maultiere beladen, und vorwärts ging's, erst über Weideland und Reisfelder, dann an hoher Berglehne entlang, von der wir hinabblickten auf unter uns wallende weißliche Nebelmassen.

Hier, wo uns die wärmenden Sonnenstrahlen noch nicht trafen, herrschte bittere Kälte, so daß ich den Kragen meiner Kaschmirjoppe in die Höhe schlug, beide Hände in die Taschen steckte und der Karawane im Geschwindschritt voraneilte. Zu meiner Ueberraschung fand ich am Wege blühende Erdbeeren, wilde Rosen, Pfirsiche und reife gelbe,

wohlschmeckende Himbeeren. Ich war gerade dabei, einen Himbeerstrauch zu plündern, als Töne, die aus einer Ziehharmonika zu kommen schienen, mein Ohr trafen. Erstaunt hielt ich Umschau und sah eine acht Köpfe zählende Gesellschaft uns auf dem schmalen Fußpfade entgegenkommen. Sobald die Leute mich gewahrten, hielten sie an und schienen darüber zu beraten, ob es nicht besser sei, mir aus dem Wege zu gehen; ich bedeutete ihnen jedoch, stehen zu bleiben, und befand mich nach wenigen Minuten an ihrer Seite.

Der kleine Trupp bestand aus drei Männern und fünf Weibern, die allem Anschein nach zu einer Festlichkeit gingen und ihre besten Gewänder angelegt hatten. Sie nannten sich Miau Tsu und wiesen auf die Frage, von wo sie kämen, auf die im Osten liegenden Höhenzüge. In ihrer Gesichtsbildung erinnerten sie lebhaft an die Schan Lu, nur hatte eines der Weiber merkwürdiger Weise braunrotes Haar. Die Tracht der Männer war diejenige der Schans, die der Weiber bestand dagegen aus mehreren über einander gezogenen, an den Hochländerkilt erinnernden, kurzen Röcken aus blau und weiß gemustertem Stoff, blauen kurzen Ärmeljacken mit hellblau-weiß-roter Einfassung und feinen bunten Stickereien auf den Ärmeln, dazu kurzen gestickten blauen Schürzen, weiß baumwollnen Wadenbandagen und hohen cylinderförmigen schwarzen Turbanen mit einer Umwickelung von blau und weißen Bändern. Als Ohrschmuck trugen sie fünf bis sechs Zoll lange S-förmig gebogene schwer silberne Haken. Sie zeigten sich überaus scheu, und eine derselben, die in buntem Tuch einen Säugling auf dem Rücken trug, wäre, als ich ihr Kind liebkosen wollte, vor Angst und Entsetzen beinah in den neben uns gähnenden Abgrund gestürzt. Bei einem der Männer entdeckte ich das Instrument, aus

dem die Harmonikatöne an mein Ohr gedrungen waren, eine Art Dudelsackpfeife ohne Dudelsack, die mir zu meiner Freude für zehn kleine Silbermünzen überlassen wurde. Nachdem ich unter die Leute noch einige Geschenke verteilt hatte, setzten wir unseren Marsch und zwar nunmehr mit Musik fort. Bald kamen wir an ein ärmliches Dorf, dessen Bewohner sich mit dem Anbau von Mais, Reis und Mohn beschäftigten. Ihre Häuser sind, da Bambus hier nicht gedeiht, aus Lehm und behauenen Baumstämmen aufgeführt, klein, niedrig und unbeschreiblich schmutzig.

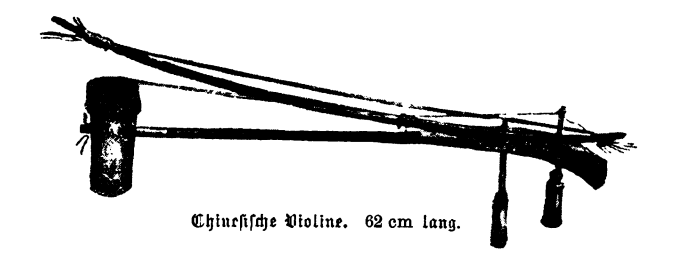
Flöte der Mian Tsa. 64 cm lang.

Bis gegen 10 Uhr zogen wir auf allmählich sich senkenden Pfaden entlang, dann begann ein anderthalbstündiger steiler Abstieg über loses Felsgeröll zu unserem alten Bekannten, dem Nam Na. Ein kurzer Marsch durch herrlich üppigen Hochwald führte uns endlich an unser heutiges Reiseziel, das stattliche, am Flusse gelegene Dorf Bac Tan.

Ich richtete mich auf der Veranda eines Schanhauses ein, und bald waren ringsum alle Zäune in der Nachbarschaft mit unseren, noch vom gestrigen Tage feuchten und jetzt zum Trocknen in die Sonne gebrachten Decken und Kleidungsstücken behängt, so daß es aussah, als hätten wir ein Geschäft mit getragenen Herrenkleidern eröffnet. Nachmittags nahm ich ein Bad im Fluß und erfreute mich an dem Anblicke einiger jungen Dorfschönen, die in der bekannten

kleidsamen Tracht der medicäischen Venus am Ufer standen und Wäsche spülten.

Später besuchte mich der Älteste mit seiner ganzen Familie, überreichte Eier, Hühner und Schamschu, und erhielt, da er über Magenschmerzen klagte, einige Tropfen Chlorodine, deren pfeffermünzartiger Geschmack ihm so gefiel, daß er nicht eher ruhte, als bis auch seine sämtlichen Familienmitglieder etwas von der Medizin eingenommen hatten. Er begleitete mich auf einem Gange durchs Dorf und zeigte mir mit Stolz einen chinesischen Tempel. Auf



Chinesische Violine. 62 cm lang.

den Altären standen verschiedene aus Holz geschnitzte und bemalte, abschreckend häßliche Figuren und vor denselben Opfergaben in Gestalt schwälender Räucherkerzen und winziger mit Thee gefüllter Porzellanschalen. Auch zwei, aus vier Zoll dicken Planken zusammengefügte Särge gewahrte ich, die wahrscheinlich die Leichen reicher Chinesen enthielten und hier untergebracht waren, um später nach dem Geburtsort der Verstorbenen befördert und dort beigesetzt zu werden.

Spät abends war ich vom Bette aus Zeuge einer äußerst amüsanten Eifersuchtsszene. Ich hatte mich soeben schlafen gelegt, als melancholisches Saitengewimmer nicht weit von meiner Veranda ertönte. Mich umsehend gewahrte ich einen jungen Mann in weiten weißen Hosen, ebensolcher

Jacke mit nach chinesischer Mode etwa 6 Zoll zu langen Ärmeln und weißem Kopftuche, einer Tracht, die ihm genau das Aussehen eines Pierrots verlieh, wie ich mich entsinne, ihn in meiner Kindheit zur Weihnachtszeit in Pantomimen gesehen zu haben, nur daß er da meistens einen weichen, weißen, vorn und hinten spitz zulaufenden Filzhut zu tragen pflegte. Dieser Pierrot nun schien in die Tochter meines Nachbarn, die auch ich heute als waschende Venus gebührend bewundert hatte, verliebt zu sein, denn er war es, der die Violine im Arm, unter der Veranda stehend, seinem Instrument die wimmernden Laute entlockte.

Vertieft in seinen Vortrag bemerkte er nicht, wie von hinten eine ebenfalls pierrotähnliche Gestalt zwischen den Pfeilern des Hauses an ihn heranschlich, bis ihn ein kräftiger Stoß aus allen Himmeln riß und ihn mit samt seinem Instrumente gegen einen Pfosten schleuderte.

Es entspann sich nun zuerst eine sehr erregte Unterhaltung. Zweifellos wurde der junge Kurmacher mit den ins Tonkinesische übersetzten Worten Valentins:

„Wen lockst Du hier? beim Element,
Vermaledeiter Rattenfänger?

von dem Bruder seiner Angebeteten oder seinem Nebenbuhler zur Rede gestellt.

Dann sah ich, wie er mit hochgeschwungener Violine auf seinen Gegner losging und ihm dieselbe rechts und links um die Ohren schlug, daß die Splitter nach allen Richtungen auseinanderflogen.

Als der weidlich verprügelte Störenfried schließlich die Flucht ergriff, folgte ihm der nunmehr seines Handwerkszeuges beraubte Musikant und Kurmacher in mächtigen Sätzen, und im nächsten Augenblick waren die beiden gespenstischen

Gestalten im Dunkel der Nacht verschwunden. Die Bewohner des Hauses, unter dessen Veranda sich diese für mich überaus lustige Scene abspielte, schienen an ähnliche Ruhestörungen gewöhnt zu sein, denn sie hielten es nicht einmal der Mühe wert, zum Fenster oder zur Thüre hinauszuschauen.

Beim Morgengrauen setzten wir in einem Fährboot wieder auf das rechte Ufer des Nam Na hinüber und marschierten fürs erste über terrassenförmig übereinander liegende bewässerte Reisfelder. Dann begann die gewohnte Kletterei über teils bewaldete, teils grasbedeckte Berge mit einzelnen verstreut liegenden Ansiedlungen. Die Ackerbauer scheinen sich hier in guter Lage zu befinden, wenigstens sah man viel wohlgenährtes Vieh, gut gebaute Häuschen, und die uns begegnenden Leute waren teilweise sogar mit einer gewissen Pracht gekleidet. Ein des Weges kommender kleiner Trupp, bestehend aus drei Männern und einer Frau, fesselte meine Aufmerksamkeit in höchstem Grade. Die Männer trugen dunkle Hosen, hellblaue Westen, gleichfarbige kurze, mit Husarenschnüren und silbernen Kugelknöpfen besetzte Jacken, schwarze, mit Silber durchflochtene Turbane und chinesische Schuhe, die kleidsamste Tracht, die ich unterwegs kennen gelernt habe. Das Weib war nach Art der Miau Tsu gekleidet. Was aber mein Interesse in erster Linie in Anspruch nahm, das war Madames eigenartige Kopfbedeckung, die sich vielleicht am besten mit einer Ulanentschapka vergleichen ließe, nur daß der Deckel nicht von quadratischer Form war, sondern eher einer Leier glich. Sie war aus schwarzem, steifem Leder, gegen sechzehn Zoll lang und zwölf Zoll breit, an der oberen Fläche mit rotem Tuch beklebt, hinten abgerundet und nach vorn leierförmig ausgeschnitten. Ich bat die Dame, den Hut abzunehmen und

bot ihr eine Handvoll Silbermünzen für denselben, die sie auch ohne weiteres in eine Umhängetasche steckte. Sie nahm jedoch nur den oberen Deckel ihres Kopfschmuckes ab und überreichte ihn mir mit verschämtem Lächeln. Ich sah nun, daß das Kopfstück aus einer eng an den Schädel anliegenden Lederkappe bestand, die in einem zylinderförmigen zolldicken und zwei Zoll langen Lederstöpsel endete, auf dem der Deckel befestigt wird. Als ich auch um diesen Teil des Hutes bat, wurde mir gezeigt, daß derselbe am Schädel festsitze und nicht abgenommen werden könne. Leider konnten wir uns mit den Leuten, die sich Man Giau nannten, nicht verständigen und daher nicht in Erfahrung bringen, wie dieses Kopfstück eigentlich befestigt wird und ob es zeitlebens an seinem Platze bleibt oder öfters erneuert wird. Mir schien, als seien die Haare darunter abrasiert und die Kappe auf dem Schädel festgeklebt. Wahrscheinlich ist, daß dieser Kopfschmuck wie bei den Kakua den jungen Mädchen verliehen wird, nachdem sie zu Jungfrauen herangereift sind oder wenn sie in den Ehestand treten. Da ich die freundliche Frau nicht gut skalpieren konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit dem Deckel allein zu begnügen. Als ich mich aber anschickte, mit demselben meinen Weg fortzusetzen, stimmten sämtliche Man Giaus ein lautes Geschrei an und baten mit angsterfüllten Mienen flehentlich um Rückgabe des Deckels, von dem, das hörte ich aus ihren Reden heraus, Madame sich für keine Schätze dieser Welt trennen könnte. Die holde Schöne schien angenommen zu haben, die Silberlinge seien eine Belohnung für das Abnehmen des Hutes und war nicht wenig verblüfft, als ich ihr, nachdem ich denselben zurückgegeben hatte, auch die Münzen wieder abforderte. Offen gestanden kam ich mir selber dabei nichts

weniger als galant vor, aber leider war ich nicht derartig gestellt, daß ich mir den Luxus gestatten konnte, fürstliche Geschenke für nichts und wieder nichts zu verteilen. Um den Hut zu besitzen, für dieses Glück hätte ich mit Vergnügen acht Tage auf Enten- und Hühnerbraten verzichtet, aber lediglich für das Besehen und Anfassen dieses interessanten Gegenstandes ein Vermögen zu verschwenden, dazu war ich denn doch nicht in der Lage.

Ich gab dagegen der — nebenbei bemerkt — recht niedlichen Besitzerin des Hutes einen Rubinring und einige Nähnadeln, so daß wir in bester Freundschaft schieden.

Gegen Mittag nahmen wir in dem auf kahler Bergeshöhe gelegenen Dörfchen Tschung Hai im Hause eines Chinesen unser Frühstück ein. Im Hofe waren zwei junge Mädchen damit beschäftigt, Enten zu füttern, indem sie mit eisernen Hacken den Boden lockerten und dadurch ihren beständig von einer Hacke zur anderen watschelnden Pfleglingen zu allem möglichen schmack- und nahrhaften Gewürm verhalfen.

Nachdem wir etwa zwei Stunden gerastet und unseren Tieren ein gutes Futter von Mais und Reis gegeben hatten, ging es unter Führung eines Verwandten unseres Wirtes, eines gar lustigen Mannes, der unausgesetzt meine Dudelsackpfeife ohne Dudelsack blies, weiter. Bald senkte sich der Pfad, und als wir dann etwa 1500 Fuß auf steilen Zickzackpfaden bergab geklettert waren, standen wir wieder einmal am Nam Na. Unser Führer bedeutete uns, daß wir, um nach Phong Tho zu gelangen, abermals über den Fluß zu setzen hätten, was aber leichter gesagt, als gethan war, da, wie sich herausstellte, ein Durchwaten des Flusses seiner Tiefe wegen nicht möglich, andererseits aber auch ein Fährboot nicht vorhanden war.

Wir suchten das ganze Ufer ab, kein Fahrzeug war zu finden. Fritz schwamm an die andere Seite des Flusses, um dort Umschau zu halten, kehrte aber ohne Erfolg gehabt zu haben zurück, und wir entschlossen uns nun, aus umgehauenem Bambus ein kleines Floß herzustellen. In etwa einer Stunde war dasselbe fertig, und unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln wurde jedes Gepäckstück einzeln hinübergeschafft, dann kam ich mit den sämtlichen Gewehren und endlich folgten die Leute mit dem Sattelzeug. Pig, die Lasttiere und Radja schwammen wie gewöhnlich, und nach im ganzen zwei Stunden — soviel hatte das Floßzimmern und Übersetzen in Anspruch genommen — konnten wir unseren Marsch wieder aufnehmen.

Wir hatten noch fast eine Stunde wieder bergan zu klettern, bis wir mit sinkender Sonne in dem hoch über dem Nam Na gelegenen Dörfchen Tschung Sai zur Ruhe kamen.

Unser lustiger Führer und Musikante, der durch sein Geblase die ganze Dorfbevölkerung aus den Häusern gelockt hatte, verschaffte uns in der nach chinesischer Art erbauten Wohnung des Ältesten ein Unterkommen, und da die Lasttiere der Tiger wegen über Nacht eingeschlossen werden mußten, nahm ich Radja mit in mein Schlafzimmer, in dem ich auch in seiner Gesellschaft später das Nachtmahl einnahm. Die Bewohner des Dorfes trugen den Zopf und nannten sich Man Yen. Sie waren gegen uns alle im höchsten Grade gastfrei und freuten sich wie die Kinder über die unbedeutenden Geschenke, die ich unter sie verteilte. Wir erfuhren von ihnen, daß der Nam Na für flache Boote bis hierher schiffbar ist und daß sie ihr Salz von Hanoi auf dem Wasserwege beziehen. Der mir von ihnen als Geschenk

gebrachte Schamschu, hier „Lau" genannt, war von ungewöhnlicher Güte, so daß ich bis gegen Mitternacht wacker mit meinem Wirte um die Wette zechte und in zufriedenster Stimmung zu Bette ging, um, da ich Fritz Befehl erteilt hatte, mich nicht zu wecken, erst gegen sieben Uhr am folgenden Tage wieder zu erwachen.

Versäumt hatte ich durch meine Langschläferei zum Glücke nichts, denn es hatte seit Sonnenaufgang geregnet, so daß wir, zumal man uns gesagt hatte, Phong Tho sei nur zwei bis drei Stunden weit entfernt, ohnehin nicht aufgebrochen wären. Kurz nach sieben Uhr klärte sich das Wetter jedoch auf. Die Wolken verteilten sich und der Himmel leuchtete wieder in gewohnter Bläue. Unser musikalischer Führer wurde abgelohnt und an seiner Statt zwei Knaben von zehn und zwölf Jahren angenommen.

In wenigen Minuten standen sie marschbereit, mit Bergstöcken und regelrechten Rucksäcken, die ihr Frühstück und ihre Schlafdecken enthielten, ausgerüstet, genau wie zwei schweizerische Sennbuben. Vadiwal übernahm die Stelle des Dudelsackbläsers, und nach herzlichem Abschied von meinen Gastfreunden und Zechkumpanen ging's mit Sang und Klang von dannen.

Anfangs über grasbedeckte Bergkuppen, dann hinab zum Nam Na und weiter dem Laufe des Flusses folgend, bergauf bergab durch Waldland führte der Weg. Der Baumwuchs war von wahrhaft tropischer Üppigkeit, und Bambus von 30—40 Fuß Höhe keine Seltenheit. Nie im Leben habe ich ein ähnliches Grillenkonzert vernommen, wie an jenem Morgen. Die überall im Grase wie in den Bäumen sitzenden Tierchen vollführten einen Lärm, der sich nur mit dem Geräusch vergleichen läßt, welches beim Ab=

blasen eines Dampfkessels entsteht. Es klingt unglaublich, aber ist Thatsache, daß ich mich infolge dieses Getöses mit Fritz, der zwei Schritt vor meinem Pony marschierte, nicht verständigen konnte. Ich gewahrte unterwegs auf unserem Pfade die größte Tigerspur, die ich bisher gesehen hatte. Wir folgten derselben über eine halbe Stunde, und da sie, wie deutlich zu erkennen, erst nach Aufhören des Regens entstanden war, konnte die Bestie unmöglich weit von uns entfernt sein.

Unsere jugendlichen Führer fürchteten sich infolge dessen voranzugehen, so daß Fritz und ich die Spitze übernehmen mußten. Wir begegneten zwei kleinen mit Weibern gefüllten Booten, die von den nahe am Ufer im Wasser watenden Bootsleuten stromauf gezogen wurden. Bald verließen wir den Fluß und marschierten in östlicher Richtung für etwa eine Stunde steil bergan, um dann auf luftiger Bergeshöhe neben einer Quelle Rast zu machen und unser Frühstück einzunehmen.

Nach allen erhaltenen Auskünften hätten wir längst in Phong Tho sein müssen, aber wir hatten zur Genüge erfahren, wie wenig wir mit den Angaben der Eingeborenen rechnen konnten und waren daher auch gar nicht sonderlich überrascht, als uns von einigen des Weges kommenden Man Giau, welche die uns bekannten kleidsamen Husarenjacken trugen, die Entfernung nach Phong Tho von neuem auf drei bis vier Stunden angegeben wurde.

Gegen ein Uhr machten wir uns wieder auf den Weg, umgingen eine Kuppe und sahen dann hinab in das von hohen Bergen eingeschlossene Phong Tho-Thal, welches von hier so nahe erschien, daß wir auf höchstens eine weitere Marschstunde rechneten. Nach bequemem Abstieg kamen wir

jedoch in eine bewaldete Schlucht mit so vielen Hindernissen, daß wir in derselben allein zwei Stunden aufgehalten wurden. Aber selbst, nachdem wir die Schlucht glücklich hinter uns hatten, mußten wir noch fast anderthalb Stunden in einem engen Thalzipfel bei gewitterschwüler Luft zwischen Reis- und Maisfeldern entlang ziehen, bis wir gegen fünf Uhr Phong Tho, die größte Ortschaft, die wir bisher in Tonking angetroffen hatten, erreichten.

Ich war mit Fritz und den Führern der Karawane vorangeeilt, um einen passenden Lagerplatz auszuwählen, und fand einen solchen, nachdem wir die Ortschaft durchzogen und einen Bach durchwatet hatten, unter einem verfallenen Feldwächterschuppen auf abgeerntetem Reisfelde. Dort machte ich es mir vorläufig nach Möglichkeit bequem und schickte die beiden kleinen Führer mit einer Meldung zum Kommandanten der französischen Station, die hinter der Ortschaft auf einem Hügel liegend, einen geradezu imposanten Eindruck machte.

Vergeblich wartete ich hier auf die Ankunft der Maultiere, die meiner Berechnung nach höchstens eine viertel Stunde hinter uns zurück sein konnten, und war, als dieselben selbst nach einer Stunde noch nicht eingetroffen waren, fürchtend, ihnen könne ein Unheil zugestoßen sein, gerade im Begriff, Radja wieder zu satteln, um zurückzureiten, als Fritz mich auf einen am Ufer des Baches unserem Lagerplatze zuschreitenden Europäer aufmerksam machte. Ich ging demselben entgegen und befand mich nach wenigen Augenblicken einem in blendend weiße Leinwand gekleideten Herrn von ungemein sympathischer Erscheinung gegenüber, der, militärisch grüßend, sich mir als Premierlieutenant Regnier und Stationskommandanten vorstellte. Wir schüttelten uns

die Hände und ich bat meinen Gast — denn natürlich fühlte ich mich in „meinem Lager“ als Wirt — in Ermangelung eines Stuhles auf einem Ameisenhaufen Platz zu nehmen.

Er lehnte indessen dankend ab und bedeutete mir, lediglich gekommen zu sein, mich zu bitten, in der Station Quartier zu nehmen, in der auch bereits mein gesamtes Gepäck untergebracht sei. Gott sei Dank! Die Maultiere waren also nicht in die Hände von Piraten — wie von den Franzosen in Tonking sowohl Wasser- wie Landräuber genannt werden — gefallen, sondern befanden sich längst in Sicherheit.

Das freundliche Anerbieten mit Freuden annehmend, folgte ich Herrn Regnier zur Station und saß einige Minuten später in einem nach allen Seiten offenen, ringsum entzückende Ausblicke gestattenden Pavillon mit meinem Wirt vor einem Glase Absynth. Natürlich mußte ich erzählen, von wo ich kam und was ich während der langen Reise erlebt hatte. Ich war, da die Station Laichau versäumt hatte, meine Ankunft und Abreise zu melden, völlig überraschend gekommen, irgend welche Vorbereitungen zu meinem Empfange hatten daher nicht getroffen werden können, und wenn die Station trotzdem aussah wie ein Schmuckkästchen, so beweist das, unter welch tüchtigem Leiter sie stand.

Sobald mein erster Durst gelöscht war, nahm ich eine Besichtigung der etwa ein halbes Hektar bedeckenden, von hoher Mauer umgebenen Stationsanlage vor. Die Wohnung des Kommandanten befindet sich über dem massiv erbauten Waffenmagazin und ist durch einen schmalen Gang mit einem als Speiseraum dienenden achteckigen Holzpavillon

verbunden. Abseits dieses Gebäudes zu ebener Erde liegt das aus zwei getrennten Wohnungen bestehende Offiziersquartier, welches jedoch, nachdem die Besatzung der Station vor kurzem wesentlich vermindert worden war, leer stand und mir somit zur Verfügung gestellt werden konnte. Wenige Schritte davon entfernt steht das Haus für europäische Unteroffiziere, von denen zur Zeit zwei auf der Station anwesend waren. Ich fand ihre Kammern für die klimatischen Verhältnisse viel zu klein, entsetzlich heiß und höchst mangelhaft ventiliert. Als Messe dient ihnen ein hoch und frei gelegener Pavillon, in dem sie, wie ich vermute, auch wohl in der Regel genächtigt haben werden; denn in ihren Kammern war die Luft schier zum Ersticken. Konnte ich es doch selbst in der ungleich geräumigeren und luftiger gelegenen Offizierswohnung nicht aushalten und sah mich genötigt, mein Bett auf die das Haus umgebende Veranda zu stellen.

Am besten aufgehoben ist unstreitig die aus fünfzig Annamiten bestehende Besatzung, denn ihr steht der zweite Stock eines scheunenartigen, gut ventilierten Gebäudes, dessen untere Räume als Proviantlager dienen, zur Verfügung. Die meisten Gebäude sind massiv und zwar aus am Orte gebrannten Ziegeln erbaut. Musterhaft fand ich die Bäckerei, die auf die Lieferung von fünfhundert Rationen für den Tag eingerichtet ist, z. Z. aber nur das Brot für die drei auf der Station anwesenden Europäer lieferte. Zu beiden Seiten des Stationsthores befinden sich ebenfalls hochgelegene Pavillons, die den Wachtposten als Auslug dienen und nebenbei in hohem Grade dekorativ wirken. Alle die vorhin aufgezählten Gebäude, zu denen noch Küchen, Stallungen u. s. w. hinzukommen, gruppieren sich um einen

weiten, kurzgehaltenen, von Hibiskus, Bananen, Ananas und Blumenbeeten eingefaßten Rasenplatz. Außerhalb der Station liegen der Exerzierplatz sowie die Küchengartenanlagen, in denen alle möglichen guten Gemüse gedeihen. Von einem Ende bis zum anderen war die Station so schmuck und sauber gehalten, als sollte sie, wie sie da stand, am nächsten Tage zu einer Weltausstellung geschickt werden. Man konnte sich kaum eine hübschere und in Bezug auf das äußere Arrangement zweckmäßigere Anlage denken, und man muß es den Franzosen lassen — ich spreche, nachdem ich noch etwa ein Dutzend andere Stationen gesehen habe — sie verstehen es wie keine zweite Nation, mit verhältnismäßig geringen Mitteln nicht nur solide, sondern auch geschmackvoll zu bauen. Sie begehen hier im Lande dagegen den unverzeihlichen Fehler, jede Rücksicht auf das Klima Tonkings bei ihren Bauten außer Acht zu lassen. So verschwenderisch sie mit dem Raum umgehen, wo es sich um die Anlage der Station selbst handelt, so geizig sind sie mit demselben beim Häuserbau, und wo immer ich eine Station besichtigt habe, überall habe ich mich von neuem über die jammervollen Wohnungen der Europäer gewundert. Ich gebe zu, daß beim Bau großer Kasernen in Hanoi, Sontai, Hung Hoa und Yenbai neuerdings für die Mannschaften leidliche Quartiere geschaffen worden sind, die Wohnungen der Offiziere dagegen habe ich fast durchweg ungenügend gefunden. Dabei sind nicht allein Sparsamkeitsrücksichten die Ursache der engen, kleinen, schlecht gelüfteten Wohnungen, sondern die Offiziere und Beamten wollen es gar nicht besser haben. Von Jugend auf, von ihrer Heimat her, kennen sie es nicht anders, als in Räumen zu leben, die einem Engländer als Badezimmer selbst zu eng wären, sie

sind gewohnt, ihre Fenster nur bei Festzügen, Straßentumulten und Feuersbrünsten zu öffnen und die Ventilation ihren Kaminen zu überlassen. Der Ehrgeiz der Franzosen ist scheinbar der, in Tonking alles genau zu haben, wie daheim, und deshalb zerrt er neben seinen schlechten französischen Tabaken, seinem Absynth und Amer Piçon auch seine engen Stuben, seine aller Beschreibung spottenden Bedürfnisanstalten und mangelhaften Badeeinrichtungen hinter sich her, sitzt, wenn irgend möglich, den ganzen Tag in einem hermetisch verschlossenen Stübchen, macht sich die denkbar geringste Bewegung, trinkt und ißt allerlei unverdauliches Zeug, opfert auf dem Altare der Venus und anderer Gottheiten in verschwenderischer Weise und raucht womöglich obendrein noch Opium, um sich nachher zu wundern, wenn er in Tonking körperlich und geistig schneller herunterkommt, als es unter denselben Verhältnissen in Paris der Fall gewesen wäre.

Es giebt kaum einen größeren Unterschied, als im Zuschnitt des Lebens in den englischen und französischen Kolonien. Der Engländer, mag er auch seine „Times“, seinen Theetopf, seine Marmelade, sein Fahrenheitthermometer und seine Worcester-Sauce überall in der Welt mit sich schleppen, er paßt sich doch mit seiner Lebensweise im großen und ganzen dem Lande an, in dem er lebt. Er baut sich in den Tropen luftige freistehende Bungalows mit Wohn- und Schlafzimmern, in denen man mit einem Viererzuge umwenden kann, er ißt, trinkt, schläft und verrichtet sogar, wenn er fromm ist, seine Andacht unter der Punka. Mit vollem Recht treibt er einen wahren Kultus mit seiner Badewanne und macht sich möglichst viel Bewegung im Freien, — und der Franzose? Er liegt, wenn er nicht gezwungen ist, in

dienstlichen Angelegenheiten sein Haus zu verlassen, tags über rauchend, lesend oder schimpfend auf seiner Ottomane und verbringt, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, die Nächte im Kaffeehaus. Fragt man einen französischen Offizier, ob er auf die Jagd gehe, so antwortet er: „Je n'aime pas le fusil", fordert man ihn zu einem Spaziergang oder einem Ausflug zu Pferde auf, so steht ihm die Sonne entweder noch zu hoch oder zu niedrig am Himmel, schlägt man ihm vor, ein Bad zu nehmen, so hat er ein solches bereits in der vergangenen Woche genommen.

Ueberhaupt scheint mir der Franzose äußerst selten — und ich möchte beinahe sagen, selbst dann nicht — zu baden, anderenfalls ist es mir unerklärlich, wie es kommt, daß die Badezimmer in den Hotels, die ich später in Hanoi und Haiphong kennen lernte, nicht als solche, sondern entweder als Besenkammern oder zur Aufbewahrung und Reinigung schmutziger Wäsche benutzt werden. Ich entsinne mich, daß, als ich in dem äußerlich palastartigen Grand Hotel in Haiphong am Morgen nach meiner Ankunft dem Kellner zu verstehen gab, daß ich ein Bad zu nehmen wünsche, mich dieser anglotzte, als wolle er sagen: „Na, Du bist auch so ein verrückter Engländer". Bald darauf hörte ich ein Gepolter und Stimmengewirr, als sei Feuer im Hotel ausgebrochen. Ich öffnete die Thür und sah, daß man alles mögliche Gerümpel, Wäscheballen u. s. w. aus dem Badezimmer hinauswarf. Als man mir letzteres endlich zur Verfügung stellte, fand ich es derartig unsauber, daß ich lieber für den betreffenden Tag auf die gewohnte Waschung verzichtete. Bemerkt sei noch, daß sich in dem großen Hotel nur zwei Baderäume befanden, und zwar beide in gleicher Weise vernachlässigt, daß sämtliche Zimmer mit Gästen

belegt waren und daß das Thermometer 37 Grad Celsius zeigte.

Wenn übrigens meine geehrten Herren Landsleute hiernach der Ansicht sein sollten, ich mache ihnen, indem ich die Franzosen tadle, indirekt ein Kompliment, so irren sie sich; denn nichts liegt mir ferner, als uns Deutsche als Ausbunde der Sauberkeit hinzustellen. Gott soll mich bewahren. Wir sind im Gegenteil eine der schmutzigsten Nationen der Welt und werden in Bezug auf körperliche Unsauberkeit nur von einigen anderen europäischen Völkern übertroffen. Wir glauben reinliche Menschen zu sein, wenn wir jede Woche einmal ins Bad steigen, und wie viele Menschen giebt es nicht in Deutschland, die überhaupt niemals eine gründliche Reinigung ihres Körpers vornehmen? Bei uns ist das Bad immer noch etwas Außergewöhnliches, wir betrachten es nicht als eine Notwendigkeit wie das Händewaschen und Zähneputzen, sondern als einen Luxus. Es wird uns in unseren Gasthäusern nicht, wie das durchweg in den Tropen der Fall ist, neben unserem Bette gleich dem Kloset, der Waschtoilette und verschiedenen anderen Bequemlichkeiten ohne besondere Bezahlung zur Verfügung gestellt, kurz man hält das Bad eben nicht für ein absolutes Bedürfnis. Man gehe nur in unsere Kasernen und sehe sich dort die Badeeinrichtungen an. Nirgendwo könnten wir so erziehlich auf die Bevölkerung wirken, wie beim Militär, hier könnte und sollte vor allem die Grundlage gelegt werden, das Volk zu wirklicher Sauberkeit zu erziehen, zu einer Sauberkeit, die sich nicht auf blankgeputzte Knöpfe und hundertfach gebürstete Waffenröcke beschränkt, sondern sich auch auf den Körper des Menschen ausdehnt. Aber in wievielen deutschen Kasernen finden wir ausreichende Badeanstalten? Wo finden wir Anlagen, die

es jedem Soldaten ermöglichen, täglich wenigstens seine Douche zu nehmen? So lange man in den ersten Erziehungsanstalten Deutschlands mit einem einmaligen Bade für die Woche zufrieden ist und beim Militär selbst im Sommer nicht jedem Soldaten Gelegenheit bietet, sich täglich gründlich zu waschen, so lange müssen wir als ein schmutziges Volk gelten, so lange können wir es z. B. den Japanern und andern Völkerschaften des Ostens nicht verdenken, daß sie uns in Bezug auf Körperpflege für Barbaren, um nicht zu sagen „Borstenvieh“, halten.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich von meinem eigentlichen Thema habe ablenken lassen, auch bitte ich, nicht zu glauben, daß ich gerade in Phong-Tho Gelegenheit hatte, mir mein Urteil über die Franzosen in Tonking zu bilden. Was ich hier geschildert habe, ist der Eindruck, den ich im allgemeinen während meiner Reise auf den verschiedensten Stationen sowohl von den Gebäuden wie von den Menschen erhalten habe. Selbstverständlich aber giebt es Ausnahmen und zu diesen gehörte, wenn auch nicht die Station Phong Tho, so doch der Kommandant derselben, der gleich mir ein begeisterter Freund aller körperlichen Übungen war, meiner Ansicht über die Notwendigkeit solcher in den Tropen, im Gegensatz zu den meisten seiner Kameraden, voll und ganz zustimmte, sich für das Land, in dem, und die Leute, mit denen er lebte, interessierte und vorzüglich über alles unterrichtet war. Ist es zu glauben, daß ich sonst bei keinem Offizier in Tonking auch nur ein einziges der vielen über dieses Land geschriebenen Bücher gefunden habe?

In dem uns bereits bekannten Pavillon nahm ich am Abend mit Lieutenant Regnier ein Essen ein, wie es Voisin oder Bignon in Paris mir kaum besser hätten bieten können.

Geradezu bewundernswert ist es, was die Franzosen selbst mit Annamiten und in der entlegensten Wildnis fertig bringen. Es fehlte weder an allerhand kleinen Leckerbissen, an einer vortrefflichen Sauce à la Soubise, einer tadellosen Majonnaise, noch an ausgezeichneten Getränken, Haut Sauterne, Pontac und Roederer, kurzum, ich aß an jenem Abend und auch an den beiden folgenden — denn ich blieb zwei weitere Tage in Phong Tho — wahrscheinlich in Tonking besser,



Eingeborene Truppen. (Tonking).

als der größte Teil der oberen Zehntausend in Deutschland und England.

Tags darauf wohnte ich dem Exerzieren der Annamiten bei und fand, daß die Leute einen Vergleich mit den eingeborenen Truppen in Indien oder unseren Sudanesen und Zulus in Ostafrika nicht aushalten können. Vor allem fehlen die Strammheit der Haltung und die Schnelligkeit in der Ausführung des Kommandos, dagegen ließ die Sauberkeit von Menschen, Uniformen und Waffen nichts zu wünschen

übrig. Ich erfuhr, daß die Bekleidung des einzelnen Mannes der Regierung nur etwa 30 Fr. für das Jahr kostet.

Im ganzen stehen in Annam und Tonking an europäischen Truppen drei Regimenter „Infanterie de Marine“ und zwischen 2—3000 Fremdenlegionäre. Dazu kommen dann vier Regimenter mit zusammen 12 000 Mann Annamiten. Letztere werden in der Regel auf sechs Jahre angeworben und erhalten, wie schon bemerkt, 20 Fr. für den Monat, eine sehr hohe Summe, wenn man die Billigkeit der Lebensmittel in Betracht zieht. Verschiedene Offiziere sagten mir, daß die Annamiten infolge dieses hohen Soldes sich während ihrer Soldatenzeit leicht an eine Lebensweise gewöhnten, die sie später, nachdem sie entlassen oder freiwillig abgegangen seien, nur als Piraten weiter fortsetzen könnten. Thatsache ist, daß sich unter den Piraten neben chinesischem Gesindel und chinesischen beurlaubten Soldaten auch vielfach entlassene annamitische Söldlinge befinden, die um so gefährlicher sind, da sie die Verhältnisse des Landes und namentlich der einzelnen Stationen genau kennen.

Nur dadurch, daß diese verräterischen Gesellen ihre früheren Kameraden durch Bestechung dahin bringen, den Piraten zur geeigneten Stunde die Thore zu öffnen, ist es erklärlich, daß es letzteren zuweilen gelingt, bei nächtlichen Überfällen ganze Stationen auszuheben. Überhaupt haben die Franzosen gegen die Piratenbanden, welche in den Bergen Tonkings ihr Wesen treiben und — man kann wohl sagen — bis jetzt immer noch im Lande die eigentlichen Herren sind, einen ungewöhnlich schweren Stand. Tonking ist im nördlichen Teile heute noch ebenso unsicher, wie vor der Besetzung des Landes durch die Franzosen, und ich sehe auch vorläufig keine Möglichkeit, daß sich die Verhältnisse wesentlich bessern

werden, es sei denn, daß die chinesische Regierung in den angrenzenden Provinzen Yunnan, Quang-Si und Quang-Tong mit den Franzosen gemeinsam gegen das Räuberunwesen vorginge. Das ist aber ebensowenig zu erwarten, wie etwa in Europa ein vereintes kriegerisches Vorgehen Frankreichs und Deutschlands, denn die Franzosen werden von den Chinesen genau so gehaßt, wie sie selbst die Deutschen hassen, und meiner Ansicht nach ist es zweifellos, daß heute die Regierungen der vorgenannten Provinzen, anstatt den Franzosen zu helfen und den Räubern das Handwerk zu erschweren, diese, wenn nicht unterstützen, so doch nach Belieben gewähren lassen.

Als ich einige Monate später in Tientsin den Vizekönig Li Hung Chang bei einer Audienz fragte, ob die chinesische Regierung nicht Anstalten zu treffen gedächte, den räuberischen Einfällen ihrer Unterthanen in tonkinesisches Gebiet zu steuern, meinte Se. Excellenz, jedes Land möge selber sehen, wie es sich seiner Räuber erwehre. Meinen Einwurf, daß die in Tonking einfallenden Räuber aber vielfach chinesische Soldaten seien, die von ihren Offizieren Urlaub erhalten hätten, um sich in Tonking dafür schadlos zu halten, daß man ihnen ihren Sold nicht auszahle, beantwortete der Vizekönig mit ebenso vergnügtem wie bezeichnendem Lächeln. Dieser Vorgang erinnert an eine Unterredung, welche die Kaiserin-Witwe von China kurz nach der Abtretung Tonkings mit Li Hung Chang gehabt hat. Auf die Frage, warum die Franzosen ohne Schwertstreich in Tonking zugelassen worden seien, antwortete Se. Excellenz, „daß er ein heißes Eisen in deren Hände gelegt habe".

Französischerseits den Banden mit Erfolg zu Leibe zu gehen, ist unter den obwaltenden Umständen fast ein Ding

der Unmöglichkeit, da die Räuber, wenn verfolgt, meist auf schwierigen Pfaden, die sie durch wenige Axthiebe hinter sich versperren können, über die chinesische Grenze flüchten. Dazu kommt, daß auf die eingeborenen Truppen kein Verlaß ist, daß die Europäer den an sie gestellten Anforderungen in dem Klima Tonkings nicht gewachsen sind und daß die Bewohner des Landes vielfach mehr Angst vor den Räubern, als Vertrauen zu den Franzosen haben, und falls sie nicht selber gerade direkt unter einem Überfall zu leiden hatten, eher den fliehenden Piraten als deren Verfolgern behilflich sind. Übrigens sind die Piraten, auch im offenen Kampfe keine zu unterschätzenden Gegner, sie sind größtenteils mit europäischen und amerikanischen Hinterladern bewaffnet — neuerdings auch wohl mit Lebel-Gewehren, die sie den Franzosen abgenommen haben — und haben den französischen Truppen schon mehr als eine empfindliche Niederlage bereitet.

Tonking ohne Piraten wäre eine im höchsten Grade wertvolle Besitzung, mit denselben aber ist es, wie der Engländer sagt, „a white elefant", es frißt, ohne etwas einzubringen, und der „Tonking" genannte weiße Elefant hat den Franzosen denn auch bereits ein hübsches Loch in den Staatssäckel gefressen. Nahezu 700 Millionen Franken hat er in weniger als neun Jahren verschlungen.

Unrecht wäre es, den Franzosen vorzuwerfen, daß sie es an der nötigen Strenge gegen die Piraten, sobald sie ihrer erst einmal habhaft geworden sind, fehlen ließen; denn sie besorgen in diesem Falle das Kopfabschlagen mit tadelloser Promptheit und Gründlichkeit. Dutzendweise fallen die Köpfe der gefangenen Räuber unter den Streichen der eingeborenen Scharfrichter. Aber auch in Tonking köpft man keinen, den man nicht hat, und man hat leider die wenigsten.

Doch kehren wir zurück nach Phong Tho und statten dem am Zusammenflusse des Nam Lun und Nam Se zwischen Kalkfelsen reizend gelegenen Dorfe einen Besuch ab. Dasselbe besteht aus etwa hundert, in drei durch Brücken mit einander verbundenen Gruppen verteilten Häusern, die aus Bambus und Holz erbaut, teils nach Schanart auf Pfählen ruhen, meist aber direkt auf dem Boden stehen. Allerorten sieht man massenhaft schmutzige Kinder mit kahlrasierten Köpfen, schwarze Schweine mit langgestrecktem Körper und kurzen Beinen, Enten und Hühner. Die von hohem Holzzaun umgebene Residenz des Chefs von Phong Tho liegt ebenso wie die Station abseits vom Dorfe auf einem Hügel. Der Chef ist, nachdem er sich den Franzosen unterworfen hat, gleich seinem Kollegen in Laichau von der Regierung in Amt und Würden belassen worden, die Zivilverwaltung des Phong Tho-Distrikts liegt in seinen Händen, und er erhält eine bestimmte jährliche Summe für die von ihm besorgte Eintreibung der Steuern, die Unterhaltung einer kleinen irregulären Truppe, Gestellung von Kulis und Lasttieren zu Transportzwecken u. s. w. Der Kommandant der Station hat sich ohne zwingende Gründe oder ohne höheren Befehl jeder Einmischung in die Rechte und Geschäfte des Chefs zu enthalten, er ist lediglich Soldat, nicht aber Verwaltungsbeamter. Im allgemeinen hörte ich über den Chef und seine Thätigkeit nicht viel Gutes, auch zeigte er sich später, nachdem ich seine Bekanntschaft gemacht hatte, weder gegen mich noch gegen Lieutenant Regnier sonderlich verbindlich. Seine Soldaten soll er nach dem berühmten Muster der Chinesen, wenn überhaupt, anstatt mit Geld, mit Opium bezahlen, wonach man sich ungefähr einen Begriff von der

Leistungsfähigkeit dieser Leute und dem Nutzen, den sie dem Lande bringen, machen kann.

Wir finden in Phong Tho und Nachbarschaft die verschiedensten Stämme, die Muong Thu, Muong Niau, die Thai (ein chinesischer Schanstamm), die Man Giau, Man Sa, Man Tung, Lang Thien, Hop Thien, Man Yen und



Trachten aus der Umgegend von Phong Tho.

Hunni. Letztere kommen aus der Umgegend von Muong La in Yunnan und verdingen sich hier als Ackerbauer. Alle Stämme unterscheiden sich durch besondere Trachten oder wenigstens durch verschiedene Farben des Besatzes ihrer Kleidungsstücke, ja fast jede Dorfschaft hat, wie bei uns die studentischen Corps ihre Bänder, hier ihre besonderen Jackenbesätze. Während den Annamiten der Ebene das Waffentragen streng verboten ist, gestattet man den Gebirgsbe-

wohnern die Führung je eines Gewehres, damit sie sich gegen die einfallenden Räuberbanden verteidigen können. Diese Gewehre werden, wie auch in den Schanstaaten, von einzelnen Bergstämmen geschmiedet, ebenso wird von diesen das Schießpulver bereitet. Den Schwefel hierzu erhalten sie aus der Umgegend von Laichau, den Salpeter aus China und die Holzkohle brennen sie selber.

Lieutenant Regnier war des Lobes voll über die Gastlichkeit, Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit der Bergbewohner, denen er in jeder Hinsicht, vor allem auch als Soldaten den Vorzug gegen die Bewohner der Ebene gab.

Gegen Abend stiegen wir auf einen hohen, schroff abfallenden, etwa zehn Minuten von der Station gelegenen Kalkfelsen und hatten von hier aus einen trefflichen Überblick über die verschiedenen Häusergruppen des Dorfes, wie über die Station selbst, in die wir ebenso wie in verschiedene wilde Schluchten aus der Vogelperspektive hinunterschauten, aus der wir aber auch von unserem Standpunkte mit einem kleinen Berggeschütz die ganze Besatzung im Handumdrehen hätten vertreiben können.

Es ist überhaupt eine nichts weniger als berechtigte Eigentümlichkeit der Stationen von Laichau bis Laokai (beide eingeschlossen), daß sie sämtlich von umliegenden Höhen beherrscht werden, und die Franzosen können sich beglückwünschen, daß die Piraten vorläufig nur mit Gewehren ausgerüstet sind. Man gebe mir zwei Berggeschütze, ein Maximgeschütz und einige zwanzig Mann, und ich verpflichte mich, alle französischen Posten zwischen dem Schwarzen und dem Roten Fluß in vierzehn Tagen aufzuheben.

Im Laufe des Nachmittags machte uns der Chef seinen Besuch. Er trug über schwarzseidenen Beinkleidern ein rechts-

seitig mit runden Bernsteinknöpfen geschlossenes, den Hals fest umschließendes langes schwarzes Gewand von dünnem durchscheinenden Seidenstoff mit enganliegenden Ärmeln, dazu als Kopfbedeckung einen schwarzen Turban. Einzelne seiner Fingernägel an der linken Hand waren von ganz erstaunlicher Länge, ein Zeichen seines vornehmen Standes und ein Beweis dafür, daß er keinerlei schwere Arbeit zu verrichten hatte. Er sprach dem ihm angebotenen Absynth und Wermut tapfer zu, verhielt sich aber im übrigen ziemlich stumpfsinnig und behauptete auf meine Frage, ob er mir Maultiere für den Weitermarsch bis zu der 5 bis 6 Tage entfernten Station Laokai stellen könne, hierzu nicht in der Lage zu sein. Nachdem jedoch Lieutenant Regnier ein ernstes Wort mit ihm gesprochen und ihn an seine Pflicht, Reisenden zu helfen, erinnert hatte, besann er sich eines Besseren und versprach für den nächsten Morgen, wenn auch nicht drei Maultiere, so doch die gleiche Anzahl Ponies, falls ich ihm den auf 1 Mark 20 Pfennig für ein Tier und Tag festgesetzten Mietspreis sofort bezahlen wolle, wozu ich mich natürlich zur wesentlichen Beruhigung des mißtrauischen Herrn bereit erklärte. Nachdem Fritz ihm die vereinbarte Summe, sowie auch noch einige weitere Silberstücke zum Ankauf von Mais und Hühnern übergeben hatte, verabschiedete er sich unter Verbeugungen und Freundschaftsbeteuerungen.

Ich war überglücklich, daß es mir gelungen war, andere Lasttiere zugesichert zu erhalten, da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß eine yunnanesische Ho-Karawane in der Nähe von Phong Tho lagerte, die am nächsten Tage nach Talifu aufbrechen wollte, so daß meine Yunnanesen in guter Gesellschaft ihre Heimreise antreten konnten.



Tonkinesischer Chef mit Gefolge.

Sobald der Chef uns verlassen hatte, ließ ich daher Maizalee und Lali herbeirufen, teilte ihnen mit, daß es jetzt genug sei des grausamen Spiels, gab ihnen 20 Rupien in kleinen Silbermünzen als Zehr- und Opiumrauchgeld mit auf den Weg und bedeutete ihnen, sie könnten sich noch zur selbigen Stunde zu ihren Landsleuten begeben, um mit diesen nach Yunnan zu ziehen, ich bedürfe ihrer liebenswürdigen Gesellschaft von Stund ab nicht weiter. Sie holten denn auch ohne Zeitverlust ihre Maultiere von der Weide, sattelten sie und trieben sie unter lautem: Jimane pige! zum Stationsthor hinaus. Ich kann wohl sagen, daß ich die braven Maultiere, die mir während dreier Monate die besten Dienste geleistet hatten, ohne auch nur für einen Tag marschunfähig zu sein, mit Bedauern scheiden sah. Um so leichter ward mir die Trennung von den beiden aufsässigen Treibern, denn sie gehörten nicht zu jener Gattung von Menschen, die bei näherer Bekanntschaft gewinnen, und erleichtert atmete ich auf, als ihr letztes Jimane pige! verhallt war.

Um gerecht zu sein, muß ich ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie wunderbar ausdauernde zähe Kerle waren, mit denen man etwas leisten kann, wenn sie selbst nur wollen. Für sie wie für mich war es ein großer Nachteil, daß wir uns, so lange Bogiman noch als Dolmetscher fungierte, schlecht, später aber fast gar nicht mehr verständigen konnten, so daß ich durch gütliches Zureden und längere Auseinandersetzungen nicht auf sie einzuwirken vermochte und gezwungen war, ihnen hie und da meine Wünsche in etwas drastischer Weise „brevi manu“ zu erkennen zu geben. Im allgemeinen sind freilich alle Yunnanesen zu unabhängige Gesellen, als daß sie sich in die Launen eines Europäers fügen

werden. Der reisende Europäer, der es über sich gewinnen kann, die Dispositionen anderen zu überlassen und dem lediglich daran liegt, vorwärts zu kommen, um ein von vornherein bestimmtes Ziel zu erreichen, thut daher am besten daran, sich in die Anordnungen der Yunnanesen zu schicken, d. h. zu rasten, wo es ihnen gefällt, und zu marschieren, wenn sie die Zeit dazu für gekommen erachten. Er wird, wenn er sich einer großen Karawane anschließt, auf die Weise schnell und verhältnismäßig sicher reisen, aber auf den größten Reiz des Reisens — und dieser liegt meiner Ansicht nach in der Ausübung der Hoheitsrechte in der Karawane — wird er allerdings verzichten müssen. Ähnlich störrische und widerspenstige Kerle, wie Maizalee und Lali waren mir bis dahin noch in keinem Lande der Welt begegnet, und trotz dreimonatiger Mühe und Arbeit war es mir kaum gelungen, ihnen die steifen Gamaschen etwas durchzubiegen und sie meinem Willen gefügig zu machen. Ich bin überzeugt, sie werden mich in nicht besserem Andenken behalten haben, als ich sie, und dürften sich kaum bereit finden lassen, wieder eine Reise ins Blaue hinein mit einem Europäer zu unternehmen. —

Versprechen und Halten ist überall in der Welt zweierlei; so auch in Tonking. Schon am Vorabend meiner Abreise von Phong Tho hatte ich, als die gemieteten Lasttiere, entgegen der Verabredung, mir nicht zur Besichtigung vorgeführt worden waren, meinem Wirte gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, der Chef würde mich möglicherweise im Stich lassen. Mir wurde aber bedeutet, ich könne mich fest auf die Worte des Mannes verlassen, die Tiere würden sicher in aller Frühe bereit stehen.

Natürlich thaten sie das nicht, und als sie endlich er-

schienen, waren ihrer nicht 3, sondern 2, und diese beiden erwiesen sich obendrein als solch elende Kracken, daß sie kaum im stande waren, ihre leeren Packsättel zu tragen, so daß ich sie ohne weiteres zurückwies und dem Chef sagen ließ, er möge seinen Verpflichtungen in besserer Weise nachkommen. Nach etwa einer halben Stunde wurden auch richtig zwei andere Ponies herbeigeführt, aber genau so elend, wie die erst gekommenen, und an Stelle des fehlenden dritten Lasttieres zwei Kulis gestellt. Das Anbinden der Gepäckstücke an die Sattelgabeln nahm, da die Treiber an diese Arbeit nicht gewohnt waren eine endlose Zeit in Anspruch, und sieben Uhr war längst vorüber, als ich, begleitet von Lieutenant Regnier, mit der Karawane die Station verließ. Mein liebenswürdiger Begleiter that sein Möglichstes, meine Bedenken wegen der Marschfähigkeit der Lasttiere zu beseitigen und erzählte Wunderdinge von der Kraft, Zähigkeit und Ausdauer aller tonkinesischen Ponies. Wir waren jedoch kaum an die erste Steigung des Weges gelangt, als eines der Tiere stehen blieb und nicht von der Stelle zu bringen war. Unter allgemeiner Prügelei von Seiten der Treiber, Kulis, der Soldaten meiner Eskorte und anderer herbeigeeilter Leute brach es schließlich zusammen, und uns blieb nichts übrig, als wiederum zum Chef zu schicken und ihn um ein anderes Tier ersuchen zu lassen.

Da wir voraussahen, daß mindestens eine halbe Stunde bis zur Herbeischaffung eines Ersatzes vergehen würde, kehrten wir in die Station zurück und füllten nochmals die Gläser zu einem Abschiedstrunk.

Erst nachdem uns gemeldet war, daß die Karawane wieder marschfähig stände, brachen wir zum zweitenmale auf, und diesesmal mit besserem Erfolge. Lieutenant Regnier

begleitete mich noch etwa eine Stunde durch das hübsche Nam Se-Thal, dann schieden wir mit dem Wunsche: „Auf Wiedersehen!“

Kaum hatte sich ihr Kommandant entfernt, als die Soldaten meiner aus einem eingeborenen Korporal und fünf Mann bestehenden Eskorte auch schon erklärten, müde und hungrig zu sein und daher eine Ruhepause beantragten. Ich hatte indes keineswegs Lust, mich von den Leuten in irgend einer Weise beeinflussen zu lassen und gab ihnen zu verstehen, daß ich jetzt ihr Vorgesetzter sei und ihnen schon sagen würde, wenn es Zeit für sie wäre, müde und hungrig zu sein.

Ärgerlich darüber, ihren Willen nicht bekommen zu haben, machten sie nun gemeinsame Sache mit den Kulis und Lasttiertreibern, marschierten miserabel, setzten sich alle Augenblicke am Wege nieder und benahmen sich überhaupt derartig, daß ich drohte, sie nach Phong Tho zurückzuschicken, um sie bestrafen zu lassen, wenn sie nicht andere Saiten aufzögen. Das half, und in etwas besserem Tempo ging es weiter, bis ich gegen 10 Uhr ein lauschiges Rastplätzchen am Ufer des Nam Se unter einem von den Wassern desselben ausgewaschenen Kalkfelsen entdeckte und hier eine zweistündige Ruhepause ansetzte. Badiwal bereitete mir ein warmes Frühstück, derweil die Annamiten sich mit etwas kaltem gekochten Reis, den sie in ihren Taschen mit sich führten, begnügten und nach beendetem Mahle in ungeniertester Weise vor mir badend im Flusse herumplätscherten.

Kurz nach Mittag zogen wir weiter. Kein Lüftchen regte sich und die sengenden Sonnenstrahlen verwandelten das enge Thal in einen Backofen, so daß Menschen und Tiere schwer zu leiden hatten und jedes schattige Plätzchen am

Wege zu einer kurzen Erholungspause ausnutzten. Vadiwal, Fritz und ich litten, da wir „in Training“ waren, verhältnismäßig wenig, aber die Annamiten, die noch dazu als Muongs die kräftigsten der ganzen Besatzung von Phong Tho sein sollten, stöhnten mit den Kulis um die Wette, trotzdem sie neben ihren 30 Patronen außer Schlafdecken und einem schwarzen wurstartigen Leibgurt, der ihren Proviant an Reis enthielt, nichts zu tragen hatten. Sie waren mit Karabiner und Seitengewehr, daneben aber auch mit Papierfächern ausgerüstet, die während des ganzen Marsches in Thätigkeit blieben, trotzdem sie sich alle paar Minuten nasse Tücher auf den Kopf legten, kurzum, sie stellten sich an, wie alte Jungfern, und ich bedauerte im stillen die französischen Offiziere, die mit solchen Waschlappen das Land von Piraten säubern sollen.

Mehrfach am Wege gewahrte ich Gräber von Muongs, über denen meist an einer Stange der Hut des Verstorbenen aufgehängt war. Gegen 3 Uhr waren meine Kulis und Soldaten so ermattet, daß ich ihretwegen gezwungen war, den Marsch für den Tag zu beschließen und in der Nähe des nur 10 Meilen von Phong Tho entfernten Dorfes Ban Se Lager zu beziehen. Hier wie auch in anderen Muong-Dörfern fanden wir vor den Häusern zuweilen leere Särge stehen, die der betreffende Hausbesitzer für etwaige in seiner Familie vorkommende Todesfälle in Bereitschaft hielt. Ich ließ mir gegen Abend den Dorfältesten rufen, sagte ihm, daß einer meiner Kulis leistungsunfähig sei, und bat ihn, mir für den nächsten Tag einen Ersatzmann bis nach Laokai zu stellen, was er auch zu thun versprach.

Als der Morgen aber herankam und von einem Ersatzkuli nichts zu sehen war, ließ ich mich von meinem Kor-

poral zur Wohnung des Ältesten führen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Sein Haus stand leer, und bei weiterer Untersuchung machten wir die Entdeckung, daß alle arbeitsfähigen Dorfbewohner, Männer wie Weiber, über Nacht geflohen waren und lediglich die Greise und Kinder zurückgelassen hatten. Die Furcht, mit uns nach Laokai marschieren zu sollen, hatte sie in die Flucht getrieben, und mir blieb nichts anderes übrig, als mit meinem jämmerlichen Kuli, den ich zum Glück noch nicht entlassen hatte, weiterzuziehen.

Nahezu drei Stunden hatten wir zu klettern, bis wir den viertausend Fuß hohen Kamm des Nam Se-Berges (Phong Tho liegt zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel) erreichten. Nach einstündiger Rast auf luftiger Höhe ging es etwa 1500 Fuß bergab zu den zwischen Bambusgruppen liegenden Reisfeldern von Yenensun, einer vom Wege aus nicht sichtbaren, im Walde versteckten Dorfschaft, und dann wieder bergan bis zum Fuße des am folgenden Tage zu bezwingenden, etwa sechstausend Fuß hohen Wolkenberges. Wir fanden eine zum Lagerplatz wie geschaffene, von einem murmelnden Bächlein durchrieselte Schlucht mit frisch-grünem Bambus für unsere Ponies, und da der Himmel sich in wolkenloser Bläue über uns wölbte, so dachte ich ebensowenig daran, mein Zeltchen aufzustellen, wie die Leute, sich Hütten zu bauen. Aber nicht umsonst führt der Wolkenberg seinen Namen; denn während wir, nichts ahnend, unseren verschiedenen Beschäftigungen nachgingen, kündete plötzlich rollender Donner ein nahendes Gewitter an. Wir blickten zu dem über uns sichtbaren Stückchen Himmel empor, ohne auch nur das kleinste Wölkchen zu gewahren. Trotzdem ließ ich mir die Warnung

nicht zweimal vordonnern und machte mich mit Fritz daran, mein Zelt aufzurichten, meine Bücher einzupacken, mein Bett unters Zelt zu stellen, kurz, mich gegen jeden Sturm zu wappnen. Mit einemmale — wir waren noch mit dem Einpacken beschäftigt, während die sorglosen Soldaten und Kulis sich allem Anscheine nach über unseren Eifer amüsierten — verfinsterte sich der Himmel über uns, ein Wirbelwind blies die Asche der Kochfeuer nach allen Richtungen auseinander und im nächsten Augenblicke prasselte unter Blitzen und Donnern ein Regen auf unsere Köpfe hernieder, daß ich bereits bis aufs Hemd durchnäßt war, bevor es mir gelang, mich in meinem Zelte zu bergen und dasselbe zu schließen. Aber auch hier saß ich schließlich keineswegs im Trocknen, denn einem solchen Guß zeigte sich die bisher von mir für wasserdicht gehaltene Leinwand nicht gewachsen und die von außen auf das Zelt niederstürzenden Wassermassen verursachten im Innern desselben einen feinen Sprühregen, so daß ich meine Bettdecken aufrollte und mich mit einem Regenschirm bewaffnet schützend über dieselben breitete. Nach wenigen Minuten hatte sich unser murmelndes Bächlein in einen rauschenden Bach verwandelt. In meinem Zelt stand das Wasser bald mehrere Zoll hoch, alle umherliegenden Gegenstände, soweit ich sie nicht in der Eile zu mir aufs Bett hatte hinaufziehen können, völlig durchnässend und endlich mit solcher Heftigkeit gegen meine leinene Behausung andringend, daß ich von Sekunde zu Sekunde dessen Zusammensturz erwartete. Fritz hämmerte derweilen draußen unbekümmert um das Wetter beständig die sich lockernden Zeltpflöcke fest, baute aus Felsblöcken eine Wehr, um die Gewalt des Stromes zu brechen, während ich von innen mein möglichstes that, das Zelt zu stützen. Auf diese

Weise gelang es uns mit vereinten Kräften, siegreich aus dem Kampfe mit den entfesselten Elementen hervorzugehen; denn zum Glück hörte der Regen, schnell, wie er hereingebrochen war, auch wieder auf; die Wassermassen verliefen sich allmählich, das Stückchen Himmel über uns erhellte sich mehr und mehr, bis endlich nur ab und zu unschuldige weiße Wölkchen vorüberhuschten.

Alles, was nicht auf erhöhter Unterlage im Zelt gestanden hatte, war natürlich gründlich gewaschen worden, so die Schlafdecken der Leute, mein Sattelzeug, Tisch, Stühle u. a. m. Schauerlich sahen die zu ihrem Schutze unter mein Bett gelegten Gewehre aus, deren Läufe und Kammern sich zum Teil mit Sand und Schlamm gefüllt hatten, so daß wir sie sofort einer oberflächlichen Ab- und Ausspülung unterzogen, und eine weitere gründliche Reinigung aber für den folgenden Tag vorbehalten mußten. Einige von Vadiwals Kochgeschirren, die von den Fluten fortgetragen worden waren, wurden glücklicherweise etwas weiter bergab, zwischen Felsen festgeklemmt, wieder gefunden, ebenso ein gebratenes Huhn, welches die Wasserreise mitgemacht hatte. Aus diesem, einigen Scheiben mir von Leutnant Regnier mitgegebenen Weißbrotes und einer Flasche Rotwein, ebenfalls einem Andenken an Phong Tho, bestand später mein Abendessen, welches ich, in meine Decken gehüllt im Bette liegend, beim Scheine meiner trotz zweijähriger Dienstzeit wunderbarerweise immer noch heilen Laterne verzehrte.

Laternen sind der Regel nach die Schmerzenskinder der Reisenden, weil sie erstens meist unsolide gearbeitet sind und zweitens nicht mit der nötigen Rücksicht behandelt werden. Die meinige — sie ist auch heute noch nicht den Weg aller

Laternen gegangen — stammt aus der Werkstatt von J. C. & W. Lord in Birmingham, hat mich in einem Magazin in Murree bei Rawalpindi in Nord-Indien 8 Rupien gleich 12 Mark gekostet und wurde stets in einem ihr in Kaschmir auf den Leib gearbeiteten Lederkasten von einem meiner Diener getragen oder mit Stroh in Radjas Futtereimer verpackt, den Maultier- oder Elefantenlasten zugeteilt. Aber selbst, wenn man alle diese Vorsichtsmaßregeln und die gute Behandlung in Betracht zieht, so ist es dennoch ein wahres Wunder, daß sie aus den vielen Stürmen, die sie erlebt hat, unversehrt hervorgegangen ist.

Wie man den Brunnen erst zuzudecken pflegt, nachdem das Kind hineingefallen ist, so fingen auch jetzt, nach beendetem Regen, meine Leute an, sich Hütten zu bauen, und während ich nach eingenommenem Mahle mein Pfeifchen rauchte und mich in das Studium einiger aus Phong Tho stammenden Nummern der „Vie Parisienne" vertiefte — nebenbei bemerkt eine sehr passende Lektüre in tonkinesischer Wildnis, namentlich wenn man vorher eine kalte Übergießung bekommen hat — fielen um mich her unter den Hieben der Dhas und Faschinenmesser Dutzende prächtiger Bambusrohre. Nach Beendigung der Bauarbeiten wurden große Scheiterhaufen errichtet und an lodernden Feuern die Schlafdecken, so gut es ging, getrocknet. Sehr behaglich freilich schienen sich die Leute trotz aller dieser Anstrengungen nicht auf ihren Lagerstätten zu fühlen, denn ich hörte sie die ganze Nacht hindurch sich unterhalten und sah sie immer von neuem zum Feuer zurückkehren.

Um fünf Uhr waren wir munter und eine halbe Stunde später wurde aufgebrochen. Bei klarem Himmel, in kühler Morgenluft, unter dem Gezwitscher von Vögeln und dem

Juchzen von Affen ging es auf steilem und rauhem, oft durch Kalksteinblöcke versperrtem Pfade bergan, bis ich gegen neun Uhr den Kamm des Wolkenberges erklommen hatte. Hier setzte ich mich nieder, jodelte wie ein Salontiroler, daß die Affen entsetzt das Weite suchten, schoß — faute de mieux — eine Eule und wartete, bis gegen 11 Uhr die Ponies, Treiber und Soldaten herangekommen waren. Nachdem wir eine Meile weiter bergab gezogen waren, gelangten wir an den zwischen Felsen sich hindurchzwängenden Nam Lang, um hier einige Stunden zu rasten. Die Annamiten kochten während dieser Raststunden niemals, sondern stillten ihren Hunger mit von der Abendmahlzeit zurückbehaltenem kalten Reis, überhaupt schienen sie in Bezug auf ihre Verpflegung auf Reisen mehr als anspruchslos zu sein, wohingegen ich sie auf der Station alle möglichen Leckerbissen, wie Eier, Fleisch, Fische und Krabben zu ihrem Reis hatte verzehren sehen.

Nachmittags setzte wieder starker Regen ein und machte den Abstieg außerordentlich beschwerlich. Auf einem schmalen Plateau begegneten wir einer lagernden Karawane, die unter militärischem Schutz Lebensmittel von Laokai nach Phong Tho brachte, tauschten mit den Leuten, die alle ein wenig französisch verstanden, Nachrichten aus und setzten zum argen Verdruß meiner Soldaten, die gern bei ihren Kameraden gelagert hätten, den Marsch fort. Wir kamen hier an einigen kleinen neuen Ansiedlungen vorbei, deren Bewohner mit Hacke und Spaten, trotz strömenden Regens, emsig mit der Anlage von terrassenförmig sich bergan ziehenden Reisfeldern beschäftigt waren, stiegen dann zu dem unter starkem Gefälle seine Wasser über Felsblöcke stürzenden Koang-Ngai-Sui hinab, durchwateten denselben, wobei eines der ermüde-

ten Lasttiere stolperte, so daß es mit allem Gepäck untertauchte, und kletterten am jenseitigen Ufer abermals bergan. Etwa eine Stunde mochten wir auf grasbedeckter Berglehne entlang gezogen sein und es fing gerade an, finster zu werden, als wir abseits vom Wege ein Dorf gewahrten.

In der Erwartung, in demselben ein trockenes Nachtquartier zu finden, sollten wir uns nicht getäuscht haben. Ein Chinese nahm uns auf und stellte mir und meinen Leuten den größten Raum seines Hauses zur Verfügung, sich selber mit seiner Familie in eine kleine Nebenkammer und die von den Wohnräumen getrennte Küche zurückziehend. Wenn ich sage ein „Chinese", so entspricht das nicht genau der Wahrheit, denn er hatte, wie so manche andere Ehemänner, in seinem Hause nicht zu befehlen, sondern zu gehorchen, seine Gattin, eine Annamitin, führte das Regiment, und von ihr gingen daher auch die in unserem Interesse gegebenen Anordnungen aus. Sie war eine ungemein resolute Dame, und als sie bemerkte, daß Fritz und ich uns vergebens bemühten, auf dem gestampften Lehmfußboden eine ebene Fläche für meine Bettstelle ausfindig zu machen, rückte sie schnell entschlossen den Hausaltar zur Seite und brachte mein Bett an seinen Platz.

Ich schloß mit Madame schnell innige Freundschaft, indem ich ihr eine Talmikette umhängte und einige Stopfnadeln verehrte. Sie gestattete mir infolgedessen alles, was mich interessierte, mit Ausnahme der Speisekammer, in der kostbare Schätze aufgespeichert zu sein schienen, in Augenschein zu nehmen und ließ sich gern gefallen, daß ich ihr in der Küche, in der über einem gemauerten Herd in großer eiserner Pfanne Maisbrei gekocht wurde, behilflich war.

Unsere Ponies standen in trockener Stallung und bekamen auf meine Veranlassung soviel Futter, wie sie nur fressen wollten.

Die Nacht begann wenig erfreulich. Neben mir schnarchten meine elf, infolge ihrer durchnäßten Kleidungsstücke eine erstickende Atmosphäre verbreitenden Reisegefährten, in der Nebenkammer hielt Madame ihrem bezopften Gatten eine Gardinenpredigt, die sie nur unterbrach, wenn es galt, eines der schreienden Kinder zu beruhigen, und in den neben dem Hause liegenden Stallungen mischte sich das Gequietsche träumender Schweine mit dem Blöken von Kälbern und dem Stöhnen wiederkäuender Wasserbüffel. Ungeziefer aber gab es zum Glück nicht und so schlief ich denn, nachdem ich mich allmählich an die Gerüche und Laute meiner Umgebung gewöhnt hatte, gegen Morgen einige Stunden ganz vortrefflich.

„Regen!“ meldete Fritz, als er kurz nach fünf Uhr mit einer Tasse duftenden Kakaos an mein Bett trat. „Abwarten!“ gab ich halb im Schlafe zurück und legte mich auf die andere Seite, um noch ein Stündchen zu rasten, denn ich hatte durchaus keine Lust, bei nassem Wetter aufzubrechen.

Erst als Fritz den Bericht erstattete, daß das Wetter sich bessere und der Himmel Miene mache, sich aufzuklären, erhob ich mich. Mit Hilfe meiner Wirtin kleidete ich mich an und steckte meine Nase einmal selber zur Thüre hinaus. Es „drippelte“ noch, aber nachdem ich das Bett einmal verlassen und frische Morgenluft geatmet hatte, duldete es mich nicht länger in dem dumpfen Raume und ich befahl daher den Leuten, schleunigst zu packen und zu satteln. Während mein Befehl ausgeführt wurde, schäkerte ich mit Madame

wieder in der Küche und rührte mit einem kurzen Holzruder mit ihr um die Wette in dem über dem Feuer stehenden Morgenbrei herum, bis der letzte Mann meiner Karawane den Hof verlassen hatte. Zum Abschiede steckte ich ihr einen Rubinring auf den Daumen, da die anderen Finger sich sämtlich als zu zart erwiesen, klopfte ihr väterlich auf die Backen und eilte, nachdem ich draußen heimlicherweise dem armen geknechteten Gatten noch einige Silbermünzen in die Hand gedrückt hatte, davon.

Der Weg war wieder einmal so schlüpfrig, daß alle Augenblicke einer von uns auf der Nase lag. An beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, brauste unter uns der hochangeschwollene Koang=Ngai=Sui; vielfach gewahrten wir bis hoch in die Berge sich hinaufziehende Kulturen, ohne jedoch irgend eine größere Ortschaft zu erblicken. Nach etwa acht Meilen Marsches durchwateten wir den Fluß, der so tief war, daß die Leute den Ponies die Lasten abnehmen und letztere auf ihren Köpfen hinübertragen mußten, und stiegen dann zu der Dorfschaft Moung Hum hinauf, neben der sich eine zur Zeit nicht besetzte französische Station befindet, in welcher der Chef des Ortes seine Residenz aufgeschlagen hatte. Da mittlerweile wieder starker Regen eingesetzt hatte, gab ich den Gedanken an eine Fortsetzung der Reise auf und gönnte den Ponies und Leuten für den Rest des Tages Ruhe.

Der Chef, ein passionierter Opiumraucher, zeigte sich wenig verbindlich und hielt es nicht einmal der Mühe wert, sich, als ich ihn begrüßte, von seinem Lager zu erheben. Wir richteten uns aber auch ohne sein Zuthun häuslich ein, und da an Schamschu kein Mangel war, kamen wir bald in vorzügliche Stimmung.

Badiwal briet an diesem Tage, wie ich aus meinem genau geführten Tagebuche ersah, das hundertste Huhn, welches ich, seitdem wir von Moulmein aufgebrochen waren, erstanden hatte, und dieses Ereignis mußte natürlich mit weiterem Schamschu festlich begangen werden. Der unliebenswürdige Chef erhielt zur Feier des Tages ein Rasiermesser als Geschenk und geriet danach in so gute Laune, daß er später die Annahme jeglicher Bezahlung für gelieferte Lebensmittel verweigerte.

Als es sich gegen Abend ausgeregnet hatte, machte ich einen kurzen Spaziergang und bewunderte die großartige Scenerie der nächsten Umgebung der rings von hohen seltsam geformten Kalkfelsen eingeschlossenen Dorfschaft.

Auch während des folgenden Marsches, der zum Teil durch wilde Gebirgslandschaft führte, fand ich reichliche Entschädigung für die uns vom Wege auferlegten Strapazen durch die wunderbaren Bilder, die in stetem Wechsel vor meinem Auge vorüberzogen.

Nachmittags trafen wir in der auf kahlem Hügel gelegenen Station Baxat ein, in der ich von dem sie befehligenden „Adjutanten" (eine Charge in der französischen Armee, die etwa derjenigen eines Feldwebellieutenants in der unsrigen entspricht) begrüßt und mit einem kühlen Trunke bewirtet wurde. Als Quartier wurde mir ein dumpfes Kämmerlein angewiesen, doch bat ich um die Erlaubnis, Tisch und Bett unter der offenen Veranda aufstellen zu dürfen, ein Verlangen, welches mein Wirt durchaus nicht zu begreifen schien, da seiner Ansicht nach jeder geschlossene Raum, und sei er noch so eng und dumpfig, einem Lager im Freien vorzuziehen sei.

Nachdem ich mich, so weit es ohne Bad gehen wollte,

gesäubert hatte, hielt ich Umschau und blickte zum erstenmale hinab auf die Fluten des unterhalb Baxat in breitem Bette dahinströmenden Song-Ka, des Roten Flusses. Das jenseitige Ufer ist bereits chinesisches Gebiet, und gerade gegenüber der französischen Station liegen zwei kleine chinesische Militärposten, sowie ein Zollhaus. Baxat hat eine Besatzung von 28 Annamiten und 15 Fremdenlegionären. Der Dienst dieser Mannschaften ist ein ungewöhnlich schwerer, da chinesische Piraten beständig ins Land einfallen und in frechster Weise fast unter den Augen der Stationsbesatzung ihr mörderisches Handwerk betreiben. Erst wenige Stunden vor meiner Ankunft hatte man wieder Nachricht von einem neuen Überfall der Räuber erhalten, die über Nacht ein nahegelegenes Dorf eingeäschert und drei Kinder getötet hatten. Das Quartier der Fremdenlegionäre, welches ich eingehend besichtigte, fand ich in jeder Hinsicht ungenügend, und es überraschte mich wahrlich nicht, später von dem Kommandanten der Station zu vernehmen, daß die jährliche Sterblichkeit unter den Europäern hier 20 v. H. beträgt. Die Franzosen glauben ihr möglichstes für die Bequemlichkeit ihrer europäischen Truppen zu thun, wenn sie ihnen Moskitovorhänge bewilligen, scheinen aber Luft, Licht, Reinlichkeit und Körperpflege für überflüssig zu halten.

Das Abendessen nahm ich in Gesellschaft des Kommandanten, sowie zweier Sergeanten der Fremdenlegion ein und mußte ungezählte Kreuz- und Querfragen, den Zweck meiner Reise betreffend, über mich ergehen lassen. Meinen Versicherungen, daß ich einzig und allein zum Vergnügen von Kaschmir nach Tonking geritten sei, schenkte man offenbar keinen Glauben. Wie sollte man auch von einem Franzosen Verständnis dafür erwarten können, daß ein Mensch Befriedi-

gung darin findet, eine mit bedeutenden Geldopfern, Entbehrungen und Gefahren aller Art verbundene Reise in ihr verwünschtes Tonking zu unternehmen, wenn er ebenso gut die Freuden des Pariser Lebens genießen könnte: Nein! Ich konnte nur ein Spion sein, oder vielleicht gar etwas Schlimmeres als das, ein „Agent provocateur". Man holte die besten Flaschen hervor, in der Hoffnung, mir mit ihrer Hilfe die Zunge zu lösen, aber ich trank ihn aus, den Trank der Labe, ohne daß es gelang, mir irgend welche Geheimnisse zu entlocken. Erstens hatte ich keine zu verraten, und zweitens stehe ich, wenn es darauf ankommt, beim Zechen meinen Mann. Nicht umsonst bin ich sowohl Heidelberger Vandale, als Jenenser Franke gewesen, und wo wäre ein Mitglied dieser beiden Korps, das es nicht mit mindestens drei Franzmännern aufnähme! Nein, meine Herren von Baxat, wenn Goethe im Faust sagt:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern,"

so überlasse ich ihm getrost die Verantwortlichkeit für die erste Hälfte dieses Ausspruches. Wenn ich Ihnen dagegen am Abende unseres Zusammenseins den Beweis für die Wahrheit des Schlußsatzes geliefert habe, ohne daß der gewünschte Erfolg eingetreten wäre, so bitte ich mir darob nicht zu grollen. Es giebt ja noch mehr Wein in Frankreich, und ich glaube kaum, daß Sie sobald wieder das Vergnügen haben werden, einen deutschen Reisenden bei Sich als Gast zu sehen.

Spät erst suchte ich mein Lager auf, aber aus dem Schlafen wurde trotz aller vorangegangenen Zecherei nicht viel, da mich die in den verschiedenen Türmchen der Station auf Posten stehenden Annamiten durch ihre singenden An-

rufe wach hielten. Als um 5 Uhr auf der Station Reveille geblasen wurde, rüsteten wir uns zum Aufbruch. Die Kulis und Leute meiner Eskorte bedurften heut keines Antriebes zur Eile und standen in kürzester Zeit marschbereit. Sollten sie doch in vier Stunden Laokai und damit das Ziel ihrer Reise erreicht haben. Auch mich drängte es vorwärts. Laokai war einer der großen Posten am Roten Fluß, ich sollte dort eine Anzahl französischer Offiziere treffen, und nach Lieutenant Regniers Aussagen durfte ich einer freundlichen Aufnahme von Seiten seiner Kameraden sicher sein.

Sobald wir den Stationshügel hinter uns hatten, gelangten wir in Buschwald und zogen eine Weile in demselben weiter, bis wir an ein von leichtgebauter Bambusbrücke überspanntes, fast wasserleeres Bachbett kamen. Als ich Fritz, der, den Radja am Zügel führend, vor mir herging, die Brücke betreten sah, rief ich ihm zu, vorsichtig zu sein und das Pferd lieber durch den Bach zu leiten. Er war aber taub gegen meine Ermahnungen und marschierte lustig weiter, bis es mit einemmale krachte und Radja durch den Brückenbelag durchbrach. Nur durch einige Querhölzer in der Schwebe gehalten hing er, strampelnd und um sich schlagend da, den Himmel über sich und etwa 10 Fuß unter sich das mit Felsgeröll angefüllte Bachbett. Mit vieler Mühe gelang es uns, ihm Sattel und Zaumzeug abzunehmen; dann überlegte ich, wie wir es ermöglichen könnten, das Tier aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Radja ließ uns indes keine Zeit, zu einem Entschluß zu kommen, sondern machte sich selber an die Lösung seiner Befreiungsfrage, indem er mit den Hufen so lange um sich schlug, bis ein zweites Krachen erfolgte und er im nächsten Augenblick mit dem Rücken nach unten in die Tiefe stürzte. Ich

dachte natürlich, er hätte sich das Kreuz oder Rückgrat gebrochen und mir würde jetzt nur übrig bleiben, meinem treuen Reisegefährten den Gnadenschuß zu geben, als er sich plötzlich zu meiner Freude aufrichtet, sich schüttelt und etwas verstört einige Schritte über Felsblöcke weiter stolpert, um dann, als sei gar nichts vorgefallen, anzufangen, am Rande des Baches zu grasen.

Fritz und Badiwal machten sich nun eiligst daran, den Schecken wieder einzufangen, der jedoch, sobald er in Badiwals Händen seine Trense gewahrte, die steile Böschung hinaufkletterte und davonrannte. Erst nach längerer Jagd gelang es, des Flüchtlings habhaft zu werden; ich prüfte seine Beine, sein Rückgrat, und entdeckte nichts, als einige Hautabschürfungen, im übrigen schien mein Liebling sich unverletzt aus der Affaire gezogen zu haben. Fritz erhielt trotzdem einen tüchtigen Rüffel und der Marsch wurde fortgesetzt.

Erst nach geraumer Zeit fiel mir auf, daß Radja seinen Schweif nicht wie gewöhnlich trug und denselben selbst bei Gelegenheiten, bei denen jedes Pferd ihn hoch zu heben pflegt, nicht bewegte. Allmählich stellte sich eine Anschwellung an der Schweifwurzel ein, aber ich glaubte auch dann noch nicht an eine ernstliche Verwundung, bis es mir im Laufe der Zeit klar wurde, daß der Schweif an der Wurzel gebrochen war, eine scheinbar im Augenblick des Bruches wenig schmerzhafte Verletzung, denn andernfalls würde der Schecke wohl — trotz seiner wunderbaren Nerven — kaum unmittelbar nach dem Fall wieder gefressen und sich den Nachstellungen seiner Verfolger durch die Flucht zu entziehen versucht haben.

Armer Radja! Mehr denn 6000 Meilen weit hatte

er mich getragen, von den Ufern des Sutley bis zu denen des Roten Flusses; den Ganges, Brahmaputra und Irawady, den Salwin, Mekong und Schwarzen Fluß hatte er durchschwommen, hunderterlei Gefahren glücklich überstanden, trotz Büffelhörnern und Piratenkugeln, um jetzt fast am Schlusse der Reise den Schwanz zu brechen! Dafür, daß ihm das Herz nicht brechen konnte, wenigstens nicht vor Liebeskummer, dafür hatte man durch eine schon an anderer Stelle angedeutete, in seiner frühesten Jugend an ihm vollzogene Operation Sorge getragen, aber was seinem Herzen erspart bleiben sollte, an seinem schwarzweißen Schwanze ereilte ihn das Geschick.

Zwischen künstlich bewässerten Feldern, auf denen chinesische Ackerbauer entweder mit Reispflanzen, oder dem Aufwühlen des Bodens vermittelst rechenartiger Holzgeräte beschäftigt waren, zogen wir weiter. Zwei kleine Dorfschaften, an denen wir vorüberkamen, waren von Bambuspallisaden eingeschlossen und ringsum mit zugespitzten Bambussplittern gespickt, ein Beweis, daß die chinesischen Räuberbanden auch ihre eigenen Landsleute nicht mit ihren Besuchen zu verschonen pflegen.

Nachdem wir mehrere Wasserläufe durchwatet hatten und kurze Zeit durch bewaldetes Hügelland gezogen waren, gelangten wir an den Roten Fluß und marschierten, an dem steilen Ufer desselben auf- und abkletternd, weiter.

Der Fluß ist hier etwa 100 Meter breit und führt, namentlich nach Eintritt der Regenzeit, seinen Namen mit vollem Recht, denn seine Wasser sind, entweder infolge abgespülter roter Lateritmassen oder durch Beimischung von Eisenoxyd, von fast ziegelroter Farbe.

Am jenseitigen Ufer gewahrten wir die etwa 5000 Ein-

wohner zählende chinesische Stadt Son Phong, am Einflusse des Nam Ti in den roten Fluß gelegen, hinter derselben auf hohen kahlen Bergkuppen vier imposante chinesische Forts und neben der Stadt, nur durch den Nam Ti von ihr getrennt, die französische Station Laokai mit ihren schmucken weißgetünchten Gebäuden.

Es ist das eigentümlichste Kriegstheater, welches man sehen kann, ein Theater, in dem die chinesischen Forts die Galerie bilden, Laokai die Bühne und Son Phong das Parterre darstellen. Die Bühne beherrscht zwar das Parterre, wird aber ihrerseits von der mächtigen Galerie beherrscht, so daß, falls die französische Truppe eines schönen Tages ein den Chinesen nicht behagendes Stück zur Aufführung bringen sollte, die Schauspieler von der Galerie aus anstatt mit faulen Äpfeln derartig mit Granaten beworfen würden, daß sie — Seitennotausgänge sind für die Bühnenmitglieder nicht vorhanden — sich schleunigst auf das etwa 100 Meilen stromab gelegene gut befestigte Yenbay zurückziehen müßten. Son Phong macht mit seinem sich am Flußufer hinziehenden Häusergewirr und den im Flusse selbst verankerten schwimmenden Bambushäuschen einen recht stattlichen Eindruck, namentlich auf denjenigen, der seit Monaten nichts anderes, als mehr oder weniger elende Dörfer zu sehen bekommen hat.

Eine weitere Viertelstunde und wir halten vor dem am rechten Ufer, Laokai direkt gegenüberliegenden französischen Posten Coc Léou. Derselbe besteht aus einer Kaserne für 150 Annamiten und hübschem, turmartigem Wohngebäude für zwei französische Offiziere. Das neben dem Posten liegende Dorf zählt kaum 200 Einwohner.

Der Korporal meiner Eskorte meldete dem komman-

dierenden Offizier unverweilt unsere Ankunft, und ich hatte eigentlich erwartet, letzterer würde daraufhin entweder kommen, mich zu begrüßen, oder wenigstens mich auffordern lassen, in seine Wohnung zu treten. Da aber weder das eine noch das andere erfolgte und ich mich nicht in der Verfassung befand, in der man unaufgefordert Besuche zu machen pflegt, zog ich — und zwar nunmehr ohne Eskorte — weiter zum Flusse, um nach Laokai hinüberzusetzen.

Am diesseitigen Ufer lagen verschiedene auf Bambusflößen erbaute Fischerhütten, am jenseitigen Ufer unterhalb der Umwallung der Station mehrere große Pontons und Boote, während der Personenverkehr zwischen den Dorfschaften Laokai und Coc Léou durch einen von zwei alten Weibern geruderten schwanken Kahn vermittelt wurde.

Die Ankunft unserer Karawane schien in Laokai bereits bemerkt worden zu sein, denn ich sah verschiedene Offiziere aus dem Stationsthore heraustreten und uns aufmerksam beobachten.

Verwöhnt durch die Liebenswürdigkeit englischer Offiziere und Beamten bildete ich mir ein, man würde, da über meine Absicht, nach Laokai übersetzen zu wollen, niemand im Zweifel sein konnte, mir zur Beförderung meiner Lasten und Leute, wenn nicht eines der Pontons, so doch ein starkes Boot hinübersenden. Wahrscheinlich mußten aber wohl erst die nötigen Mannschaften herbeigerufen werden, so daß ich noch eine Weile zu warten haben würde. Ich ließ daher meine beiden Feldstühle aufstellen, streckte mich auf denselben aus, zündete mir eine Pfeife an und harrte geduldig, die Vorgänge am anderen Ufer beobachtend.

Etwa eine Stunde hatte ich auf diese Weise verstreichen lassen, ohne daß drüben irgend welche Anstalten in meinem

Interesse getroffen worden waren, so daß ich mich endlich entschloß, mich den beiden alten Weibern anzuvertrauen und mich nebst Fritz hinüberrudern zu lassen, um an geeigneter Stelle meine Bitte um Hilfeleistung vorzubringen. Nach wenigen Minuten landeten wir wenige Schritte von dem Thore der Station.

Kaum hatte ich indessen meinen Fuß ans Land gesetzt, um auf die noch immer beobachtend dastehenden Offiziere



Landschaft am Roten Fluß.

zuzuschreiten, als ich dieselben wie auf Kommando Kehrt machen und, das Thor hinter sich schließend, im Fort verschwinden sah.

Auf einen solch ungastlichen Empfang war ich denn doch nicht vorbereitet gewesen, und ich glaube, daß ich erst einige Augenblicke nahezu fassungslos dagestanden habe, bevor ich Fritz den Befehl gab, nach Coc Léou zurückzukehren, jede Last einzeln herüberzuschaffen und Radja an einer passenden Stelle zum Grasen anzubinden, derweil ich

selbst mich auf die Suche nach einem Lagerplatze machen wollte.

Nachdem ich längere Zeit vergeblich nach einem solchen gesucht hatte, und da es wieder einmal anfing zu regnen, begab ich mich zu einem am Ufer stehenden Zollschuppen und bat die eingeborenen Zollwächter um Gastfreundschaft, bis ich Gelegenheit gehabt haben würde, ein anderweitiges Unterkommen zu finden. Die guten Leute, die natürlich den Unterschied zwischen einem Franzosen und einem Prussien nicht kannten, räumten mir eine Art Veranda ein und waren später Fritz bei dem Heranbringen des Gepäckes behilflich, so daß in kürzester Zeit Tisch und Stühle aufgestellt waren und Vadiwal in einiger Entfernung, unter dem Schutze eines dichtbelaubten Baumes, mit dem Kochen beginnen konnte. Ohne Zeitverlust schrieb ich nun einen Brief an den Kommandanten, in dem ich in kurzen, aber höflichen Worten meine Ankunft meldete und gleichzeitig meine Absicht, nach Hanoi weiter zu marschieren, zu erkennen gab. Verschiedene französische Unteroffiziere — den gemeinen Soldaten ist aus Gesundheitsrücksichten das Verlassen der Baracken von 9—3 Uhr untersagt — machten sich mittlerweile allerlei in der Nähe meines Lagers zu thun, um den merkwürdigen Fremdling — man wußte nicht, woher er kam — etwas näher zu besichtigen.

Einer derselben, ein hübscher Mann mit blondem Vollbart, ein geborener Elsässer wie ich später erfuhr, kam an mich heran, begrüßte mich freundlich, fragte woher und wohin und verschwand, als er sah, daß mein Frühstück aufgetragen wurde, um nach einigen Minuten mit zwei Flaschen französischen Bieres zurückzukommen und dieselben auf meinen Tisch zu stellen. Nun ist zwar französisches

Bier im allgemeinen kein sogenannter Genuß, aber erstens hatte ich einen verteufelten Durst und zweitens rührte mich diese unerwartete Liebenswürdigkeit des Sergeanten so, daß ich seine Gabe unmöglich hätte zurückweisen können. Kaum hatte ich meine Mahlzeit beendet, als ich wiederum Besuch erhielt, diesesmal von einem Zivilisten, der sich als Zolldirektor Marsac zu erkennen gab. Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich mich in seinem Schuppen niedergelassen hatte und machte mich darauf gefaßt, ersucht zu werden, das Lokal ohne Zeitverlust zu räumen. In dieser Annahme hatte ich mich auch nicht getäuscht, aber zu meiner Überraschung verband Monsieur Marsac mit seiner Aufforderung zugleich die Einladung, für die Dauer meines Aufenthalts in Laokai in seinem Privathause Wohnung zu nehmen und sein Gast zu sein. Nach dem mir von den Offizieren angethanen Affront war ich jedoch entschlossen, möglichst schnell wieder von dannen zu ziehen, lehnte infolgedessen dankbar ab und bat, für die Nacht bleiben zu dürfen, wo ich mich befand.

Der freundliche Zolldirektor verabschiedete sich, kam aber bald in Begleitung eines Offiziers zurück, den er mir als Kapitän Sucillon, Kommandanten der Station, vorstellte, der gekommen sei, mir, nachdem er meinen Brief empfangen habe, seinen Besuch zu machen.

Ich erstattete dem Kapitän Bericht über meine bisherige Reise und setzte ihm meinen Plan, am linken Ufer des Flusses weiterzuziehen, auseinander. Er eröffnete mir darauf, daß er mich unter keinen Umständen über Land nach Hanoi marschieren lassen könne, da die ganze Gegend von Piraten schwärme und er nicht in der Lage sei, mir die durch die Verhältnisse gebotene starke Eskorte zu stellen, zumal er nur

über 130 Annamiten und 120 Mannschaften der Fremdenlegion verfüge. Der einzige Weg, der mir offen stehe, sei der Wasserweg, und da das Postboot gerade an dem betreffenden Morgen abgefahren sei, empfehle er mir, eine chinesische Dschunke zu mieten, in welchem Falle er bereit sei, mir für die Flußfahrt die notwendige militärische Bedeckung beizugeben.

So unwahrscheinlich dem Herrn meine Versicherung, ich sei lediglich nach Tonking gekommen, weil die Chinesen mich am Mekong zur Umkehr gezwungen hätten, auch klingen mochte, ich mußte ihn doch einigermaßen über meine Persönlichkeit beruhigt haben, denn als er mich verließ, bot er mir nicht nur an, den am anderen Ufer grasenden Radja in einem Ponton der Station über den Fluß holen zu lassen, sondern lud mich sogar ein, morgen das Frühstück bei ihm einzunehmen. Mit Hilfe von Monsieur Marsac suchte ich dann eine Dschunke zu mieten, doch gelang es uns nicht, eine solche zu erhalten, da überhaupt nur zwei geeignete Fahrzeuge im Flusse lagen und beide noch mehrere Tage mit dem Löschen ihrer aus Salz und Schamschu bestehenden Ladung in Anspruch genommen waren.

Im Laufe des Nachmittags machte ich dem Kommandanten in der von hohen Mauern umschlossenen geräumigen Stationsanlage, in der sich außer den Baracken für 120 Fremdenlegionäre, den Offizierswohnungen und einem hübschen, hochgelegenen Kasino in einem ehemaligen Tempel die Kommandantur befindet, meinen Gegenbesuch und unternahm später mit ihm und Monsieur Marsac eine Fahrt über den im Gegensatz zum Roten Fluß, vollkommen klaren Nam Ti nach der Chinesenstadt Son Phong.

Hier wurden wir von dem chinesischen Zolldirektor in entgegenkommender Weise empfangen und mit lauwarmem Champagner sowie vortrefflichen Manilazigarren bewirtet. Den Abend verbrachte ich bei einem kleinen, außerhalb der Station wohnenden französischen Kaufmann, bei dem ich einige Einkäufe gemacht hatte und der es sich nicht nehmen ließ, mir ein bescheidenes, aber gutes Mahl mit künstlich gekühlten Getränken vorzusetzen. Dann legte ich mich unter meinem Schuppen zu Bette, um über Nacht sowohl die in der Station sich anrufenden Posten, wie die am Ufer entlang verteilten Zollwächter zu verwünschen, die, um etwaigen Schmugglern ihre Wachsamkeit anzuzeigen, alle paar Minuten mit gegeneinander geschlagenen Bambusrohren einen solchen Spektakel machten, daß an Schlaf für mich nicht zu denken war. Außerdem war die Luft von erstickender Schwüle und die Moskitoplage trotz aufgespannten Netzes nahezu unerträglich.

Unter Reveilleblasen in den chinesischen Forts, deren Besatzungen früher aufzustehen scheinen, als diejenigen von Laokai und Coc Léou, mit Himmelsbläue und sanfter Brise hielt der Monat Mai am folgenden Morgen, einem Sonntage, seinen Einzug über den Gefilden Tonkings.

Vom Bette aus sah ich die Fischer aus ihren schwimmenden Hütten heraustreten, die Mannschaften der Dschunken kamen an Deck, sprangen in die schmutzig roten Fluten und machten sich dann splitterfasernackt, wie sie gebadet hatten, an die Arbeit des Holzhauens und des Ausladens ihrer Lasten. Allmählich erwachte man auch in Coc Léou, rieb sich den Schlaf aus den Augen und hißte die Trikolore, Fritz brachte mir meinen Kakao, und Pig kam ans Bett gesprungen, um, wie das so seine Art war, zu versuchen,

mir das Gesicht zu lecken, trotzdem er schon hundertmal sehr unsanft mit dieser Liebkosung zurückgewiesen worden war.

Als ich mich angekleidet hatte, stellte ich mich auf die Zollhauswage, um festzustellen, daß ich nur 122 Pfund wog, d. h. seit dem Verlassen Moulmeins, also in vier Monaten, 17 Pfund verloren hatte, woraus man ersehen kann, daß die Schanstaaten wohl geeignet sind, Karlsbad in gefährlichster Weise Konkurrenz zu machen.

Gegen 10 Uhr erschien Monsieur Marsac, um mich, bevor wir uns zum Frühstück zum Kommandanten begaben, zu einem kleinen „Appéritiv“ ins Offizierkasino zu führen. Dort wurde ich einer Anzahl meist der Fremdenlegion angehörender Offiziere vorgestellt, unter denen sich auch mehrere Deutsche befanden, die aber von dieser ihrer Eigenschaft mir gegenüber keinen Gebrauch machten. Nach dem unter einer Punka — der ersten, die ich in Tonking sah — eingenommenen Frühstück mußte ich auf wiederholtes Bitten des Zolldirektors in seine Wohnung übersiedeln, was ich versprach, unter der Bedingung, daß mir gestattet würde, mir die Veranda als Schlafzimmer einzurichten. Wir hatten nachmittags 33 Grad Celsius im Schatten, und mit Wonne stürzte ich mich, sobald die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, in die dicht neben dem Hause meines Wirtes vorüberrauschenden, prächtig klaren Fluten des Nam Ti.

Der bis Laokai ausschließlich der Wasserstraße sich bedienende Karawanenverkehr von Tonking nach Yunnan ist ein ungemein reger. Hauptsächlich nach Yunnan eingeführt werden als Erzeugnisse Tonkings Salz, Tabak, Schamschu, Rohseide und Pfeffer, als ausländische Erzeugnisse amerikanisches Petroleum, feingeschnittene chinesische Tabake und

englische oder indische Baumwollzeuge und Garne, wogegen aus Frankreich stammende Erzeugnisse so gut wie gar nicht am Handel beteiligt sind. Von Yunnan nach Tonking exportiert werden wiederum Thee, Opium, Zinn, sowie Rindvieh, und in kleineren Mengen Farbwurzeln (cunao), Medizinkräuter, Gemüse (Kartoffeln) und Obst (Pfirsiche). Aus Yunnan kommende Kartoffeln kosteten zur Zeit meines Aufenthalts in Laokai 10 Mark 50 Pfennig für 120 Pfund.

Der Rote Fluß ist bis Laokai hinauf während der Regenzeit selbst für größere Dschunken mit geringem Tiefgang schiffbar, hier müssen die Waren jedoch auf kleine, ganz flach gehende Fahrzeuge umgeladen werden, um weiter ins Innere Yunnans gebracht zu werden, soweit sie nicht auf Maultieren oder Ponys über Land transportiert werden.

In Montze, einem bedeutenden Handelsplatze Yunnans, etwa 6—7 Tagereisen nördlich von Laokai gelegen und mit diesem durch Telegraphen verbunden, hat die französische Regierung einen Konsulatsbeamten zur Wahrnehmung ihrer Handelsinteressen eingesetzt.

Da es weder im Hause meines Wirtes, noch auf der Veranda auszuhalten war, nahmen wir unser Essen an einem mitten auf die Straße gestellten Tische ein und plauderten später noch bis weit über die mitternächtige Stunde hinaus.

Kurz nach Sonnenaufgang wurde ich durch das laute Quietschen schlecht geschmierter Räder erweckt, und als ich mich umblickte, sah ich eine lange Reihe europäischer Soldaten mit steinbeladenen Schubkarren trotz der Morgenkühle schweißtriefend vor meinem Lager vorüberziehen.

Der Anblick schwere Arbeit verrichtender Europäer war mir, der ich seit sechs Jahren in den Tropen gelebt

hatte, etwas so Ungeheuerliches, daß ich mich geradezu entsetzte. Ich fühlte mich gewissermaßen persönlich in meiner Würde als Europäer verletzt, als ich hier meine Stammesgenossen angesichts faullenzender Annamiten und Chinesen Kulidienste leisten sah und drückte daher Herrn Marsac beim Frühstück meine Verwunderung über das Gesehene aus. Dieser schien dagegen an Quälereien dieser Art nichts Auffallendes zu finden und meinte, das seien die Fremdenlegionäre so gewohnt; denn Kulis gäbe es hier nicht und gethan werden müsse die Arbeit.

Mir scheint diese Behandlung eine höchst wunderliche zu sein, von 9 bis 3 läßt man die Leute, aus lauter Sorge um ihr Wohlbefinden, nicht aus dem Hause und in der übrigen Zeit müssen sie, trotz 26 bis 34 Grad Hitze, Steine karren.

Ich bemühte mich nach Kräften um eine Fahrgelegenheit nach Hanoi, aber da sämtliche neu anlangenden Boote erst mehrere Tage zu löschen hatten, wurde ich länger, als mir lieb war, in Laokai festgehalten und hätte auch wahrscheinlich bis auf die nächste Postdschunke warten müssen, wenn nicht dem Kommandanten — er schickte im Laufe des Tages dreimal und ließ sich teilnehmend danach erkundigen, ob ich noch immer keine Dschunke gefunden habe — schließlich die Zeit zu lang und vielleicht auch meine Gegenwart zu beunruhigend für die Sicherheit des Landes erschienen wäre.

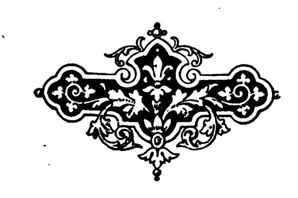
Am dritten Tage ließ er mir sagen, er mache sich ein Vergnügen daraus, mir für die Weiterreise dadurch behilflich zu sein, daß er eine der ihm zur Verfügung stehenden Regierungsdschunken für den nächsten Morgen zu meiner Aufnahme bereit halten werde. Unverweilt stattete ich dem hilfsbereiten Herrn meinen Besuch ab, stammelte meinen

tiefgefühltesten Dank und machte mich mit Fritz an die Vorbereitungen zu unserer sieben- bis achttägigen Flußfahrt.

Wir wollten es uns von nun ab wohl sein lassen und kauften daher neben Brot, Wein, Geflügel und Gemüse, mehrere europäische Konserven, Käse und sonstige Leckerbissen. Den Nachmittag verbrachte ich mit dem Lesen veralteter Zeitungen; denn auch hier war nicht ein einziges Buch über das Land, in dem wir weilten, aufzutreiben.

Am Abend aß ich wieder mit Herrn Marsac, wir tranken zum Abschied eine Flasche Cliquot und trennten uns erst beim Morgengrauen.

Um 5 Uhr in der Frühe wurde ein letztes Bad im Nam Ti genommen, dann Radja, der ob seines gebrochenen Schwanzes in den letzten Tagen ganz trübsinnig geworden war, sowie das Gepäck verladen, so daß wir schon vor Sonnenaufgang reisefertig waren. Wir hatten jedoch noch einige Zeit auf die zu meiner Eskorte kommandierten zehn Fremdenlegionäre zu warten. Kurz nachdem dieselben angetreten waren, kam auch Kapitän Sucillon, um sich von mir zu verabschieden und mit eigenen Augen meine Abreise zu überwachen. Endlich stießen wir vom Ufer, ich winkte Laokai und seinem Kommandanten einen letzten Abschiedsgruß zu, und fort ging es mit reißender Strömung nach Südosten.





Stromabwärts nach Hanoi.

Man hatte ursprünglich einen Teil meiner Begleitmannschaften mit in meine Dschunke legen wollen, dem hatte ich mich aber energisch widersetzt und war infolgedessen so glücklich, jetzt mit meinen Dienern und der aus acht Annamiten bestehenden Bootsmannschaft allein zu sein.

Meinem Fahrzeuge voran fuhr eine mit Revolvergeschütz bewaffnete Dschunke, eine zweite mit 10 Soldaten der Fremdenlegion folgte uns. Diese beiden Fahrzeuge führten die Trikolore, meinem Boote dagegen hatte man diesen Schmuck erspart. Ich war überrascht gewesen, die Fremdenlegionäre trotz Sonnenschein und Hitze in dunklen Tuchuniformen und schwarzüberzogenen Tropenhelmen antreten zu sehen, zumal es mir selbst vor Sonnenaufgang in einem dünnen Seidenanzuge zu warm war. Schon in Pondicherry an der Ostküste Indiens hatte ich mich allerdings davon überzeugt, daß die Franzosen mit der Bekleidung ihrer Soldaten dem Klima geradezu Hohn sprechen, neu war mir aber in diesem Falle der schwarze Tropenhelm. Überhaupt scheint Schwarz die Lieblingsfarbe der Franzosen in Tonking zu sein; denn

auch unsere drei Regierungsdschunken waren schwarz gleich venetianischen Barken. Sie waren so niedrig, daß man nicht aufrecht unter Deck stehen konnte und die an beiden Seiten zur Lüftung angebrachten Luken infolge verschiedener dicker zusammengetrockneter Teerüberzüge nicht zu öffnen, so daß die Hitze, zumal die Bootsleute und Badiwal in einer hinten gelegenen kleineren Abteilung kochten, bald unerträglich wurde und ich es vorzog, lieber unter den Sonnenstrahlen in freier Luft auf Deck zu braten, als im Innern zu ersticken.

Ganz so poetisch, wie ich mir die Bootfahrt vorgestellt hatte, schien sich dieselbe somit nicht gestalten zu sollen. Abgesehen von der wenig angenehmen Beschaffenheit des Fahrzeuges selbst, entsprach auch die Bootsmannschaft keineswegs meinen Erwartungen. Hatten schon die Muoungs in den Bergen mich nicht sonderlich durch ihre körperlichen Reize entzückt, so stießen mich die Annamiten aus dem Delta Tonkings, zu denen meine Ruderer gehörten, geradezu ab.

Sie waren klein von Gestalt, von graugelber Hautfarbe, hatten flache Nasen, vorstehende Backenknochen, einen hinterlistigen, unfreundlichen Gesichtsausdruck und auffallend häßliche Füße mit auseinanderstehenden Zehen. Daß sie Betel kauten, vermochte mich ebenso wenig zu ihren Gunsten umzustimmen, wie die Entdeckung, daß sie ein Weib mit kaum von den Blattern genesenem dreijährigen Kinde mit an Bord geschmuggelt hatten.

In der Regel waren drei Leute, vorn im Boote stehend, ihre langen Holzruder von vorn nach hinten durchs Wasser ziehend, mit Rudern beschäftigt, einer führte das Steuer und die übrigen aßen, spielten Karten, oder rekelten sich auf Deck und suchten sich gegenseitig die Läuse vom Kopfe, wobei

sie — was ich bis dahin nur von Affen gesehen hatte — ihre Jagdbeute sofort nach dem Fange verzehrten. Sie trugen das Haar, wie ich es von den Soldaten geschildert habe, hinten chignonartig in einen Knoten geflochten und um den Kopf hellblaue oder weiße Baumwollentücher, deren Enden über der Stirn wie zwei Windmühlenflügel nach oben abstanden.



Annamitin.

Die an Bord befindliche Annamitin war in weite schwarze Hosen und einen langen dunkelbraunen, seitlich zugeknöpften Rock gekleidet, auf dem Kopfe trug sie, wenn sie in der Sonne zu thun hatte, einen etwa 3 Fuß im Durchmesser haltenden flachen runden, am Rande etwa 3 Zoll heruntergeklappten Hut aus Palmblättern und Bambus, zu dem eigentlich, annamitischer Sitte gemäß, noch an jeder Seite eine lang herunterhängende schwarze oder auch farbige Seidenquaste gehört.

Infolge starker Strömung und gleichzeitigen Ruderns kamen wir schnell vorwärts. Ohne nennenswerte Windungen fließt der Strom in seinem oberen Laufe von Nordwest nach

Südost zwischen bewaldeten Bergen, die von Laokai bis zum Delta sich selten mehr als tausend Fuß über dem Niveau des Flusses erheben, zu Thale. Laubwald, in dem ich ab und zu Eisenholzbäume (mesua ferrea) gewahrte, wechselt mit Bambus- und Rohrdickicht, auch fehlt es nicht an eingesprengten Gruppen wilder Bananen, deren Grün selbst das verwöhnteste Tropenauge immer von neuem entzückt. Während wir in stiller Beschaulichkeit die herrlichen Landschaftsbilder an unseren Blicken vorübergleiten lassen, wird die Aufmerksamkeit unserer Bootsleute beständig durch Stromschnellen und Strudel, welche die Schiffahrt auf dem Flusse zu einer so gefährlichen machen, in Anspruch genommen.

Kurz nach 9 Uhr passieren wir den Militärposten Pholu, dann zwei kleine, hart am Ufer gelegene Dörfer, in deren Nähe wir an den Bergabhängen Waldlandkulturen gewahren. Weiter stromab kommen mehrere große, chinesische, von Hanoi nach Laokai fahrende Handelsdschunken in Sicht, die gleich uns von einer mit einem Revolvergeschütz bewaffneten Regierungsdschunke begleitet wurden. Derweil wir an ihnen vorüberfahren, erstaunen wir über die Größe der Fahrzeuge, die oft achtzig und hundert Fuß in der Länge messen und falls sie nicht vor dem Winde fahren, von acht bis zehn, eintönige Weisen singenden Ruderern fortbewegt werden. Sie besitzen große Segel in Rechteckform und eigentümliche, von beiden Seiten des Decks aufragende, mit den Spitzen vereinte Doppelmasten aus Bambus. Die Schiffe fahren meist aus Furcht vor Piraten in größerer Anzahl, selten nur begegnet man auf dem Flusse zwischen Laokai und Hung Hoa, der ersten größeren Station in der Ebene, einzelnen Booten.

Gegen Abend ankerten wir vor der am linken Flußufer

auf einem Hügel gelegenen, mit 150 Annamiten und 20 Legionären belegten Station Bao Ha.

Da ich es für ein Gebot der Höflichkeit hielt, mich beim Kommandanten zu melden, schickte ich mich sofort an, zur Station hinaufzugehen. Um den Schein zu vermeiden, als komme ich in der Erwartung, von den Offizieren der Station zum Essen eingeladen zu werden, hatte ich ostentativ meinen mit Speisen besetzten Tisch zuvor auf Deck stellen lassen.

Ich traf den Kommandanten in Gesellschaft eines jüngeren Offiziers auf der Veranda des Stationshauses, vor einem Glase Absynth sitzend. Nachdem wir uns einige Minuten unterhalten hatten, ohne daß er es für nötig gehalten hätte mir einen Stuhl anzubieten, meinte er: „Wäre ich nicht überzeugt, daß Sie bereits gegessen haben, so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie einzuladen —“

„Aber so“, ergänzte ich seine Rede, „verzichte ich lieber auf diese Ehre und werde, da ich nicht wage, Sie zu meinem frugalen Mahle zu Gaste zu bitten, allein speisen. Bon soir.“

Wenige Augenblicke später saß ich an meinem eigenen Tische und ließ mir's unter den Augen des gastlichen Herrn Kommandanten vortrefflich schmecken.

Nach beendeter Mahlzeit war ich gerade damit beschäftigt, mir eine Pfeife anzuzünden, als plötzlich von der Dschunke meiner Begleitmannschaften das Lied „O Tannebaum, o Tannebaum“ an mein Ohr tönte.

Seit mehr als vier Monaten hatte ich keinen heimatlichen Laut vernommen, und nun hier, im äußersten Norden Tonkings, auf den Fluten des Roten Flusses die Klänge eines alten deutschen Volksliedes zu hören — das berührte mich so seltsam, wirkte so berauschend auf mich, daß ich am

liebsten ohne weiteres aufgesprungen wäre, um meine Landsleute — denn das mußten die Sänger sein — zu begrüßen.

Aber schon im nächsten Augenblicke war meine Begeisterung einem Gefühl tiefster Entrüstung gewichen.

Waren denn diese Menschen, die ihre Heimat verlassen hatten, um unter den Fahnen unserer Feinde zu dienen und ihr Blut für Frankreichs Ehre zu vergießen, waren diese Abtrünnigen überhaupt noch wert, Deutsche zu heißen, hatten sie auch nur das geringste Anrecht auf mein Mitgefühl?

Nach längerer Überlegung war ich gerade im Begriff, mir diese Frage mit „Nein" zu beantworten. Da verhallten die letzten Worte des Scheffelschen Liedes aus dem Trompeter von Säkkingen:

> Behüt Dich Gott, es wär zu schön gewesen,
> Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

melancholisch in den bis hart an den Fluß herantretenden Bergen.

Ja! sie hatten dennoch ein Anrecht auf mein Mitgefühl, wenigstens für den Augenblick, darum ergriff ich schnell entschlossen den vor mir stehenden weingefüllten Becher und rief ihnen ein lautes „Auf Ihr Wohl, meine Herren!" zu. Kein Gegengruß erfolgte. Statt dessen hörte ich nur unterdrückte Ausrufe der Überraschung und leises Flüstern. Der die Abteilung führende Sergeant kommandierte Ruhe, und jedes Gespräch verstummte. Versunken in Gedanken, blieb ich auf Deck sitzen, ärgerlich darüber, meinen Gefühlen freien Lauf gelassen zu haben.

Etwa eine Stunde mochte so vergangen sein, als Fritz mir meldete, ein Soldat bäte, mich besuchen zu dürfen. Ich ließ ihn kommen, und nachdem er sich mir als der Sohn einer mir wohlbekannten deutschen Familie zu erkennen

gegeben hatte, lud ich ihn ein, Platz zu nehmen. Er ersuchte mich, nicht deutsch, sondern englisch mit ihm zu sprechen, da keiner seiner Kameraden dieser Sprache mächtig sei. „Sie glauben nicht“, flüsterte er, „wie Sie beobachtet werden, wie man über jedes Wort unserer Unterhaltung Bericht erstatten würde, wenn man uns hörte und verstände. Wir sind weit mehr zu Ihrer Überwachung hier, als zu Ihrer Beschützung.“

„Aber für wen hält man mich denn?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, wahrscheinlich aber für jemanden, der mit den Piraten in Verbindung zu kommen sucht, um ihnen Waffen zu liefern. Sie haben uns hier völlig überrascht und sind dazu auf so ungewohnten Pfaden ins Land gekommen, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn diese mißtrauischen Franzosen vor Ihnen auf der Hut sind. Die Menschen verlieren ja Sinn und Verstand beim Anblick eines Deutschen oder Engländers.“

„Aber wie kommt es, daß Sie alle so verblüfft waren, als ich Ihnen meinen Gruß zurief?“

„Weil keiner von uns eine Ahnung hatte, daß Sie Deutscher sind; wir glaubten, Sie seien ein Engländer, anderenfalls würde unser Sergeant uns wohl untersagt haben, deutsch zu sprechen, aus Furcht, Sie könnten Dinge hören, die man nicht gern bekannt werden lassen möchte.“

„Sprechen Sie untereinander oft deutsch?“

„Außer Dienst stets, nahezu zwei Drittel der gesamten Legion sind ja Deutsche, Oesterreicher und Schweizer, der Boden hier im Lande ist überall mit deutschem Blute durchtränkt; mit deutschem Blute, wenn auch nicht gerade dem edelsten, hat Frankreich sozusagen Tonking erkauft.“

„Ist die Sterblichkeit in der Legion groß?“

„Sie ist ungeheuer! Von 125 Legionären, die gleichzeitig mit mir vor kaum einem Jahre von Algier hierher kamen, sind nur noch 21 im Lande, der Rest ist gefallen, dem Klima erlegen oder wegen Krankheit heimgesandt worden.“

„Aus was für Elementen setzt sich die Legion hauptsächlich zusammen?“

„Zum größten Teil aus dem gemeinsten Gesindel Europas — Amerikaner haben wir nur wenige — aus Mördern, Räubern, Dieben und Gott weiß was noch, zum kleinsten aus anständigen Leuten, vielfach Elsässern. Jeder, der sich meldet, wird angenommen, wenn er kräftig genug befunden wird, niemand fragt nach seinen Papieren und seinem Vorleben. Von all den Leuten Ihrer Eskorte — 8 davon sind Deutsche und zwei Belgier — sind nur der Sergeant — ein Sachse — und ich im Besitze unserer Papiere.“

„Und wie ertragen Sie das Leben in solcher Gesellschaft?“

„Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht — wie?

O, Sie ahnen nicht, was ich habe erdulden müssen, welches entsetzliche Leben ich führe, wie mich die ganze mich umgebende Gesellschaft anwidert, Sie haben keine Idee, bis zu welcher Stufe sittlicher Verkommenheit unsere Truppen und nicht selten auch unsere Offiziere gesunken sind. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, daß Ihnen die Haare zu Berge steigen würden.“

„O daran sind meine Haare längst gewöhnt. Bitte, erzählen Sie nur.“

Und er berichtete mir nun Dinge, deren Veröffentlichung

mich allein daheim schon mit dem Strafgesetzbuch in Berührung bringen dürfte.

„Werden Sie von Ihren Offizieren schlecht behandelt?"

„Im großen und ganzen nicht, denn sie kennen ihre Pappenheimer und fürchten sich, zu schroff gegen uns aufzutreten, wohl wissend, daß sie sonst ohne viel Umstände in dem ersten besten Gefecht mit den Piraten von ihren eigenen Leuten erschossen würden. Derartige Fälle gehören hier keineswegs zu den Seltenheiten."

„Und Ihre Verpflegung, wie ist die beschaffen?"

„So lange wir in Garnison liegen, können wir nicht klagen. Wir erhalten dann täglich 300 Gramm Rindfleisch, 650 Gramm Weizenbrot, einen halben Liter guten Rotwein, ein Zehntel Liter Rum, dazu Reis, Thee, Kaffee, Salz, Zucker, Fett u. s. w. Sobald wir uns aber auf Expeditionen befinden, ist die Verpflegung wegen Trägermangels meist so ungenügend, daß viele an Entkräftung zu Grunde gehen, zumal wir dann 15 bis 20 Kilogramm Gepäck außer 144 Lebelpatronen schleppen müssen."

„Und ihre Löhnung?"

„Beträgt 23 Centimes, sage 23 Centimes für den Tag, wofür wir uns Seife, Putzzeug und dergleichen beschaffen müssen."

„Also hat kein Legionär Aussicht, etwas zu erübrigen?"

„Durchaus nicht, es sei denn, daß er 25 Jahre diene, dann erhält er eine Pension von 900 Franken jährlich, aber so lange hält es niemand aus. Ist der Legionär Franzose, so genügen 15 Jahre zur Pensionsberechtigung."

„Aber Sie können sich naturalisieren lassen, nicht wahr?"

„Ja wohl, nachdem wir drei Jahre gedient haben, uns wird dann, wenn wir keine Lust haben, weiter zu dienen,

der Rest unserer Dienstzeit — wir verpflichten uns bei der Aufnahme für fünf Jahre — erlassen."

„Und kommt es vor, daß Deutsche von diesem Naturalisierungsrecht Gebrauch machen?"

„Zum Glück nur in den seltensten Fällen, denn dem deutschen Gesindel unter uns fehlen die hierzu nötigen Papiere, und wer im Besitz solcher ist, der Mehrzahl nach junge Leute, die entweder wegen leichtsinniger Streiche, Familienzerwürfnisse halber oder auch aus Abenteuerlust die Heimat verlassen haben, sind trotz allem meist gute Deutsche geblieben und wollen ihre Nationalität nicht aufgeben."

„Kann in der Legion ein Fremder, wenn er, ohne sich naturalisieren zu lassen, weiter dient, Offizier werden?"

„Ja wohl! Wir haben sogar einige deutsche Offiziere, doch kann ein solcher nie einen Posten kommandieren und muß, selbst wenn er höher im Range steht, es sich gefallen lassen, daß ihm als Kommandant ein Franzose vorgesetzt wird."

„Ich habe gestern in Laokai verschiedene Ihrer Kameraden Steine karren sehen, können Sie zu dergleichen Arbeiten gesetzmäßig herangezogen werden?"

„Erlaubt ist es nicht, und wenn wir uns darüber an geeigneter Stelle beschwerten, würde man nicht wagen, uns zu ähnlichen Kulidiensten zu verwenden, aber eine Beschwerde unsererseits gelangt eben niemals an diese „geeignete Stelle", und wir lassen uns halt schinden, wenn es nicht gar zu schlimm kommt."

„Warum sind Sie, wenn Sie doch einmal in eine Fremdenlegion eintreten wollten, nicht lieber zu den Holländern gegangen? Soviel ich gehört habe, ist die Behandlung in der holländischen Legion eine bessere, auch würden Sie dort

einen höheren Sold erhalten haben, und vor allen Dingen nehmen die Holländer meines Wissens nur junge Leute auf, die sich über ihr Vorleben ausweisen können."

„Ja, hätte ich gewußt, was ich heute weiß, keine Macht der Welt hätte mich unter dieses Gesindel gebracht. Tausendmal habe ich die Stunde verflucht, die mir den Gedanken eingab, in die Legion einzutreten, auch habe ich auf der Reise von Algier nach hier, in Singapore, versucht, zu desertieren, indem ich über Bord sprang. Leider ließ man mich weder entkommen noch ertrinken, sondern fischte mich wieder auf, und so habe ich noch zwei und ein halbes Jahr dieses Elend weiterzutragen —"

Jetzt erscholl die Stimme des Sergeanten von der Mannschaftsdschunke herüber, mein nächtlicher Besucher wurde gerufen.

„Bitte, gehen Sie", bat ich ihn, „ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen in Ungelegenheiten kommen."

„Fürchten Sie nichts, der Sergeant weiß, daß ich hier bin, er wäre, dessen bin ich sicher, am liebsten selber gekommen, Ihnen sein Herz auszuschütten, und auch wenn er mich meldete, die Freude, in Ihnen einen Mann kennen gelernt zu haben, der ein Herz für uns Verlorene hat, die Hoffnung, daß Sie unseren Landsleuten daheim berichten werden, welche Hölle auf Erden unser Leben ist, daß Sie sie warnen werden vor dem, was ihnen hier bevorsteht, alles das würde mir selbst die härteste Strafe leicht erscheinen lassen."

Damit verabschiedete er sich, während ich noch lange wach auf Deck lag, die Sterne beobachtend und über das traurige Los meiner neben mir schlafenden Landsleute nachdenkend. Aber auch als ich mich schließlich schlaftrunken unter Deck zurückzog, fand ich keine Ruhe, teils der Moskitos

wegen, teils weil der vor meinem Bette angebundene Radja, ebenfalls von den Moskitos geplagt, ruhelos hin und her trampelte. Erst als unsere Flottille sich gegen 5 Uhr morgens wieder in Bewegung setzte und infolge des dadurch entstehenden Luftzuges die Plagegeister vertrieben wurden, schlief ich ein.

Badiwal und Pig leisteten während der siebentägigen Fahrt im Schlafen geradezu Unglaubliches. Ersterer erwachte nur zweimal täglich auf etwa eine Stunde, um meine Mahlzeiten zu bereiten und die seinigen einzunehmen; Pig überhaupt nur zu letztgenanntem Zwecke.



Tonkinesische Dschunke.

Gegen 1 Uhr kamen wir zur Station Trai Hutt, hielten eine halbe Stunde und nahmen einige fieberkranke Legionäre auf, die nach Yenbai ins Lazarett gebracht werden sollten. Auch hier wurde mir vom Kommandanten, bei dem ich mich meldete, kein Stuhl angeboten, dagegen sandte er später eine Ordonnanz zu mir und ließ mich fragen, ob er etwas für mich thun könne, was ich natürlich verneinte.

Je weiter wir stromab kamen, um so niedriger wurden die den Fluß einschließenden Berge, um so lyrischer wurde der Charakter der Landschaft. Wir passierten auch heute wieder zwei gefährliche Stromschnellen und begegneten einer Flotte von sechs großen chinesischen Dschunken unter Eskorte. Dorfschaften sahen wir fast gar nicht, sondern nur kleine

Ansiedlungen, bis wir kurz vor Sonnenuntergang bei der Station Mao Tié anlegten, die mit 45 Annamiten belegt ist und unter dem Kommando eines Lieutenants steht. Dieser empfing mich freundlich, erklärte freimütig, zu jämmerlich zu leben, um mich zu Tische laden zu können, bat mich dagegen, nach dem Essen einen Schlummertrunk bei ihm zu nehmen und in der Station zu schlafen. Am Morgen darauf führte er mich durch die sauber gehaltenen Anlagen des allerliebst gelegenen Postens und zeigte mir frische Spuren von Tigern und Elefanten, die über Nacht in nächste Nähe der Pallisaden gekommen waren. Unser Frühstück bestand aus Kaffee mit Rum, Brot und Honig, auch gelang es mir, gegen Bezahlung von 60 Pf. einen Laib Brot und etwas Wein für die Weiterfahrt zu erhalten, zu der wir um 8 Uhr Anker lichteten.

Wiederum trafen wir im Laufe der Fahrt eine Flotte von 11 chinesischen Dschunken, deren Mannschaften bei völliger Windstille und drückender Hitze harte Arbeit hatten, gegen den Strom anzukommen und sich teils halb, teils ganz nackt hinter ihren schweren Rudern abmühten.

Als wir kurz nach 1 Uhr vor Yen Bai angelangt waren, kam der junge deutsche Legionär wieder zu mir, um mir mitzuteilen, daß ich von hier ab eine andere Geleitsmannschaft erhalten würde, und sich zu verabschieden.

„Haben Sie gesehen", fragte er mich, „daß unterwegs ein armer Teufel von uns über Bord gesprungen ist und sich ertränkt hat?"

Ich hatte es nicht gesehen, wohl aber war mir aufgefallen, daß die eine meiner Begleitdschunken längere Zeit gestoppt und daß man mit Bambusstangen im Flusse nach irgend etwas gefischt hatte. Das also war der Grund gewesen.

„Es war auch einer von den 125, die mit mir von Algier gekommen sind, jetzt sind wir nur noch 20. Leben Sie wohl.“

Damit reichte er mir die Hand, ich wünschte ihm alles Gute, und schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir ganz weh ums Herz wurde, als ich ihn, einen seiner fieberkranken Kameraden stützend, selber ein Bild des Leidens, davonwanken sah.

Vielfach habe ich den Friedhöfen der einzelnen Stationen meinen Besuch abgestattet, um auf deutsche Namen zu fahnden. Nirgends habe ich lange nach ihnen zu suchen gehabt, sie waren überall in geradezu erschreckender Menge vorhanden.

Wann endlich wird dieser für unsere Nation so beschämende Zuzug deutscher Söhne zu den Fahnen der französischen Fremdenlegion ein Ende nehmen? Wann wird man daheim einsehen lernen, daß das Leben, dem die Legionäre in Algier oder Tonking entgegengehen, ein solches voller Jammer, Entbehrung und Erniedrigung ist, daß die meisten aber hier der Tod erwartet?

Mögen auch vorstehende Zeilen dazu beitragen, die besseren Elemente unserer vaterlandsmüden oder abenteuerlustigen Landsleute — das Mords- und Diebesgesindel überlassen wir Frankreich nach wie vor gern — auf eine andere Bahn zu leiten, als diejenige, die zur französischen Fremdenlegion, das heißt zum Verderben führt.

Nachmittags ging ich, dem Kommandanten Yen Bais meine Aufwartung zu machen. Auf dem Wege dorthin kam ich an neu erbauten, massiven und merkwürdigerweise sogar leidlich gelüfteten Mannschaftswohnungen vorüber und wurde auf Befragen nach der Kommandantur von einem Soldaten

zu einem zweistöckigen, auf luftiger Höhe gelegenen, gasthof-artigen Gebäude gewiesen.

Hier angelangt, führte man mich, nachdem ich einer Ordonnanz meine Visitenkarte übergeben hatte, in einen engen, dumpfen Raum, in dem etwa ein halbes Dutzend Leute mit Kartenzeichnen beschäftigt waren. Nahezu eine Stunde hatte ich zu warten, dann erschien der Kommandant, war natürlich entzückt, mich zu sehen, bedauerte aber im Augenblicke gerade stark beschäftigt zu sein und bat mich, gegen 5 Uhr zum Kaffee wiederzukommen.

Ich benutzte die mir bis dahin verbleibende Zeit, mir den Friedhof der Station und die aus einigen hundert Bambushäuschen bestehende, etwa 1000 Einwohner zählende sogenannte Stadt anzusehen, in der es weder an einem Kaffeehaus, noch an verschiedenen chinesischen Händlern fehlt, die alle möglichen europäischen Getränke und Konserven feil halten.

Als ich zur festgesetzten Stunde wieder zum Kommandanten kam, schien derselbe vergessen zu haben, daß er mich „zum Kaffee" eingeladen hatte, denn er empfing mich in demselben Raum, in dem man mich zuvor eine Stunde hatte warten lassen und stellte ein durchaus kaffeeloses Examen mit allen möglichen Kreuz- und Querfragen über meine Reise mit mir an, um mich nach Beendigung desselben mit der Versicherung, man würde mich am folgenden Morgen mit der nötigen Bedeckung weiterbefördern, zu entlassen. Draußen erwartete mich ein junger deutscher Legionär, der im Bureau des Kommandanten beschäftigt war. Er sagte mir, er habe erfahren, daß ich Deutscher sei und bäte, mich auf einige Minuten sprechen zu dürfen. Da mir die unmittelbare Nähe des Kommandanturgebäudes nicht der geeignete Platz

für eine Unterhaltung zu sein schien, entfernte ich mich mit meinem Begleiter in der Richtung auf eine nahegelegene Bastion. Kaum hatten wir indessen einige Schritte zurückgelegt, als der Kommandant, der uns beobachtet haben mußte, barhäuptig und wutentbrannt hinter uns hergestürzt kam, um den jungen Legionär mit rohen Worten darüber zur Rede zu stellen, wie er sich unterstehen könne, mir die Festungswerke zu zeigen, er solle sich auf der Stelle ins Bureau zurück verfügen.

Der also Angefahrene verneigte sich höflich, zog kaltlächelnd seine Uhr aus der Tasche und entgegnete: „Verzeihung, Herr Kommandant, meine Bureaustunden sind vorüber!"

Da ich mich entfernte, habe ich die Unterhaltung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen nicht weiter angehört, aber sie wurde, wie ich deutlich vernehmen konnte, noch längere Zeit von beiden Seiten mit großer Erregtheit fortgesetzt. Auch bei anderen Gelegenheiten habe ich bemerkt, daß Meinungsverschiedenheiten und Wortwechsel zwischen Soldaten und Offizieren in Tonking keine Seltenheiten sind.

Der junge Legionär kam gegen Abend zu mir an Bord, erzählte mir, er habe, nachdem er seiner Militärpflicht in Deutschland als Einjähriger genügt, Familienzwistigkeiten wegen leichtsinnigerweise die Heimat verlassen und sei in die Legion eingetreten. Da er seit längerer Zeit im Bureau des Kommandanten arbeitete, so gestaltete sich sein Leben etwas erträglicher. Er bestätigte aber alle mir von seinem Kameraden gemachten Aussagen und erzählte gleichzeitig, daß man ihn wiederholt aufgefordert habe, sich naturalisieren zu lassen.

„Und was", fragte ich ihn, „haben Sie auf solche Ermunterungen erwidert?"

„Ich habe den Leuten gesagt, ich würde, sobald ich meine fünf Jahre abgedient, mir die Sache in Berlin überlegen. Seit der Zeit läßt man mich in Ruhe."

Abends ließ ich Tisch und Stuhl an Land bringen und nahm, bewacht von einer Anzahl Legionäre, mein Mahl ein.

Gegen Morgen weckte mich Fritz mit der Meldung, daß ein Offizier da sei, der mit mir zu reden wünsche. Ich ließ demselben melden, vorläufig liege ich noch im Bett, stünde ihm jedoch, nachdem ich mich angekleidet haben würde, zur Verfügung. Entgegen meiner Gewohnheit beeilte ich mich an jenem Tage nicht sonderlich mit dem Anziehen, dann trat ich auf Deck.

„Mein Herr, was steht zu Diensten?"

„Ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob Sie wissen, daß Sie ohne Eskorte nicht abfahren dürfen?"

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr, da aber, soviel ich weiß, die Eskorte mir zu meinem persönlichen Schutze mitgegeben wird, liegt es natürlich in meinem eigenen Interesse, auf dieselbe zu warten."

Der Mann schien lediglich in der Absicht gekommen zu sein, mich zu reizen oder zu beleidigen; denn ganz unvermittelt sagte er plötzlich:

„Spione werden hier zu Lande scharf beobachtet."

„Halten Sie mich vielleicht für einen Spion?"

„Man weiß, daß Sie englischer Spion sind."

„Das ist mir außerordentlich interessant. Darf ich fragen, wie man zu dieser Überzeugung gekommen ist?"

„Sie haben sich die „Airs" eines Spions gegeben."

„Und glauben Sie, daß die Engländer so dumm sind, Leute mit der Spionage zu betrauen, die sich die „Airs"

von Spionen geben? Im übrigen bin ich nicht Engländer, sondern Deutscher."

„Oh," meinte er, „gleichviel! auch die Deutschen haben ein Interesse daran, Spione ins Land zu schicken und gleich den Engländern die Piraten gegen uns mit Waffen zu versehen. Erst vor wenigen Wochen haben wir eine größere Waffensendung auf dem Flusse beschlagnahmt."

Die kaltblütige Unverschämtheit des Mannes ging mir denn doch ein wenig über den Spaß, und ich erwiderte ihm daher, innerlich kochend vor Erregung, aber in erzwungener Ruhe:

„Mein Herr, es ist mir unbekannt, welche Beweggründe England haben könnte, die Räuber gegen Sie zu bewaffnen. Dagegen bin ich überzeugt, daß, wenn Deutschland überhaupt ein Interesse an Tonking nehmen sollte, es nur dasjenige sein kann, daß Sie das Land so schnell wie möglich von Ihren Feinden, den Piraten, säubern, um sich friedlicheren Aufgaben in Ihrer Kolonie widmen zu können."

Als mein Gegenüber mich überrascht ansah, fuhr ich fort:

„Gestatten Sie mir, Ihnen die Gründe für diese meine Behauptung anzugeben: Wie Sie wissen werden, gehört die Wiederholung eines Krieges zwischen unseren beiderseitigen Nationen leider nicht in das Bereich des Unmöglichen, ebenso ist es nicht absolut ausgeschlossen, daß Deutschland nochmals siegreich aus einem solchen Kriege hervorgeht. Nun wohl! In diesem Falle werden wir uns vielleicht in Ermangelung eines zweiten Elsaß-Lothringens an ihren ausländischen Besitzungen schadlos halten müssen und, in je geordneterem Zustande wir dieselben dann vorfinden, um so besser für uns. Im übrigen erlaube ich mir zu bemerken, daß ich gleich Ihnen dem Offiziersstande angehöre und daß ein deutscher

Offizier sich nie und nimmer dazu hergeben wird, seinem Vaterlande Spionendienste zu leisten."

Damit grüßte ich und setzte mich, dem verblüfft am Ufer stehenden Herrn den Rücken zukehrend, auf Deck in meinen Feldstuhl.

Gegen 6 Uhr kam die aus fünf Annamiten bestehende Geleitmannschaft anmarschiert, und wir fuhren ab. Da man in meiner Dschunke eine große Anzahl Kisten mit ausrangierten Waffen untergebracht hatte, so war ich unter Deck in solcher Weise beengt, daß ich mich nur kriechend bewegen und mein Bett überhaupt nicht mehr aufgestellt werden konnte. Die Eskorte befand sich gleichfalls bei mir und nahm den größten Teil des Decks ein, hier entweder schlafend, sich fächelnd oder Karten spielend, während ihre Gewehre im Laderaum lagen.

Nach drei Stunden hielten wir bei der Station Hien Luong einige Minuten und fuhren weiter. Der Strom wird von nun ab zusehends breiter; die Berge treten mehr zurück, freundliche, von Reis- und Zuckerrohrfeldern umgebene Ortschaften lugen zwischen Gruppen von Bananen, Bambus, Palmyra- und Arekapalmen hervor, kleine Boote und Bambusflöße beleben den Fluß, und die ganze Landschaft bietet ein Bild des Friedens und Wohlstandes.

Ich sah hier zum erstenmale die annamitischen Boote aus Bambusgeflecht. Alles Mögliche hatte ich bisher aus Bambus gefertigt gesehen, aber daß man auch Boote daraus herstellen konnte, war mir neu. Sie haben die Form von Nußschalen, sind in der Regel 10 bis 12 Fuß lang bei einer Breite von 3—4 Fuß und dabei so leicht, daß ein einziger Mann ein Boot bequem tragen kann. Ich zählte eines Morgens in einem solchen Fahrzeug 18 Leute, die mit ihren

Marktkörben über den Fluß setzten, bei Regenwetter sah ich sie als Schutzdächer und nachts als Hütten Verwendung finden und glaube, daß sie sich wegen ihrer Leichtigkeit, Billigkeit (ein Boot kostet etwa 20 Fr.) und Dauerhaftigkeit vorzüglich für afrikanische Expeditionen eignen würden.

Nachmittags landeten wir bei einer größeren Dorfschaft, Cam Khé, neben der sich auch eine militärische Station befindet. Diese ist nicht, wie die von uns bisher passierten Stationen, mit Fremdenlegionären oder Annamiten, sondern mit regelrechten französischen Truppen von der „infanterie de marine“ belegt. Die Mannschaften dieser hauptsächlich für die Kolonien geschaffenen Truppe dienen in der Regel zwei Jahre im Auslande und dann wieder ein bis anderthalb Jahre in Frankreich. Sie finden in Tonking nur in der verhältnismäßig gesunden Ebene Verwendung, für die mörderischen Posten in den Bergen hat man ja die Fremdenlegionäre, die zwar auch immerhin infolge des kostspieligen Transportes recht wertvolles Material sind, über deren Dezimierung sich aber niemand im französischen Parlamente aufregt. Der Kommandant der Station, Kapitän Bataille, ein ebenfalls zur infanterie de marine gehörender Offizier, kam mir im Gegensatze zu seinen Kameraden von der Fremdenlegion mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegen. Mein Bett, welches ich, da in meiner Dschunke dafür kein Platz war, unter einem Bambusschuppen am Ufer aufstellen lassen wollte, mußte in die Station gebracht werden, und unter keinen Umständen wurde mir gestattet, meine Mahlzeit allein einzunehmen. Ich verhielt mich infolge meiner letzttägigen Erfahrungen anfangs ablehnend und erzählte meinem Wirte, was mir am Morgen in Yen Bai begegnet war. Er be-

ruhigte mich jedoch, meinte, ich dürfe ihn nicht entgelten lassen, was andere gesündigt, und ich verbrachte schließlich einen recht angenehmen Abend in anregender Unterhaltung.

In der Frühe ging es weiter; wir kamen an verschiedenen am rechten Flußufer gelegenen Kohlenschachten vorüber, begrüßten einen nach Yen Bai hinauffahrenden Hinterraddampfer und gelangten später in breites Fahrwasser. Schon im Laufe des Vormittags bewölkte sich der Himmel, schwüler und schwüler wurde die Luft und unsere Leute arbeiteten, als sich nachmittags pechschwarze Gewitterwolken auftürmten, mit aller Macht, um womöglich noch vor Ausbruch eines Sturmes in Hong Hoa, unserem nächsten Nachtquartier, einzulaufen.

Die Festungswerke von Hong Hoa kamen kurz nach 5 Uhr in Sicht, gleichzeitig aber fuhr ein Wirbelsturm über den Fluß, der, ehe ich es verhindern konnte, meinen Tisch, der mir jahrelang treffliche Dienste geleistet hatte, mit allem, was darauf lag, in die Fluten schleuderte und mich selbst wahrscheinlich hinterher gesandt haben würde, hätte ich mich nicht niedergeworfen und mich mit ganzer Kraft an einer Deckleiste festgeklammert. Unser Boot wurde auf den Strand getrieben und konnte erst, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, von der ins Wasser gesprungenen Mannschaft wieder flott gemacht werden; auch gelang es wunderbarerweise, aller Teile meines Tisches, mit Ausnahme der Beine, wieder habhaft zu werden. Diese aber werden wohl irgendwo weiter stromab ans Land getrieben sein, um vielleicht heute in den Händen einiger Dorfschulmeister die Schrecken tonkinesischer Rangen zu bilden. Auch Tischbeine haben ihre Schicksale!

In Hong-Hoa, einer ansehnlichen Stadt mit mehreren

tausend Einwohnern und einem französischen „Residenten“, wo wir mit Sonnenuntergang anlangten, befinden wir uns bereits im zivilisierten Tonking, im sogenannten Delta. Unterhalb der Stadt vereinigt sich der Schwarze Fluß mit dem Roten und etwas weiter stromab gesellt sich als dritter, bei Vietry, der ebenfalls in Yunnan entspringende, östlich vom Roten Fluß Tonking durchfließende Rivière Claire zu ihnen.

Kommandant sowohl wie Resident empfingen mich wider Erwarten in freundlichster Weise. Ich machte mit beiden bis zum Dunkelwerden einen Spaziergang durch die Stadt und abends hatten wir ein vergnügtes Essen im Offizierkasino. Radja war wie gewöhnlich über Nacht zum Grasen an Land gebracht worden, und da man mir von jetzt ab gestattete, meinen Marsch nach Hanoi auf dem Landwege fortzusetzen, behielt ich das Pferd am andern Morgen zurück und ließ Fritz und Vadiwal mit dem Gepäck allein stromab fahren, um sie gegen Abend in Sontai wieder zu treffen.

In aller Behaglichkeit frühstückte ich erst im Kasino und stieg dann nach fünftägigem Bootfahren wieder in den Sattel. Mein Geleite bestand diesesmal aus zehn Annamiten; denn selbst hier in dieser dichtbevölkerten Gegend kommen zuweilen Raubanfälle vor. Ob man aber mit einem Geleite von Annamiten sehr viel sicherer reist, als ohne dasselbe, lasse ich dahingestellt, bemerke nur, daß die Soldaten, welche mich beschützen sollten, mich bei jeder am Wege stehenden Schänke verließen, später, als es ihnen zu warm wurde, einigen Knaben ihre Gewehre zu tragen gaben und sich schließlich Jinrickshaws annahmen, um mir, je zwei in einem dieser mit Menschen bespannten Wägelchen sitzend, zu folgen.

Schon gegen acht Uhr, als wir in einer Fähre über den Schwarzen Fluß setzten, war es den Soldaten zu warm und sie behaupteten, nicht weiter marschieren zu können, ohne vorerst eine halbe Stunde gerastet zu haben. Es herrschte allerdings eine drückende Hitze, und daß es den Leuten in ihren dunklen Uniformen nicht sonderlich wohl zu Mute sein konnte, nahm mich nicht wunder. Trotzdem willfahrte ich ihrem Wunsche nicht und so zogen wir langsam auf breiter, gutgehaltener Fahrstraße — einer der wenigen, die Tonking besitzt — weiter, bis wir gegen zehn Uhr eine Ortschaft und kurz darauf den befestigten Wohnsitz eines Mandarins erreichten. Die kleine vereinzelt liegende Veste war mit Pallisaden umgeben und verschiedenen Auslugtürmchen versehen. Ich rief einen der Posten an und bedeutete ihm, ich wünsche den Mandarin zu besuchen, worauf nach einiger Zeit ein großes Flügelthor geöffnet und zwei außerhalb desselben gleich Deckeln über den Weg geklappte, mit Bambusspitzen gespickte Bretter aufgerichtet wurden. Jetzt erst war die Bahn frei und wir konnten eintreten. Der Mandarin, in schwarzseidenem Mantel und ebensolchem Turban, kam mir im Hofe entgegen, geleitete mich in einen großen, sauber gehaltenen Raum mit erhöhten, mattenbelegten Lagerstätten und verschiedenen, mit mancherlei hübschen Kleinigkeiten gefüllten Schränken. In der Mitte des Raumes standen ein Tisch aus dunklem Holze und einige Stühle. Man muß es den Franzosen lassen, sie erziehen sich ihre Leute in Tonking, vom gemeinsten Manne bis zum Mandarin, und wie mich jedermann auf der Landstraße durch Abnehmen des Hutes ehrerbietigst gegrüßt hatte, so dauerte es nicht lange und ein kleiner Diener erschien mit einer Anzahl Flaschen, gefüllt mit Kognak, Wermut, Absynth, diversen

Likören und Fruchtsäften, sowie einer in kleinem Holzkübel stehenden Wasserpfeife aus Porzellan mit aufrechtstehendem Saugerohr.

Da mein Wirt merkwürdigerweise kein Wort französisch verstand, so beschränkte sich unsere Unterhaltung auf gegenseitiges Zutrinken.



Annamitische Wasserpfeife.

Ich sage „merkwürdigerweise“, da fast jeder mit Europäern in Berührung kommende Tonkinese binnen kürzester Zeit genug französisch lernt, um sich in dieser Sprache leidlich verständigen zu können. Der Franzose lernt grundsätzlich nicht die Sprache der Leute, mit denen er zu thun hat, scheut aber keine Mühe, ihnen seine eigene Sprache beizubringen. So empfangen z. B. die eingeborenen Soldaten täglich eine Stunde französischen Sprachunterricht, und ebenso wird in den Schulen auf die Erteilung desselben in erster Linie Gewicht gelegt. Die Franzosen sind anerkanntermaßen schlechte Linguisten und außerdem ist das „Annamitische“ eine für den Europäer überaus schwer zu erlernende Sprache. Als Beispiel dafür möge das Wort „Am“ genügen. Je nach der Aussprache bedeutet „Am“: Die Zelle, das Meeresrauschen, gemäßigt, abgekühlt, schattig, trinken, schnell wiederkommen, mit der Hand bedecken, eine ruhige Masse und dunkel. Ähnliche einsilbige Worte, die zehnerlei verschiedene Bedeutungen haben, giebt es in ungezählter Menge, und

da der Annamite seine Sprache nur dann versteht, wenn man sie wirklich genau so spricht, wie sie gesprochen werden soll, er auf der andern Seite hingegen überraschend schnell schlechtes Französisch lernt, so kann man es den französischen Offizieren, die nur für kurze Zeit nach Tonking kommandiert sind, nicht verdenken, wenn sie sich die Mühe sparen, annamitisch zu lernen. Von den Zivilbeamten sollte dagegen die Erlernung der Landessprache unbedingt gefordert werden.



Mandarinfächer. Tonking.
Größe mit Stiel 103 cm.

Während ich meinen Durst mit Limonade löschte und mit einigen gekochten Enteneiern meinen Hunger stillte, wurde ich von zwei Knaben mit langstieligen Federfächern gefächelt, derweil mein Wirt mich durch Herbeischleppen aller erdenklichen Gegenstände zu unterhalten suchte. Er zeigte mir einige sehr alte, vorzüglich ausgeführte Malereien, sowie aus feinem Bambusflechtwerk hergestellte Matten; ferner verschiedenartige andere Holz- und Strohflechtwerke und einzelne sehr schöne Perlmuttereinlagearbeiten, eine Besonderheit Tonkings.

Auch seinen großen, trichterförmigen, über und über mit schwarzen Hahnenschwanzfedern beklebten Hut, ein Abzeichen seiner Würde, und ein posaunenartiges, in der Schallöffnung 1½ Fuß im Durchmesser aufweisendes Sprachrohr aus Bronze, mit dem er vom Turm seiner Veste aus sich ehemals in Kriegszeiten mit Parlamentären zu unterhalten pflegte, ließ er herbeibringen. Jedenfalls konnte ich mich nicht über einen Mangel an Aufmerksamkeit seinerseits beklagen und an seinem Benehmen einem Fremden gegenüber hätte sich jeder Europäer ein Beispiel nehmen können.



Hut eines Mandarins. Tonking.
Höhe 23 cm. Durchmesser 47 cm.

Das Verwaltungssystem in Tonking ist nach chinesischem Muster eingerichtet. Das Land ist in siebzehn Provinzen eingeteilt, die von Mandarinen verwaltet werden. Unter den Mandarinen stehen Präfekten, unter diesen Unterpräfekten und schließlich folgen die Gemeindevorsteher. Die französische Regierung hat, nachdem laut Vertrag von Hué 1884 das Protektorat über Tonking vom Kaiser von Annam an Frankreich abgetreten worden ist, die innere Verwaltung des Landes in den Händen der eingeborenen Mandarinen belassen, deren Thätigkeit aber von französischen Residenten überwacht wird. Es giebt Residenten erster, zweiter und

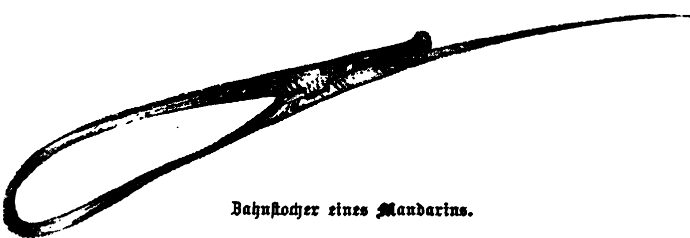
dritter, sowie Vizeresidenten erster und zweiter Klasse. Ein Resident erster Klasse bezieht ein Gehalt von 40000 Fr., ein Vizeresident zweiter Klasse ein solches von 12 000 Fr. fürs Jahr.

Nominell nur unter Schutzherrschaft stehend, ist Tonking in der Praxis nichts anderes als eine französische Kolonie, die mit Cochin-China unter dem Namen französisches Indo-China gemeinsam von einem General-Gouverneur regiert wird. Das Gehalt dieses General-Gouverneurs beträgt einschließlich Repräsentationsgeldern 180 000 Fr. fürs Jahr.

Tonking hat mit einem Areal von 90 000 Quadrat-Kilometern etwa die Größe Portugals, weist aber mit zehn Millionen Einwohnern eine doppelt so dichte Bevölkerung, wie das genannte Königreich auf. Das Flachland Tonkings das sogenannte Delta, welches von zahllosen Kanälen durchschnitten und teilweise durch Deiche gegen Überschwemmungen geschützt ist, sucht in Bezug auf Fruchtbarkeit seinesgleichen. Zwei Reisernten im Jahre sind in den meisten Gegenden des Deltas nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Neben Reis und Mais werden angebaut: Indigo, Zuckerrohr (beide von geringer Güte), Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht, Rizinus, Nesseln zur Fasergewinnung, Baumwolle, Tabak, süße Kartoffeln und andere Gemüse, endlich verschiedene Gewürze, unter diesen in erster Linie Anis, dessen Öl zur Herstellung des Absynthes und anderer Schnäpse verwendet wird.

Die Hauptregenperiode, während der ein beträchtlicher Teil des Deltas unter Wasser steht, dauert vom Juli bis zum September. Die Gebirge Tonkings sind reich an Metallen, namentlich Silber, Blei, Antimon, Zink und Kupfer,

auch Gold wird in kleineren Mengen gefunden. Drei Kohlenminen, in Dongtrien, Hongay (in der Bai d'Along gelegen) und auf der Insel Kebao werden z. B. von Aktiengesellschaften ausgebeutet. Die von mir bei Schiffsingenieuren und anderen Sachverständigen über den Wert der Tonking-Kohle eingeholten Gutachten weichen sehr von einander ab, die Kohle wird von den einen ebenso gepriesen, wie von den anderen verdammt. Auf den Dampfern der Messageries Maritimes wird sie mit englischer Kohle gemischt gebrannt, doch hörte ich gerade auf Schiffen dieser Gesellschaft mehrfach über ihren Wert absprechende Urteile fällen.



Zahnstocher eines Mandarins.

Nach vierstündiger Rast in der Veste des Mandarins, beschenkt von meinem Wirte mit einem Bündel eigentümlich geformter Zahnstocher, setzte ich bei glühender Hitze meinen Marsch auf schattenloser Landstraße fort. Nach etwa zwei Stunden kamen wir an eine von prächtigen Kiefern umgebene Tempelanlage nach chinesischem Muster und zogen bald darauf in Sontai ein.

Ich ritt straks auf die vor etwa 200 Jahren im Auftrage des Kaisers von Annam von einem französischen Ingenieur nach dem System Vauban erbaute imposante Zitadelle, in der sich neben den Kasernements für die Besatzung auch die Wohnung des Residenten befindet, um mich bei diesem zu melden. Er ließ mir jedoch durch den Diener,

dem ich meine Karte zur Anmeldung übergeben hatte, sagen, er habe keine Zeit, mich zu empfangen, ich möge nach einer Stunde wiederkommen.

Von einem Soldaten zur Zitadelle wieder hinausgeführt, ritt ich, müde und hungrig, aufs Geratewohl durch die Straßen der Stadt, in der Hoffnung, irgendwo ein Restaurant oder Café zu entdecken, in dem ich mich bis zu der nicht vor Abend zu erwartenden Ankunft meiner Dschunke würde ausruhen können. Ich fand zwar mehrere chinesische Kaufläden mit europäischen Getränken und Konserven, aber nichts, was einem Gasthause gleich sah, bis sich endlich ein englisch sprechender Chinese meiner erbarmte und mich zu einer elenden Kneipe mit der stolzen Aufschrift „Café Oriental" führte. Vom Pferde steigend, übergab ich Radja einem kleinen annamitischen Straßenjungen und trat ein. Außer dichten Schwärmen von Fliegen, Wespen, Bienen und sonstigen Insekten, die sich an den, in geleerten, auf dem Tische stehenden Gläsern befindlichen Absynth-Resten und an den klebrigen Hälsen einiger Dutzend Likör- und Syrupflaschen gütlich thaten, störte ich niemand durch mein Erscheinen, denn keine Menschenseele war vorhanden. Erschöpft ließ ich mich an einem der unsauberen Tische nieder und nahm den „Avenir du Tonkin" zur Hand, in dem mir als erstes eine längere Notiz über meinen „Einbruch ins Land durchs Hinterpförtchen" ins Auge fiel und natürlich mit viel Behagen meinerseits verschlungen wurde.

Nachdem ich mich durch Umwerfen eines Stuhles bemerkbar gemacht hatte, vernahm ich in einem Nebenzimmer seufzende Laute, als sei jemand unsanft aus dem Schlafe geweckt worden, und sah mich bald darauf einer gereiften, üppigen Blondine mit unverkennbar semitischen Gesichts-

zügen gegenüber. Die Gewandung der Dame, die sich mir als die Wirtin vorstellte, bestand aus einem transparenten Frisiermantel, einer unstreitig bei der herrschenden Hitze sehr bequemen, für junge Mädchen auch gewiß recht kleidsamen, bei meinem vis-à-vis aber völlig verfehlten Tracht. Auf Wunsch brachte mir die verschlafene Hebe ein Glas Rotwein mit Wasser und setzte sich dann ohne Wunsch — wenigstens ohne Wunsch meinerseits — neben mich. Nach zwei Minuten wußte ich, daß sie Klara hieß und aus Polen stammte.

Ich bin überzeugt, daß der Librettist des „Bettelstudenten" das hübsche Lied „Die Polin hat von allen Reizen" nicht im Café Oriental in Sontai gedichtet hat, denn die dortige Polin hat leider an Reizen nicht allzuviel zu verzeichnen. Auch über die Jahre, in denen Damen noch einen Zuwachs an Liebreiz zu erwarten haben, schien mir Klara längst hinaus zu sein.

Was ihr indessen an Liebreiz abging, ersetzte sie durch anschmiegendes Wesen und gutes Gemüt. Nicht nur für mich, sondern auch für Radja und Pig hatte sie ein großes Herz und ließ ersterem einen Eimer mit Wasser, letzterem einen Teller voller Knochen vorsetzen. Dann siedelten wir — der vielen Fliegen wegen, wie sie sagte — in ihr gleichzeitig als Speisesaal dienendes Schlafzimmer über, und, unter der Punka sitzend, suchte ich sie nunmehr über Land und Leute auszuforschen. Sie sprach deutsch und zwar, trotz ihrer angeblich polnischen Heimat, mit ausgesprochenem Mainzer Knoblauchsaccent. Leider konnte sie mir über die blutigen Kämpfe, welche die französischen Truppen im August 1883 unter General Bouet und im Dezember desselben Jahres unter Admiral Courbet gegen die unter dem Namen „Schwarz-

flaggen" bekannten chinesischen Räuberbanden um den Besitz von Sontai zu bestehen hatten, nichts berichten, da sie damals ihrer Aussage nach erstens noch in Polen und zweitens noch nicht in dem Alter war, in dem man sich „fürs Militär" zu interessieren pflegt.

Um so besser wußte sie mit den Verhältnissen des heutigen Sontai und denjenigen der einzelnen Offiziere, soweit sie solche unterhielten, Bescheid, so daß ich in kürzester Zeit neben manchem Wissenswerten auch die ganze chronique scandaleuse des Platzes erfuhr. Nachdem mir ein Bote die Ankunft meiner Dschunke gemeldet und ich eine Einladung Klaras, später in ihrer Gesellschaft das Abendessen einzunehmen, dankend abgelehnt hatte, belohnte ich sie für die mir, Radja und Pig erwiesene Freundlichkeit mit einem Dollar und verabschiedete mich mit der Versicherung, daß, so lange ihr Vaterland Weiber wie sie hervorbrächte, Polen meiner Ansicht nach noch lange nicht verloren sei.

In einer Jinrickshaw legte ich den Weg zum Flusse zurück und ließ Radja am Zügel hinterher führen. Unterwegs wurde ich von einem Herrn angehalten, der mich in deutscher Sprache begrüßte, sich mir als Hafenmeister von Sontai vorstellte und mich in seiner Eigenschaft als Landsmann einlud, bei ihm zu speisen. Da er mir sagte, seine Wohnung liege am Ufer, oberhalb der Stelle, an der meine Dschunke angebunden sei, nahm ich die freundliche Einladung an und begab mich, nachdem ich zuvor ein Bad im Fluß genommen hatte, zu ihm.

Kaum hatten wir uns zum Essen hingesetzt, als ein Gendarm erschien, um mich nach meinen Papieren zu fragen. Ich bedeutete ihm, nichts derartiges zu besitzen, und er zog ab.

Kurz darauf kam ein meinem Wirte bekannter, deutsch sprechender französischer Offizier, der „par hasard“ des Weges gekommen zu sein behauptete, und setzte sich zu uns. Die Unterhaltung wandte sich naturgemäß meiner Reise zu, für die sich unser ungebetener Gast außerordentlich zu interessieren schien, doch da mir der Mann höchst unsympathisch war, verhielt ich mich möglichst einsilbig, und zumal auch mein Landsmann nichts that, ihn zu längerem Verweilen zu veranlassen, verabschiedete er sich nach etwa einer Stunde.

„Ich weiß nicht, was man von Ihnen will“, meinte mein Wirt, „aber sicher ist, daß der Offizier geschickt worden ist, Sie zu beobachten, auch sehe ich zwei Gendarmen draußen auf- und abgehen, die Sie scheinbar mit ihrer Aufmerksamkeit beehren.“

Wir zogen uns infolgedessen in einen hinter dem Hause gelegenen Garten zurück und plauderten noch eine Weile, bis ich ermüdet mein Lager aufsuchte, um bald nachher einzuschlafen.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als ich durch Rufen meines Namens geweckt wurde. Vor meinem Bette stand mein Wirt mit einer Lampe, bat um Verzeihung wegen der Störung und erzählte mir, der „resident supérieur“ sei gekommen, mir seinen Besuch zu machen. Gleichzeitig bat er mich, wenn auch nur auf einen Augenblick, aufzustehen, da der Herr Resident untröstlich sei, mich am Nachmittag abgewiesen zu haben und sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen wünsche.

Mir schien der Zeitpunkt hierfür nicht gerade passend gewählt zu sein, und ich bat daher meinen Landsmann, dem Herrn zu sagen, wie er heute Nachmittag, so habe ich im Augenblick keine Zeit, ihn zu empfangen, „er möge in einer

Stunde wiederkommen." Auf längeres Bitten ließ ich mich indessen erweichen und folgte meinem Wirt im Nachtgewande in den Garten, wo ich dem Herrn Residenten und einem zweiten Herrn feierlichst vorgestellt wurde. Ersterer erzählte eine lange Geschichte von einer Eselei seines Dieners, motivierte die sonderbare Zeit seines Besuches damit, daß die Sehnsucht, meine Bekanntschaft zu machen, alle seine Bedenken überwogen hätte, und trank mehrfach auf mein Wohl; denn mein Wirt hatte sich's nicht nehmen lassen, zu Ehren seines hohen Gastes einige Flaschen Sekt herbeizuholen. Erst gegen zwei Uhr machten unsere nächtlichen Besucher Anstalt, sich zu verabschieden. Der Resident reichte mir die Hand mit den Worten: „Nun, ich habe ja noch das Vergnügen, Sie morgen vor Ihrer Abfahrt zu sehen."

„Ich bedaure lebhaft," entgegnete ich, „Ihnen dieses Vergnügen nicht bereiten zu können, da ich beabsichtige, bereits um 5 Uhr aufzubrechen."

„Das ist unmöglich, mein Herr, denn Sie können nicht abfahren, bevor ich Ihren Paß visiert habe."

„Meinen Paß?" fragte ich lächelnd, „einen solchen besitze ich überhaupt nicht."

Natürlich hatte der Resident dieses Faktum längst vom Gendarmen erfahren. Er stellte sich aber trotzdem nahezu fassungslos und schien nicht übel Lust zu haben, nach den Wächtern der Ordnung zu rufen, als ich ihm eröffnete, daß ich schon seit einem Monat in Tonking weile, ohne von irgend jemandem nur ein einziges Mal nach einem Legitimationspapier gefragt worden zu sein, und daß, nachdem ich von Poosang über Laokai ohne Paß bis Sontai gelangt sei, ich mit demselben Mangel an Papieren auch nach Hanoi weiter zu kommen hoffe.

Ich wurde nun gefragt, wie ich meine Behauptung, von Laokai zu kommen, beweisen wolle, worauf ich auf den Umstand hinwies, daß ich in einer Regierungsdschunke bis Hong Hoa stromab gefahren sei und mich außerdem von dort zehn Soldaten nach Sontai begleitet hätten.

„Aber man hat mir Ihre Ankunft nicht gemeldet, man hat mir nicht telegraphiert, ich weiß nichts über Sie, mein Herr!"

„Herr Resident," sagte ich, „das ist nicht meine Sache. Man hat mich von Laokai bis hierher von einer Station zur anderen eskortiert, und ich habe sofort nach meiner Ankunft versucht, mich bei Ihnen zu melden. Erscheinen Ihnen meine Angaben zweifelhaft, so rate ich Ihnen, an Ihren Herrn Kollegen in Hong-Hoa, der mich ohne Paß hat hierher kommen lassen, zu depeschieren."

Nachdem schließlich meine Bootsleute noch vernommen worden waren, schien man über meine Persönlichkeit mehr oder weniger beruhigt zu sein. Der Resident bat mich wegen aller Belästigungen um Vergebung, und wir setzten uns nochmals zu einem Versöhnungstrunke nieder. Ich erfuhr nun, daß weder die Ankunft meiner Eskorte noch die meiner Dschunke in der Zitadelle gemeldet worden war, daß dagegen meine Freundin Klara, sobald ich ihr Café verlassen hatte, zur Polizei geeilt war, um zu berichten, ein deutscher Spion sei bei ihr gewesen, habe sich genau nach der Stärke der Besatzung Sontais und Gott weiß noch was sonst erkundigt und ihr — was scheinbar am meisten Eindruck gemacht hatte, für ein Glas Rotwein mit Wasser einen Dollar bezahlt.

Der Resident empfahl mir angelegentlichst, nicht mit der Dschunke, sondern auf dem Landwege nach Hanoi zu gehen und stellte mir sogar, um Radja zu schonen, für die Hälfte

des Weges seinen Wagen zur Verfügung. Ich nahm dieses Anerbieten dankend an, trotzdem ich sehr wohl wußte, daß es einzig und allein gemacht wurde, um meine Abreise zu verzögern und Zeit zu gewinnen, auf telegraphischem Wege in Hong Hoa Erkundigungen über mich einzuziehen beziehungsweise Verhaltungsmaßregeln von Hanoi einzuholen.

Mir war um das Resultat dieser Erkundigungen nicht weiter bange, denn meinem Vorhaben, aus Tonking herauszukommen, würde man wohl kaum Hindernisse in den Weg legen, und so begab ich mich endlich gegen 3 Uhr, infolge des amüsanten Zwischenfalles in bester Laune, ohne Sorgen um den kommenden Tag wieder ins Bett.

In aller Frühe schickte ich die Dschunke unter Fritzens Obhut nach Hanoi, und Vadiwal nebst einem Führer und Radja auf dem Landwege nach dem etwa 10 Meilen entfernten „Blockhaus du Day", bis wohin mich das Gefährt des Residenten bringen sollte. Dieses erschien nicht, wie verabredet, um 6, sondern erst um 8 Uhr, da man wahrscheinlich so lange auf die gewünschte Auskunft hatte warten müssen.

In scharfem Trabe ging es nun auf gut gehaltener parallel zum Flusse laufender Landstraße zwischen üppig grünen, wogenden Reisfeldern und Dorfschaften unserem Ziele entgegen. Ich hatte allen Grund, dem Residenten dankbar zu sein für seinen Rat, anstatt der Wasser- die Landstraße zu benutzen, denn das sich auf letzterer abspielende Leben fesselte mich im höchsten Grade. Nur wenige Straßen dürfte es im Orient geben, die einen so lebhaften Verkehr aufzuweisen haben, wie diejenige zwischen Sontai und Hanoi. Hier herrschte eine Gewoge von Fußgängern, Lastträgern und Gefährten, als befände man sich in der

Hauptverkehrsader einer Großstadt und nicht auf einer zwei Städte verbindenden Landstraße. In schier endlosen Reihen kamen die Kulis aus Hanoi gezogen, in großen, an Bambusstangen hängenden Körben aus Exkrementen hergestellte Düngerkuchen schleppend, oder man sah sie mit Feldfrüchten, Gemüsen, Hühnern und Enten beladen, der Stadt zustreben.



Annamiten. (Tonking.)

Sänften sah man gar nicht, dagegen ließen sich die reicheren Leute entweder in Jinrickshaws ziehen, oder sich in Hängematten tragen, die mit einem Sonnendach versehen, von je zwei Kulis an einer Bambusstange geschleppt wurden. Die Ochsenkarren, denen wir begegneten, waren zweirädrig und zeichneten sich durch hohe, geschweifte, schellenbehangene Deichseln aus, die sich etwa zwei Fuß über den Köpfen der als Zugtiere dienenden Zebus, die große dumpftönende Glocken um den Hals trugen, erhoben. Das beliebteste

Waren-Transportmittel im Delta Tonkings ist die Schubkarre, was leicht erklärlich ist, da breitere Fahrstraßen, die einen Verkehr mit Ochsenkarren zulassen, nur in geringer Zahl vorhanden sind, wohingegen man mit einrädrigen Schubkarren auf jedem Fußstege vorwärts kommen kann. Nicht nur tote, sondern auch die verschiedensten lebenden Lasten werden in Tonking auf der Schubkarre befördert, so namentlich Schweine, die täglich in großen Mengen von den Dorfschaften in die Städte zu Markte gebracht werden. Ich sah oft bis gegen zehn Schweine über einander geschichtet, einzeln in Bambuskörbe eingeflochten, auf einer Schubkarre liegen.

Trotz dieses regen Verkehrs war das sich dem Auge bietende Bild bei weitem nicht so anziehend, wie etwa das einer Landstraße in Burma, Laos oder in den Schanstaaten. Was auf letzteren dem Verkehr selbst an Lebhaftigkeit abgeht, das wird reichlich durch die Lebhaftigkeit der Farben der Gewänder aufgewogen. Hier dagegen war überall mehr Schatten als Licht, Dunkelbraun und Schwarz waren vorherrschend, und nur bei einigen jungen Elegants sah man helle Kleider und um den Leib geschlungene bunte Schärpen mit vorn herunterhängenden gefransten Enden. Der trichterförmige Hut der Männer ist die unkleidsamste mir im Osten vorgekommene Kopfbedeckung, er verleiht dem Träger etwas Schneckenartiges, Plumpes, ein Eindruck, der noch durch die ohnehin nachlässige Haltung der Annamiten erhöht wird. Um so gefälliger ist der schon beschriebene große, einem runden Schachteldeckel vergleichbare Weiberhut, namentlich wenn er an jeder Seite mit langer seidener Quaste versehen ist. Die Festkleidung der reicheren Annamitinnen besteht, ähnlich wie bei den Japanerinnen, aus mehreren bunt-

farbigen, übereinandergezogenen Gewändern. Das oberste Gewand ist jedoch ausnahmslos von dunkler Farbe. Hals- und Armbänder, sowie Ohrringe aus Gold, Silber oder Bernstein sind die beliebtesten Schmuckgegenstände der Frauen, die in Tonking nicht nur die schönere, sondern zugleich bessere Hälfte der Bevölkerung bilden. Leider kauen aber auch sie, gleich den Männern, von frühester Jugend an Betel und erscheinen daher den Europäern im allgemeinen wenig verführerisch. Wie in den meisten Ländern, in denen das Volk dem Betelkauen huldigt, ist auch in Tonking das Küssen eine unbekannte Liebesbezeugung. Die Stelle desselben nimmt ein leichtes gegenseitiges Reiben der Nase ein. Einigen französischen Offizieren und Beamten ist es allerdings gelungen, ihren annamitischen „Haushälterinnen" das Betelkauen ab- und dafür das Küssen anzugewöhnen, wie sie denn überhaupt nach dieser Richtung hin manchen veredelnden Einfluß auf die weibliche Bevölkerung des Landes ausgeübt haben. Sie sind auf ihre annamitischen Damen nicht selten derartig stolz, daß sie sich mit denselben — die Offiziere in Uniform — photographieren und die Bilder in den Aushängekasten der Photographen öffentlich ausstellen lassen. Nicht nur in Bezug auf die Wahl ihrer Haushälterinnen, sondern auch ihrer Diener, meist Knaben von 14—18 Jahren, zeigen die Franzosen viel Geschmack. Letztere sind fast ausnahmslos in weiße Gewänder mit grüner oder roter seidener Schärpe gekleidet, tragen ein hellfarbiges Tuch um das aufgebundene oder lang herunterhängende Haar und zeichnen sich durch Sauberkeit und Nettigkeit aus. Ihren Herren dienen sie häufig ausschließlich als dekorative Elemente im Hause oder als Spielzeug.

Wir kamen wiederholt an stattlichen Dorfschaften mit

Tempeln chinesischen Stils vorüber, letztere meist schwerfällig in der Bauart und nicht annähernd so wirkungsvoll, wie selbst die ärmlichsten Kyoungs in Burma. Neben einem dieser Tempel sah ich auf wogendem Reisfelde mehrere Elefanten grasen, die ersten, die wir, seit wir die Laosstaaten verlassen hatten, antrafen.

Bei näherer Besichtigung stellte es sich indessen heraus, daß sie vorzügliche Nachbildungen aus Stein waren.

Nach anderthalb Stunden hielten wir vor dem „Blockhaus du Day", einem mit Schießscharten versehenen massiven turmartigen Mauerwerk, in dem sich eine Besatzung von zehn Annamiten und zwei europäischen Unteroffizieren befindet. Nach Einnahme eines für mich bereit gehaltenen Frühstücks setzte ich auf Radjas Rücken, von Badiwal und Pig begleitet, den Marsch fort. Lebhaft bereute ich, den Hund nicht bei Fritz in der Dschunke gelassen zu haben, denn seine Beaufsichtigung machte uns bei dem namentlich in den Dorfschaften herrschenden Gedränge große Mühe, und wir waren in beständiger Sorge, daß er unter den Annamiten einen Liebhaber finden könnte. Hundebraten ist nämlich in Tonking ebenso geschätzt, wie bei uns die gebratene Gans, und ein Yunnanhund mit schwarzer Zunge, gleich Pig, nimmt hier zu Lande unter den Brathunden wiederum eine gleich bevorzugte Stellung ein, wie die pommersche Gans unter ihren Schwestern. Trotz aller Reisestrapazen war Pig in vorzüglicher Verfassung geblieben und hätte daher für jedes Diner hier zu Lande eine tadellose pièce de résistance abgegeben. Den Annamiten lief denn auch rechts und links am Wege das Wasser nur so im Munde zusammen, allerorten folgten meinem Lieblinge lüsterne Blicke, und mehr als einmal stand er bereits mit einem Fuß

in der Bratpfanne. Wir versuchten ihn an einem Strick durch alle Gefahren des Marsches durchzuleiten, aber gegen eine solche, seiner Ansicht nach unwürdige Behandlung protestierte das an absolute Freiheit gewöhnte Tier, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als ihm unausgesetzt mit den Augen zu folgen.

Je mehr wir uns Hanoi näherten, um so häufiger wurden die Dorfschaften, um so dichter wurde das Gedränge auf der Landstraße.

Es ist unbegreiflich, daß Hanoi und Sontai nicht schon längst durch eine Eisenbahn verbunden sind. An Projekten hierzu hat es nicht gefehlt, aber die französische Regierung fürchtet sich, den Bau dieser, alle Aussicht auf Rentabilität bietenden Bahn aus den Händen zu geben und auf die Vorschläge englischer Kapitalisten einzugehen. Ihr selber fehlt dagegen bis heute das zum Bau erforderliche Geld, französische Kapitalisten haben kein Vertrauen in Tonking, und aus diesem Grunde wird vorläufig aus der Bahn ebenso wenig, wie aus hunderterlei anderen zukunftsvollen Entwürfen. Neun Jahre sind die Franzosen nun schon im Lande, und was haben sie in dieser Zeit zur Hebung des Verkehrs gethan? So gut wie gar nichts! Eine Bahn nach Lang Son, einer im Osten Tonkings an der Grenze der chinesischen Provinz Quang-Si gelegenen Stadt, ist im Bau begriffen, vielleicht heute schon vollendet. Aber was ist beispielsweise zur Hebung des Verkehrs auf dem Roten Fluß geschehen? Warum thut man nichts, dort durch Sprengung von Felsen die größten Hindernisse zu beseitigen? Warum legt man nicht am Ufer des Flusses sogenannte Leinpfade an, die es ermöglichen, die Fahrzeuge an Seilen stromauf zu ziehen, sei es mit Menschen oder Zugtieren?

Es ist zweifellos, daß durch verhältnismäßig wenig kostspielige Anlagen der Verkehr zwischen Yunnan und Tonking, der heute schon mit Millionen rechnet, beträchtlich gehoben werden kann, aber man wird sich wahrscheinlich erst dann zu Opfern entschließen, wenn die Engländer, in der Hoffnung, einen Teil des Handels an sich zu ziehen, die geplante Bahn von Moulmein durch die Schanstaaten bis an die yunnanesische Grenze gebaut haben werden.

Alles Geld, welches Frankreich für Annam und Tonking übrig hat, muß leider bis heute auf die Unterdrückung des Piratenwesens verwendet werden, und die durch Zölle, direkte Steuern, Landrenten sowie aus den Posten und Telegraphen im Lande erzielten Einnahmen in Höhe von etwa 23 Millionen Franken werden größtenteils von einem unnötig zahlreichen Heer von Beamten verschlungen.

Wo überhaupt etwas geleistet worden ist, wie beispielsweise in den Kohlenminen von Hongai, ist das mit englischem Kapital geschehen.

Unser Marsch nach Hanoi wurde wesentlich erschwert durch einen nachmittags aufkommenden Sturmwind, der einen solch dichten Staub vor sich her trieb, daß wir oft kaum zehn Schritte weit sehen konnten. Hie und da sah ich an der Landstraße Denkmäler, die dem Andenken gefallener französischer Truppen errichtet sind.

Endlich gegen 4 Uhr befanden wir uns vor der etwa 10 Kilometer im Umfange messenden gleich der derjenigen Sontais Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach dem System Vauban erbauten Zitadelle von Hanoi.

Nach etwa einer halben Stunde führte unser Weg durch die breiten, von ein- oder zweistöckigen Holz- und Steinhäusern gebildeten Straßen der Eingeborenenstadt, ehe wir

zum Flusse gelangten, wo ich meine Dschunke mit dem Gepäck vorzufinden hoffte. Es gelang mir jedoch nicht, sie unter den zu vielen Hunderten vor Anker liegenden Fahrzeugen zu entdecken.

Ich ritt daher ins Europäerviertel, welches sich in der Hauptsache um einen reizenden See, den „Petit Lac“, gruppiert, und fand in dem einfachen, hübsch gelegenen Hotel du Lac freundliche Aufnahme.



Dschunken im Hafen von Hanoi.

Nach oberflächlicher Säuberung meiner Kleider setzte ich mich an einen Tisch des zum Hotel gehörenden, die halbe Straße mit Beschlag belegenden Cafés, steckte mir eine Zigarette an und spielte den zivilisierten Menschen, so gut es ging. Man ist in Tonking derartig an Bassermannsche Gestalten gewöhnt, daß ich, der ich mir selber wie ein Landstreicher vorkam, in keiner Weise sonderlich auffiel.

Mit der Hauptstadt Tonkings hatte ich das Ziel meines Marsches erreicht, alle Sorgen, Entbehrungen, Strapazen

und Gefahren lagen hinter mir, ich sollte nichts mehr mit obstinaten yunnanesischen Maultiertreibern, schmutzigen annamitischen Bootsleuten, trägen Soldaten und spionewitternden Offizieren zu thun haben, brauchte mich nicht mehr über von Badiwal unterschlagene Enten- und Hühnerlebern zu ärgern, nicht mehr um Lebensmittel zu feilschen, Führer anzuwerben und als Quacksalber oder Hexenmeister aufzutreten. Ich war wieder angelangt in dem gewohnten Fahrwasser des zivilisierten Lebens und brauchte jetzt nur „garçon“ zu rufen, mir die Speise- und Weinkarte bringen zu lassen und meine Wahl zu treffen. Die Zeit der Nahrungssorgen war vorüber. Es läßt sich nicht leugnen, daß nach $4^1/_2$ Monate langem Wildnisleben auch die europäische Zivilisation ihre Reize hat.

Als erstes bestellte ich mir eine halbe Flasche geeisten Champagners und ließ, in süßem Nichtsthun daliegend, den ganzen Zauber der mir ungewohnten Umgebung auf mich wirken, musterte die vorüberrollenden Equipagen und deren nach neuester Pariser Mode gekleidete Insassen, erfreute mich an dem Anblick des vor mir liegenden Sees mit seinen tempelgeschmückten Inselchen, ärgerte mich über eine Pagode, die von den sonst so guten Geschmack bekundenden neuen Herren des Landes durch ein oben darauf gestelltes Standbild der Republik verunziert war, und setzte mich gegen Sonnenuntergang in eine Jinrickshaw, um mich von einem flotten annamitischen Kuli um den See und durch die Hauptstraßen der Stadt rollen zu lassen.

Alles trug im Europäerviertel ein spezifisch französisches Gepräge, die Häuser mit ihren heruntergelassenen buntgestreiften Marquisen, die Schaufenster der Läden, die öffentlichen Gebäude im Renaissancestil, vor allem aber die Cafés,

Restaurants und Klubs mit ihren auf die Straße gestellten Marmortischen, ihren herumlungernden Kellnern, Zeitungsjungen und Streichholzverkäufern, ihren Domino oder Schach spielenden Gästen. Hanoi, eine Stadt von im ganzen etwa 150 000 Einwohnern, zählt nicht mehr als höchstens 1000 Europäer, von denen aber mindestens 500 allabendlich auf der Straße vor den Restaurants sitzen, während der größte Teil des Restes in Wagen oder Jinrickshaws auf- und niederfährt, so daß man unwillkürlich den Eindruck empfängt, sich in einer sehr viel größeren europäischen Kolonie zu befinden, als Hanoi sie nachweislich besitzt. Auch die Zahl der in Hanoi lebenden Chinesen ist man leicht geneigt, zu überschätzen, da man den Söhnen des himmlischen Reiches auf Schritt und Tritt begegnet. Thatsächlich sollen sich in Hanoi nur 1500—2000 Chinesen befinden. Den Annamiten in Bezug auf Fleiß, Unternehmungsgeist und Zuverlässigkeit weit überlegen, liegt in ihren Händen fast der ganze Detailhandel in abendländischen Produkten. Die europäischen Firmen Tonkings bedienen sich zur Abwicklung von Geschäften mit Annamiten ausnahmslos chinesischer Zwischenhändler und fahren weit besser dabei, als wenn sie mit den Annamiten direkt in Verbindung treten.

In mein Hotel zurückgekehrt, nahm ich, da Fritz immer noch nicht eingetroffen war, im Reitanzuge an der Tafel teil und folgte nach dem Essen einer Einladung meines Landsmannes Herrn Degenfeld, des einzigen in Hanoi ansässigen Deutschen, zu einem Glase Spatenbräu. Tags darauf mußte ich, sobald meine Dschunke, deren Ankunft sich infolge heftigen Sturmes verzögert hatte, eingetroffen war, mit Sack und Pack, Dienern, Pferd und Hund ganz zu meinem gastfreien Landsmanne übersiedeln. Unter seinem

Dache verlebte ich acht genußreiche Tage; unter seiner Führung lernte ich Hanoi kennen, mit seiner Hilfe brachte ich meine Sammlung annamitischer ethnologischer Gegenstände zum Abschluß, und wenn die Tage meines Aufenthaltes in der Hauptstadt Tonkings unter meine liebsten Reiseerinnerungen zählen, so ist Herr Degenfeld in erster Linie schuld daran.

Aber auch von anderen Seiten wurden mir in Hanoi viele Liebenswürdigkeiten erwiesen, man hatte sich über den „espion" beruhigt, empfing mich, wo immer ich anklopfte, in entgegenkommendster Weise, und die Presse des Landes widmete mir die anerkennendsten Artikel. Mehr aber noch als ich selber — und mit vollem Recht — wurde mein braver Radja ausgezeichnet, der mich von Kaschmir bis nach Tonking getragen hatte. Der Umstand, daß die wenigsten Franzosen eine Ahnung davon hatten, wo eigentlich das geheimnisvolle Land Kaschmir sich befindet, trug nicht wenig dazu bei, daß sich um Radja ein ganzer Sagenkreis bildete, und hätte ich meinen Schecken für Geld sehen lassen, ich glaube, ich hätte einen großen Teil meiner Reisekosten damit herausschlagen können. Von verschiedenen Liebhabern wurden mir für mein treues Roß ganz exorbitante Preise geboten, aber es war mir nicht für schnöden Mammon feil. Als ein königliches Geschenk war Radja in meinen Besitz gekommen, und wenn ich mich überhaupt von ihm trennte, so konnte dies nur in der Weise geschehen, daß ich ihn wieder verschenkte und zwar an jemanden, der ihn erstens als Pferd und zweitens als Geschenk zu würdigen wußte. Ich fand eine, allen meinen Anforderungen genügende Persönlichkeit in Herrn de Boisadam, dem Herausgeber des „Avenir du Tonkin", nebenbei aber einem der ersten Sportsmen

und Pferdezüchter Tonkings. Als ich eines Tages von Herrn de Boisadam zum Frühstück geladen war, ließ ich Radja von Vadiwal in den Stall meines Wirtes führen und übergab ihn letzterem nach Aufhebung der Tafel mit einer feierlichen Ansprache. Mir wurde der Abschied von meinem Reisegenossen, trotz seines gebrochenen Schwanzes, schwer, um so leichter schien er sich von mir zu trennen. Zur Empfindsamkeit hatte er nie Anlagen verraten, und selbst im Augenblicke der Trennung interessierte ihn der Inhalt seiner Krippe mehr, als sein ihm Lebewohl sagender Herr. Ich hoffe, daß er bei Herrn de Boisadam nach allen seinen Wanderungen, nach all den Mühsalen der letzten Jahre das gefunden hat, was ich für ihn suchte, nämlich gute Gesellschaft, viel Futter und wenig Arbeit. Allen übrigen Herren von der Feder aber, die das Bedürfnis fühlen sollten, sich mir gegenüber aufs hohe Pferd zu setzen, empfehle ich, sich dazu auf eigene Kosten beritten zu machen. Der Radja ist bereits verschenkt, ich habe keinen zweiten zu versenden.

Vadiwal, der sich nach seiner 13 jährigen Gattin und seiner Heimat sehnte, wurde mit der ersten Dampfergelegenheit weiterbefördert. Trotz all seiner Fehler hatte er mir gute Dienste geleistet, er hatte so manche Entbehrung erdulden müssen, so manche Stunde der Angst durchlebt, daß ich ihm nicht nur ein leidliches Zeugnis ausstellte, sondern ihm auch neben seinem Gehalte und dem Reisegelde bis Madras eine Summe Geldes als Geschenk auszahlen ließ. Mit Thränen der Rührung in den Augen, Worte innigsten Dankes stammelnd, beladen mit meinen Segenswünschen und allerlei von mir abgelegtem Reisegerümpel nahm er Abschied. Ich war ganz stolz auf meine Erziehungserfolge, denn der Vadiwal, der mich heute verließ, war ein ungleich besserer und brauch-

barerer Mensch, als jener Spitzbube, den ich vor 5 Monaten in Rangun angeworben hatte, so wenigstens bildete ich mir ein, bis ich später nach Haiphong, dem Haupthafenplatze Tonkings kam. Ich hatte ihm an einen dort lebenden deutschen Kaufmann ein Empfehlungsschreiben mitgegeben und darin den betreffenden Herrn gebeten, Vadiwal bei Lösung eines Fahrscheins nach Colombo behilflich zu sein. Nach dem Gelde für diesen Fahrschein gefragt, hatte er zwei oder drei Rupien vorgewiesen und behauptet, das sei alles, was er besitze, denn er habe weder Reisegeld noch seinen Lohn von mir ausgezahlt bekommen. Man löste ihm daraufhin nicht nur ein Billet, sondern gab ihm auch noch Geld für seinen Unterhalt in Haiphong und für etwaige Ausgaben während der Reise, so daß ich, als ich einige Tage nach seiner Abfahrt in Haiphong eintraf, für den Halunken noch eine ganz ansehnliche Rechnung zu begleichen hatte.

Die Tage in Hanoi vergingen in angenehmster Weise mit Besuchen, Festlichkeiten und Fahrten in Stadt und Umgegend. Fritz fühlte sich in der Hauptstadt Tonkings dagegen keineswegs glücklich; denn nachdem Vadiwal abgereist war, hatte er niemanden, mit dem er sich unterhalten konnte, und außerdem war er, als er eines Morgens in den Lebensmittelbazar gegangen war, von einem Polizisten wegen Mangels von Ausweispapieren und völliger Unkenntnis der Landessprache aufgegriffen und mit Handschellen versehen ins Gefängnis gebracht worden. Zum Glück hatte Herr Degenfeld von einem seiner Diener Nachricht von Fritzens Verhaftung erhalten und veranlaßte seine schleunige Freilassung, aber der arme Junge war infolge der ihm zu teil gewordenen Behandlung derartig empört, daß er

bis zu unserer Abreise das Haus nicht mehr verließ und ausschließlich mit seinem Freunde „Pig“ verkehrte.

Die Zitadelle, in der sich die Kasernen der aus europäischen und annamitischen Truppen zusammengesetzten Garnison, sowie Arsenal, Hospital und verschiedene Magazine befinden, ist ein vorzüglich erhaltenes Bauwerk mit 12 Fuß hoher Steinumwallung und umlaufendem Wassergraben. Der Eintritt in und der Durchgang durch die Zitadelle ist jedermann gestattet. Neben den angeführten Bauten befindet sich in ihren Mauern auch die sogenannte kaiserliche Pagode. An Tempeln und Pagoden ist überhaupt kein Mangel in Hanoi, aber die wenigsten lohnen sich eines Besuches. Sehenswert ist eigentlich nur die am Ufer eines außerhalb der Stadt sich ausdehnenden Sees gelegene Pagode des großen Buddha, in der sich in einem dunklen Raum, der auf Wunsch des Besuchers von dem Tempelwächter gegen einige Silbermünzen mit Fackeln erleuchtet wird, hinter dem Altar eine über 10 Fuß hohe, aus einem Guß hergestellte Bronzefigur Buddhas befindet. Dieselbe stellt den Heiligen sitzend und zwar als Chinesen, mit lang herabhängendem Schnurrbart dar, die rechte Hand stützt er auf ein Schwert, die linke hält er mahnend erhoben.

Die Statue kann den besten alten japanischen Bronzegüssen würdig zur Seite gestellt werden.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt der 10 Hektar bedeckende Botanische Garten, in dem auf Versuchsfeldern Thee, Kakao, Kaffee, Baumwolle u. s. w. angebaut werden. Gelingt es den Gärtnern hier eine Anzahl Pflanzen bei sorgsamster Pflege zu leidlicher Entwicklung zu bringen, oder auch nur wenige Jahre am Leben zu erhalten, so wird sofort die große Reklameposaune geblasen,

und in allen französischen Blättern erscheinen spaltenlange Artikel über die großartige Zukunft der Thee-, Kaffee- oder Kakaokultur in Tonking. Ja! das Gedeihen einiger Dutzend Theesträucher im Botanischen Garten zu Hanoi genügt vielleicht schon in Paris die Erhöhung der Zölle auf chinesischen oder indischen Thee zu Gunsten des Produktes in der eigenen Kolonie ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Der Garten ist übrigens ohne Geschmack angelegt und wegen Mangels ausreichender Unterstützung von Seiten der Regierung herzlich schlecht gehalten.

Auch der französischen katholischen Mission, die sich seit 1669 in Tonking befindet, sich aber erst seit 1875 in Hanoi niedergelassen hat und einen ausgedehnten Landkomplex im Innern der Stadt ihr eigen nennt, stattete ich einen Besuch ab. Zur Zeit befinden sich 47 Brüder dieser Mission in Tonking, und die Herren, die mich in der Station in Hanoi empfingen, äußerten sich über die bisher im Lande erzielten Erfolge befriedigt; von der 10 bis 12 Millionen starken Bevölkerung Tonkings soll nahezu eine halbe Million zum Christentum bekehrt sein. Die Besucher der von ihnen gehaltenen Schule rühmten sie als fleißig und intelligent. Ich sah in 5 verschiedenen Klassen gegen 150 Schüler unter der Fuchtel von Lehrern, die der Mehrzahl nach ehemalige Zöglinge der Anstalt waren. In jeder Abteilung wohnte ich für kurze Zeit dem in französischer Sprache erteilten Unterricht bei und wurde durch die Schüler der ersten Klasse, in der die Sinusse, Tangenten und Sekanten nur so herumschwirrten, in die schrecklichsten Tage meiner Jugend zurückversetzt.

Einige arme Familien erhalten gegen Abgabe der Hälfte der geernteten Früchte Ackerland von der Mission, in deren

Anlagen es neben Getreidefeldern weder an wohlgepflegten Zier- und Gemüsegärten, noch selbst an einer Schweinezucht fehlt. Die Mission wird jährlich von Frankreich aus mit 200000 Fr., die durch Sammlungen beschafft werden, unterstützt. Eine vor wenigen Jahren vollendete Kathedrale, deren Bau bedeutende Gelder verschlungen haben muß und deren zwei Türme das Wahrzeichen des heutigen Hanoi bilden, gereicht der französischen Baukunst nicht eben zur Ehre. Die Geschmacklosigkeit des Bauwerkes als solchen wird nur noch durch die seiner inneren Ausschmückung übertroffen.

Am jenseitigen Ufer des Roten Flusses befindet sich eine Mission spanischer Dominikanermönche.

Keinen Morgen unterließ ich es, die Märkte im Innern der Stadt zu besuchen und einige Stunden durch die Straßen des Eingeborenenviertels zu schlendern, die durchweg so sauber gehalten sind, wie in wenigen Städten Europas. Sämtliche Straßen sind mit Kanalisations- und Beleuchtungsanlagen versehen, breit und luftig angelegt und macadamisiert. Hier haben die Franzosen in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas geleistet, worauf sie stolz sein können. Freilich sind ihnen bei ihren Regulierungsarbeiten zahlreiche Feuersbrünste zu Hilfe gekommen, denn die Häuser waren ehemals fast ausschließlich aus Holz gebaut und mit Gras gedeckt, so daß sie brannten wie Zunder. Die französische Stadtverwaltung verbot von vornherein den Wiederaufbau von Holzhäusern und gestattete nur die Errichtung von Steinbauten, so daß, als ich in Hanoi weilte, letztere bereits in überwiegender Mehrheit waren. Jetzt dürften wohl kaum noch Holzbuden in der inneren Stadt zu finden sein; denn bis Ende des

Jahres 1892 sollten sie sämtlich Neubauten Platz gemacht haben.

Wie in den meisten chinesischen Städten, so hat auch in Hanoi jedes Handwerk, jeder Handelszweig seine besondere Straße. Hier wohnen die Schuhmacher, dort die Töpfer, in einer dritten Straße die Seidenhändler, in einer vierten die Musikinstrumentenmacher u. s. w. Auf den Märkten sah ich vortreffliches Gemüse und Obst, die verschiedensten Arten Seefische, frisch, getrocknet oder mit Salz eingestampft, Schweinefleisch, Rindfleisch, Geflügel und — Ratten, die bei den Annamiten als Leckerbissen gelten und mit 2 Cents gleich 6 Pfennigen das Stück verkauft wurden. Daß auch an Elend aller Art, an Bettlern und Krüppeln kein Mangel herrscht, versteht sich bei einer Stadt des Orients von selbst.

Im allgemeinen läßt es sich leidlich in Hanoi leben, besser jedenfalls, als in so manchem anderen Platze in den Tropen. Hat doch Tonking sogar seinen Winter, kann es doch zuweilen so kalt daselbst werden, daß man die sonst als Zimmerschmuck dienenden Kamine zu dem benutzt, wozu sie von Rechts wegen bestimmt sind, zu Feuerstätten. Freilich frieren thut es nicht gerade hier zu Lande, aber es kommt doch vor, daß das Quecksilber auf + 7 Grad Celsius sinkt, und das genügt dem im Sommer zuweilen unter 40 Grad schmorenden Europäer schon, sich als Eskimo zu fühlen und als solcher seines Lebens froh zu werden.

Man geht neuerdings mit dem Gedanken um, in Hanoi sowohl Wasserleitung wie elektrisches Licht einzuführen. Gegen erstere wäre durchaus nichts einzuwenden, da sie der ganzen Bevölkerung der Stadt zu gute käme, anders ist es mit dem elektrischen Lichte, zumal zu dieser Anlage die Provinz, deren Bewohner doch schließlich nichts davon haben, ihre

Hauptstadt elektrisch beleuchtet zu sehen, 12000 Doll. jährlich beisteuern soll. Das gefällt begreiflicherweise den Leuten



Bettler in Hanoi.

nicht. Anstatt sie aber durch gütliches Zureden für den Plan der Regierung zu gewinnen, schüttet man Oel ins Feuer, indem man gleichzeitig das von ihnen in der Hauptsache

als Beleuchtungsmaterial benutzte Petroleum dadurch wesentlich verteuert, daß man dem bereits fünf Franken für hundert Kilo betragenden Einfuhrzoll noch eine auf vier Franken für die gleiche Gewichtsmenge bemessene Verbrauchssteuer hinzufügt, so daß fortan das Petroleum, welches in Hongkong mit achtzehn Franken für hundert Kilo gehandelt wird, mit neun Franken, also mit fünfzig v. H. seines Wertes besteuert sein wird. Maßregeln dieser Art machen vielfach böses Blut im Lande, und es sollte mich nicht wundern, wenn die im allgemeinen beinahe stumpfsinnig indolente Bevölkerung des Delta auch einmal die Geduld verlöre.

Am Morgen des 19. Mai verließ ich Hanoi mit dem nach Haiphong fahrenden Dampfer. Nachdem ich zuvor nochmals von Radja Abschied genommen hatte, verabschiedete ich mich auch von Pig, der als Haushund bei Herrn Degenfeld in den wohlverdienten Ruhestand treten sollte. Mit meinem treuen Fritz allein setzte ich die Reise fort. An Bord unseres Raddampfers befanden sich eine Menge Offiziere, die nach mehrjährigem anstrengenden Dienst in Tonking mit dem nächsten Transportschiff nach Frankreich zurückbefördert werden sollten. Welch eine Gesellschaft! Kein Mensch kümmerte sich um den andern, niemand zeigte auch nur die geringste Teilnahme für seinen Nachbarn, von Kameradschaftlichkeit und Zusammengehörigkeit keine Spur. Jeder sorgte für sich, aß für sich, trank für sich, und ich glaube, ein jeder scheute sich, mit dem andern bekannt zu werden. Wenn das die Blüte der französischen Ritterschaft war, dann, nun dann — Schwamm drüber.

Weit interessanter, als die französischen Offiziere war mir eine Schar an Bord befindlicher Gefangener, die wir nach Haiphong brachten. Sie trugen auf den Schultern

jeder ein leiterähnliches, aus Bambus hergestelltes Gerüst, in welches ihre Köpfe eingezwängt waren, schienen sich aber



Tonkinesische Gefangene.

trotzdem ganz behaglich zu fühlen und unterhielten sich vortrefflich. Die Fahrt an sich bot wenig landschaftliche Reize, was weiter kein Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß

Hanoi im 8. Jahrhundert von den Chinesen als Seestadt angelegt worden ist und daß die 110 engl. Meilen Landes, die es heute vom Meere trennen, durch die vom Roten Flusse mitgeführten Schlammmassen gebildet worden sind.

Ich machte an Bord die Bekanntschaft eines französischen Priesters, der seit langen Jahren in Tonking weilte und sich sehr absprechend über die Verwaltung des Landes äußerte. Vor allen Dingen sprach er sich gegen die Mandarinwirtschaft aus, unter der der kleine Mann nie zu Wohlstand gelangen könne, da seine Ersparnisse ihm in der einen oder andern Form unweigerlich von den Mandarinen abgenommen würden. Die Furcht der Leute vor der Habgierigkeit dieser Blutsauger geht so weit, daß sie ihr sauer erworbenes Geld vergraben und in elendester Weise weiter leben, anstatt es zur Verbesserung ihrer Lebenslage zu verwenden, da sie in letzterem Falle sicher sind, von den Mandarinen so lange gequält zu werden, bis sie den letzten ersparten Heller abgeliefert haben.

Die französischen Residenten, deren eigentliche Aufgabe in der Ueberwachung der Mandarine liegt, stehen diesen Zuständen machtlos gegenüber, da die mißhandelten Eingeborenen es nicht wagen, gegen ihre Vampyre vorzugehen, und sich lieber schinden lassen, als daß sie sich gegen ihre Schinder auflehnen. Vielleicht fehlt ihnen auch das Zutrauen zu den französischen Beamten, von denen sie, je nachdem dieselben gerade mit dem linken oder rechten Fuß aus dem Bette gestiegen sind, heute geliebkost und morgen mit Füßen getreten werden.

Mit der Mandarinwirtschaft zu brechen, ist für die Franzosen unmöglich. Man ist eben gezwungen, diese Leute, die einen großen Anhang und Einfluß im Lande besitzen,

durch Belassung auf ihren Posten und Zahlung hoher Gehälter bei guter Laune zu erhalten. Ich fürchte nur, die Zeit wird niemals kommen, wo man stark genug sein wird, das Volk von diesen Blutsaugern zu befreien, und die Bewohner eines der fruchtbarsten Länder der Welt werden daher nach wie vor verdammt sein, in Armut und Dürftigkeit durchs Leben zu gehen.

„Wir haben es bis jetzt nicht verstanden, uns die Liebe des Volkes zu erwerben", so meinte mein Gewährsmann, und daß er recht hat, bezweifle ich keinen Augenblick.

Der richtige Weg, sich beliebt zu machen, ist es freilich nicht, die für die Streifzüge gegen die Piraten notwendigen Träger auf den Straßen Hanois und Haiphongs zusammenzutreiben und jedermann, der sich fangen läßt, zum Kulidienst zu zwingen. Aber was bleibt den Franzosen anders übrig? Freiwillig, selbst gegen die höchste Bezahlung stellen sich die Leute zu solchen Diensten nicht, denn ein Marsch ins Gebirge gilt den Annamiten der Ebene als Schrecken aller Schrecken, ebenso wie die Leute aus den Bergen nicht zu bewegen sind, ins Delta hinabzusteigen, weil sie behaupten, dort dem Fieber erliegen zu müssen. Ohne Träger aber ist eine Expedition nicht möglich, und um dieselben zu erhalten, sieht man sich halt gezwungen, Treibjagden auf die Eingeborenen zu veranstalten. C'est la guerre!

Zwischen 25 bis 30 Millionen Franken jährlich kostet in Tonking die Unterhaltung von Militär und Marine, Millionen, die von jetzt ab von Frankreich gezahlt, wohingegen die Verwaltungsausgaben ohne Zuschuß vom Mutterlande, von der Kolonie selbst getragen werden sollen.

Die Einnahmen des Landes gestalteten sich im Jahre 1890 wie folgt:

Direkte Steuern	700 000 Fr.
Indirekte Steuern	10 000 000 „
Posten und Telegraphen	2 400 000 „
Taxen und Abgaben der Eingeborenen (sogen. Impots annamites) . .	10 000 000 „
	23 100 000 Fr.

Die Ausgaben betrugen in Summa 48 Millionen, wovon 29 Millionen auf Militär und Marine entfielen. Der Fehlbetrag von 25 Millionen wurde von Frankreich (Subvention 13 Millionen) und von Cochinchina, welches mit 12 Millionen bluten mußte, gedeckt.

Da wir gerade bei den Ziffern sind, erwähne ich gleichzeitig, daß die Einfuhr Tonkings sich 1889 auf 24 Millionen, die Ausfuhr sich auf 13 Millionen Fr. belief.

In den wunderbarsten Krümmungen bahnen sich die verschiedenen Mündungsarme des Roten Flusses ihren Weg durch die Marschen zum Meere. So weit das Auge reicht, dehnen sich endlose Reisfelder aus, vielfach gewahrt man kleinere und größere eingedeichte Ortschaften. Bald in breitem Hochwasser, bald durch Kanäle, die so eng sind, daß zwei sich begegnende Dampfer nur mit Mühe einander ausweichen können, ging die Fahrt, bis wir gegen acht Uhr abends vor Haiphong Anker warfen. Ich begab mich sogleich an Land und ließ mich in einer Jinrickshaw zum Grand Hotel fahren. Hier herrschte ein beinahe großstädtisch lebhaftes Treiben, und in dem zum Hotel gehörenden Café saßen die Gäste so dicht gedrängt, wie etwa im Café de Paris in Monte Carlo am Geburtstagsfeste des Fürsten von Monaco.

Das Truppenschiff „Colombo“ war gerade angelangt, hatte eine Menge neuer Beamten und Offiziere von Europa gebracht und sollte in den nächsten Tagen ebenso viele Glück-

liche, die ohne Bedauern nach mehrjährigem Aufenthalt im Lande den Staub Tonkings von den Füßen schütteln konnten, in die Heimat zurückbringen.

Man war allerseits in bester Laune, die Neuangekommenen, weil sie nach fünfzigtägiger Gefangenschaft an Bord wieder festen Boden unter sich fühlten und weil sie sich einbildeten, hier das Paradies zu finden, welches ihre Vorgänger vergeblich gesucht hatten, die Abreisenden, weil sie in Gedanken schon im Strudel des Pariser Lebens schwammen.

Sämtliche Zimmer des Gasthofes waren besetzt, doch gelang es mir, in einem Nebengebäude eine kleine Kammer für die Nacht zu erhalten.

Aus den Zeitungen erfuhr ich, daß mit der „Colombo" u. a. auch einige Hundert neuangeworbener Fremdenlegionäre, davon wieder etwa die Hälfte Deutsche, angekommen waren. Im Hafen von Singapore allein waren elf, nach anderen Angaben sogar einundzwanzig dieser bemitleidenswerten Menschen über Bord gesprungen, um zu versuchen, schwimmend das Ufer zu erreichen. Einige waren ertrunken, die meisten aber aufgefischt und an Bord zurückgebracht worden.

Die kühleren Morgenstunden benutzte ich dazu, mir die Stadt anzusehen. Haiphong ist, wie schon bemerkt, der Haupthafenplatz Tonkings. Er zählt gegen 15 000 Einwohner, von denen etwa 600 Europäer und 5600 Chinesen sind. Zu beiden Seiten des Cua Cam, der durch verschiedene Kanäle und Creeks mit dem Roten Fluß verbunden ist, und etwa 17 engl. Meilen vom Meere gelegen, erreichbar für Seeschiffe von 19 bis 20 Fuß Tiefgang, ist Haiphong als ein guter Hafen zu bezeichnen. Sehenswürdigkeiten irgend welcher Art bietet die Stadt nicht, auch das Leben in der

Eingeborenenstadt entbehrt für den aus Hanoi kommenden Reisenden den Reiz des Neuen. Die Häuser sind ärmlich, und von der Sauberkeit, durch die sich die Hauptstadt so angenehm hervorthut, ist wenig zu bemerken. Das Europäerviertel ist weitläufig und luftig gebaut, man hat hier sogar einen sonnverbrannten jardin public mit Musikpavillon, sowie verschiedene stattliche Kaufläden und einige ärmliche Cafés. Das einzige imposante Gebäude der Stadt ist das Grand Hotel, aber es erfüllt im Innern nicht, was es von außen verspricht. Ohne die geringste Rücksichtnahme auf das Klima Tonkings gebaut, wahrscheinlich genau nach dem Plane eines Hotels in Frankreich, mit Zimmern so eng, daß man sich kaum in ihnen umdrehen kann, ohne die geringste Lüftung und ohne Punkas, gehört ein mehrtägiger Aufenthalt daselbst keineswegs zu den Annehmlichkeiten. Sobald sich der Schwarm der Neuangelangten und Abfahrenden einigermaßen verlaufen hatte, siedelte ich in eines der leer gewordenen Zimmer über und verbrachte in diesem äußerlich prunkenden, innen schmutzigen Gasthause mehrere wenig genußreiche Tage und Nächte.

Eines der größten Handelshäuser Haiphongs ist dasjenige der deutschen Firma Speidel & Co., deren Hauptgeschäft sich in Saigon befindet. In dem hiesigen Leiter der Firma, Herrn Voelz, lernte ich einen ungemein liebenswürdigen Landsmann kennen, der es im Verein mit seiner jungen Gemahlin fertig brachte, mich über die Wahrheit, daß Haiphong einer der reizlosesten Plätze des Ostens und das Leben der Europäer daselbst eigentlich überhaupt kein Leben ist, für mehrere Tage hinwegzutäuschen. Herrn Voelz verdanke ich auch eine Einladung zur Besichtigung der Hongai-Kohlenminen. Eine Dampfschaluppe der Kohlenge-

sellschaft brachte mich in fünf Stunden nach der erst vor drei Jahren gegründeten, heute gegen 2500 Einwohner zählenden, in der Baie d'Along gelegenen Stadt Hongai. Ich wurde daselbst von den Beamten der Kompagnie auf das gastlichste empfangen, man stellte mir eine luxuriös ausgestattete Wohnung zur Verfügung und lud mich für den Abend zu einer Dampferfahrt durch die Bai ein. Man könnte glauben, plötzlich an die Küste Norwegens versetzt zu sein. Aus der tiefblauen salzigen Flut ragen in geringen Abständen, in buntem Durcheinander Hunderte steiler, bizarr geformter Kalksteinfelsen empor, teils nackte Klippen, teils mit niederem Buschwerk bedeckte und von unzähligen Affen bevölkerte Inselchen. Die Bai ist überaus reich an Fischen, Austern, Hummern und sonstigen Seetieren.

Am folgenden Tage besuchte ich die Minen, die durch eine schmalspurige Eisenbahn mit Hongai verbunden sind. Die in den offen zu Tage liegenden Schachten beschäftigten Arbeiter, Annamiten wie Chinesen, erhalten von 54 bis 75 Pf. Tagelohn und wurden von dem mich herumführenden Ingenieur als fleißige Arbeiter geschildert. Da ich selber nichts weniger als ein Minenfachverständiger bin, so muß ich mich damit begnügen, die Ansicht meines Führers wiederzugeben, die dahin geht, daß die Einträglichkeit des Unternehmens außer Frage steht. Er erzählte mir u. a. von einer Kohlenader von 150 Meter Stärke, deren Inhalt auf 11 Millionen Tonnen berechnet wird. Vorläufig sähe es mit den Einnahmen freilich noch nicht allzu glänzend aus, doch hoffe man bald so weit zu sein, um täglich mindestens 100 Tonnen absetzen zu können. Entspricht das geförderte Material den Anforderungen, die an eine gute

Heizkohle gestellt werden, so steht zu erwarten, daß in Singapore und Hongkong, namentlich wenn die Kohle wesentlich billiger als die englische angeboten wird, sich genügend Abnehmer für den schwarzen Diamanten Tonkings finden werden.

Für die französische Kriegsflotte ist diese Mine von ganz außergewöhnlicher Wichtigkeit; war man doch bisher im fernen Osten ausschließlich auf die englischen Kohlenstationen angewiesen. Im Falle eines Krieges mit England und gleichzeitiger Differenzen mit China hätte die Lage eines französischen Geschwaders im Chinesischen Meere eine recht mißliche werden können, denn es wäre ein Leichtes gewesen, eine französische Flotte im Golf von Tonking zu blockieren und sie so außer Gefecht zu setzen oder zu vernichten. Jetzt, mit einer Kohlenstation in Hongai, ändert sich die Sachlage; mit einem unerschöpflichen Kohlenvorrat im Rücken kann die französische Flotte im Golf von Tonking Schutz suchen, um jederzeit bereit zu sein, die Initiative zu ergreifen.

Hierin liegt vielleicht der einzige Vorteil, der Frankreich jemals aus dem Besitze Tonkings erwachsen wird.

Die Hongai-Kohlen-Kompagnie wurde vor neun Jahren mit einem Kapital von vier Millionen Franken gegründet. Diese vier Millionen waren jedoch verausgabt, bevor die erste Tonne Kohlen gefördert war, und die Gesellschaft stand vor dem Zusammenbruch, als englische Kapitalisten in Hongkong ihr beisprangen und das Kapital auf sechs und eine halbe Million erhöhten. Hoffentlich ist nunmehr endlich die Zeit der Ernte für die Aktionäre gekommen und die Tonking-Kohle geeignet, der Cardiff- und Newcastle-Kohle erfolgreiche Konkurrenz zu machen im Interesse der gesamten Schiffahrt in asiatischen Gewässern.

In später Stunde trat ich in der fürstlich ausgestatteten

Dampfschaluppe „Fanny“ die Rückreise nach Haiphong an, um rechtzeitig zu dem nach Saigon abfahrenden Dampfer der Messageries Maritimes einzutreffen. Es war eine herrliche, sternenklare windstille Nacht, und das von der Schraube unseres Schiffes aufgewühlte Wasser leuchtete wie flüssiges Silber. Als ich mich satt gesehen hatte am Sternenglanz und Meeresleuchten, zog ich mich in den Salon zurück und schlief, bis ich gegen Morgen durch einen heftigen Ruck plötzlich erwachte. Wir waren auf eine Sandbank geraten und hatten nach Aussage unseres chinesischen Kapitäns keine Aussicht, vor Einsetzen der Flut wieder flott zu werden. Leider behielt der Mann recht, bis gegen 10 Uhr dauerte es, ehe wir unsere Fahrt wieder aufnehmen konnten, und als wir endlich in den Hafen von Haiphong einfuhren, gab der für Saigon bestimmte Dampfer gerade das erste Zeichen zur Abfahrt. Gelang es mir nicht, noch rechtzeitig an Bord zu kommen, so war ich verurteilt, weitere 14 Tage in Haiphong auf die nächste Fahrgelegenheit zu warten. Sobald wir daher am Landungssteg angelegt hatten, stürzte ich mit Fritz in den Gasthof, raffte mein Gepäck zusammen und eilte zu Herrn Voelz, um bei ihm einige hundert Dollars zu erheben. Zu meinem Unglück war der Tag ein Sonntag, das Geschäft geschlossen, und Herr Voelz hielt sein Mittagsschläfchen, so daß ich, ohne die gewünschte Summe erhalten zu haben, wieder zu meiner Dampfschaluppe rannte. Hier fand ich Fritz mit dem Gepäck, und vorwärts ging's mit Volldampf, hinter dem bereits langsam stromab fahrenden Messageries-Dampfer „Saigon“ her. Liebenswürdigerweise stoppte der Kapitän des letzteren, durch das Gelärme unserer Dampfpfeife auf uns aufmerksam geworden, ließ das Fallreep herunter und nahm uns auf.



Von Tonking nach Annam und Cochinchina.

An Bord der „Saigon“ angelangt, stellte sich's heraus, daß ich nur noch genügend Geld für ein Billet zweiter Klasse besaß. Ich löste ein solches und begab mich in die mir angewiesene Kabine, die sich wenig von den Kabinen der ersten Klasse unterschied. Die Art und Weise, wie ich bei Tische von den Kellnern bedient wurde, die plumpe Vertraulichkeit, die sich meine auf der niedrigsten Gesellschaftsstufe stehenden Mitreisenden gegen mich herausnahmen, verleidete mir indessen den Aufenthalt in der zweiten Klasse solcherweise, daß ich zum Kapitän ging, ihm die Lage, in der ich mich befand, auseinandersetzte und gegen das Versprechen, in Saigon nachzahlen zu wollen, in die erste Klasse übernommen wurde. Die Fahrt verlief nunmehr in angenehmster Weise, wir berührten am nächsten Tage den annamitischen Küstenplatz Tanh-hoa und übernachteten im Hafen von Tourane, einer kleinen, in hübscher Felsbucht gelegenen Stadt. Da wir hier größere Mengen Zucker zu laden hatten, ging ich gegen Morgen an Land, um zu sehen,

daß es in Tourane nichts zu sehen giebt, und, zumal das Thermometer im Schatten 37 Grad C. zeigte, so schnell wie möglich wieder an Bord zurückzukehren.

Zweiundzwanzig Stunden Fahrt brachten uns nach Quin-hon, einem unbedeutenden, aber sauber gehaltenen Städtchen mit Kalkbergen im Hintergrunde. In einem mit zwei hübschen Annamitinnen bemannten Sampan ließ ich mich ans Ufer rudern, nahm die Sehenswürdigkeiten des Ortes, nämlich das Post- und Zollamt, sowie die stolze französische Residentur in Augenschein, und stürzte mich später vom Strande aus in die Fluten des Meeres, während unser Dampfer Seide, Zucker, Sesamölkuchen, Häute und Hörner lud. Als ich zurückkehrte, wurden gerade 10 Ponies von 106 bis 112 Zentimeter Schulterhöhe eingeladen, die in Sampans längsseit gebracht waren. Der Eigentümer der Tierchen forderte für dieselben von 30 bis 120 Mark. Auch sonst schien alles in Quin-hon erstaunlich billig zu sein, so kosteten Enteneier, von denen wir 10000 Stück an Bord nahmen, nicht mehr als 12 Mark das Tausend.

In der Frühe des sechsten Tages passierten wir den Leuchtturm des Kap St. Jacques und dampften mit der Flut im Saigonfluß, einem Seitenarm des Donnai, weiter. Die Landschaft des unteren Flußlaufes ist alles andere eher als anziehend, denn man sieht nichts, als endloses Mangrovendickicht. Erst weiter stromauf wird das Auge durch das Smaragdgrün wogender Reisfelder erfreut. Wir begegneten fünf stromab fahrenden Dampfern, von denen drei die deutsche Handelsflagge führten, auch im Hafen von Saigon, den wir gegen Mittag erreichten, gewahrte ich mit Stolz mehr Schiffe mit der schwarz-weiß-roten Flagge als mit der „Trikolore“.

Die meisten deutschen Schiffe gehörten der großen Bremer Firma Rickmers, dem bedeutendsten Reisgeschäfte der Welt.

Die an ihrem grünen Anstrich kenntlichen Rickmersschen Dampfer und Segler sind namentlich in der Reissaison im ganzen Osten wohlbekannte Erscheinungen, ich sah sie in Rangun, Moulmein, Haiphong, Saigon und später auch in Singapore und Bangkok.

Man hatte mir in Tonking vielfach so verlockende Schilderungen von Saigon entworfen, mir soviel von dem „Paris des Ostens" vorgeschwärmt, daß ich überzeugt war, etwas ganz Außerordentliches in der Hauptstadt Cochinchinas zu finden. Der Anblick der Stadt vom Flusse aus genügte jedoch, meine Erwartungen schon vor der Landung auf ein bescheidenes Maß herabzumindern. Ich bestieg, sobald sich unser Schiff am Kai festgelegt hatte, eine der am Hafen haltenden Droschken und ließ mich zu unserem Konsul, Herrn Speidel, fahren, um zu versuchen, bei ihm eine Anleihe aufzunehmen, da ich anderenfalls genötigt gewesen wäre, nach Bangkok, wo ich bei der Honkong-Schanghai-Bank akkreditiert war, zu telegraphieren. Auf mein ehrliches Gesicht hin erhielt ich zu meiner Freude nicht nur die gewünschten 200 Dollars, sondern auch gleichzeitig die Einladung, für die Dauer meines Aufenthaltes in Saigon im Hause des Herrn Speidel Wohnung zu nehmen. Beides wurde mit bestem Dank aufgenommen und Fritz wieder an Bord geschickt, mein Gepäck zu holen. Die in der Stadt herrschende Hitze, 36 Grad im Schatten, hielt mich bis gegen Abend unter die Punka gebannt, und erst nach Sonnenuntergang unternahm ich unter Führung meines freundlichen Wirtes eine Fahrt durch das wirklich allerliebst angelegte Europäerviertel.

Der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich ihn mit Aufführung der einzelnen Prachtbauten langweilen werde, mit denen von der Regierung des Landes das Geld, welches sie den Einwohnern Cochinchinas auf direktem und indirektem Wege abgenommen hat, vergeudet worden ist; denn ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr in einer Reisebeschreibung die Aufzählung der Sehenswürdigkeiten moderner Städte ermüdet. Saigon besitzt eine Menge öffentlicher Gebäude, die jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden, und gerade während meiner Anwesenheit wurde ein neuer Postpalast eröffnet, dessen sich Paris nicht zu schämen brauchte.

Wozu aber alle diese gänzlich unnütze Prachtentfaltung, die Jahr aus Jahr ein enorme Summen verschlingt? Den Cochinchinesen, wie den im Lande ihren Geschäften nachgehenden Europäern wäre wahrscheinlich weit mehr damit gedient, wenn man sie geringere Steuern in weniger prächtige Gebäude tragen ließe, und wenn die Gerechtigkeit zu billigeren Preisen in einem bescheideneren Lokale verzapft würde, als dies gegenwärtig in dem prunkvollen Palais de Justice geschieht. Cochinchina ist ein reiches Land, aber welche Kolonie kann es auf die Dauer ertragen, daß man ihr erstens jährlich 8 bis 12 Millionen entzieht, um damit in einer anderen Kolonie Krieg zu führen, und daneben andere Millionen für den Bau von Palästen in der Hauptstadt verschwendet, anstatt das Geld im Interesse des Landes, zur Hebung des Verkehrs und ähnlicher Zwecke zu verwenden. Von allen Seiten hört man Klagen über den schlechten Gang der Geschäfte. Jedermann ächzt unter dem Drucke der Steuerschraube, siebzig Zahlungseinstellungen sind allein im letzten Jahre vorgekommen, und dabei wirtschaftet man, als ob das Geld mit Besen auf der Straße zusammengekehrt würde.

Ein französischer Kaufmann aus Saigon, dessen Bekanntschaft ich später an Bord eines Dampfers machte, sagte mir, daß die Unentschiedenheit der Regierung, der häufige Wechsel der Gouverneure und die Unbeständigkeit der Zölle und Steuern das kaufmännische Geschäft von Jahr zu Jahr mehr herunterbrächte und jede Unternehmungslust lahm lege.

Saigon wurde am 17. Februar 1859 von den Franzosen besetzt, 1862 wurden vom Kaiser von Annam die Provinzen Giadinh, Bienhoa und Mytho, sowie die Inseln von Pulo Condor — jetzt französische Verbrecherkolonie — an Frankreich abgetreten, zu denen 1867 noch drei andere Provinzen, nämlich Chaudoc, Hatien und Vinhlong hinzukamen. Diese Provinzen zusammen bilden die Kolonie Cochinchina, die im ganzen gegen zwei Millionen Einwohner zählt, von denen etwa 2400 Europäer sind. Letztere haben größtenteils ihren Wohnsitz in Saigon, der Hauptstadt, die im ganzen gegen 17000 Einwohner aufweist.

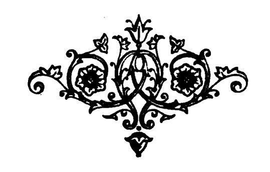
Man sieht jedoch in Saigon von den 2000 Europäern weniger, als in Hanoi von der halb so großen Anzahl, da tags über, der Hitze wegen, niemand das Haus verläßt und abends alle Welt außerhalb der Stadt auf ein wenig Brise fahndet. Selbst in dem entzückend angelegten Botanischen Garten, in dem man nicht weiß, ob man mehr die Üppigkeit des Pflanzenwuchses oder den feinen Geschmack des Schöpfers der ganzen Anlage bewundern soll, sieht man nur selten einen Fußgänger oder eine Equipage. Vielleicht bin ich zu einer besonders ungünstigen Zeit nach Saigon gekommen, vielleicht auch würde ich mir bei längerem Aufenthalt ein anderes Urteil bilden. Der Eindruck, den ich von dort mitgenommen habe, ist der eines hübschen, ja sogar eleganten, aber unglaublich langweiligen, verschlafenen fran-

zösischen Provinzialstädtchens, welches zum Entsetzen seiner Einwohner unter den 10. Grad nördlicher Breite geraten ist.

Wer Menschen und Leben sehen will, der setze sich in Saigon auf die Pferdebahn und lasse sich in 15 Minuten nach der 40000 Einwohner zählenden Chinesenstadt Cholon entführen.

Am 5. Juni ging es mit einem prächtigen Dampfer der Messageries, dem „Yang Tse", weiter nach Singapore, wo wir nach zweitägiger Fahrt anlangten.

Mein Diener Fritz, der mir von Anfang bis zu Ende meines Marsches durch Indo-China unentwegt zur Seite gestanden war und den ich wie einen Freund lieben gelernt hatte, kehrte von hier aus seinem Wunsche gemäß nach Moulmein zurück, wo er jetzt, nachdem er seinen burmesischen Namen Chit-Hla wieder angenommen hat, die Stelle eines Aufsehers in einem großen Handlungshause bekleidet, aber jederzeit bereit ist, dem Rufe, mich auf einer neuen abenteuerlichen Expedition zu begleiten, Folge zu leisten. So schmerzlich es mich berührte, daß Fritz mich verließ, so konnte ich es ihm auf der anderen Seite nicht verargen, daß er als echter Burmese sich von mir trennte, um in seine über alles geliebte Heimat zurückzukehren. Heute ziert die Brust des braven Jungen das silberne Verdienstkreuz des Ordens vom weißen Falken und der Wachsamkeit, welches mein hoher Gönner, der Großherzog von Sachsen, ihm in Anerkennung seiner Verdienste um meine Expedition zu verleihen geruht hat.



Von Singapore
ins Reich des weißen Elefanten.

Die Illustrationen sind zum Teil nach photographischen Aufnahmen des Herrn [illegible] in [illegible] hergestellt.



Singapore.

Die Stadt Singapore, auf der gleichnamigen Insel am Südende der malayischen Halbinsel gelegen und von dieser nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, ist die Hauptstadt einer unter dem Namen „Straits Settlements“ zusammengefaßten Anzahl englischer Besitzungen. Zu denselben gehören außer dem etwa 200 engl. Quadratmeilen großen Eiland Singapore noch die Provinzen Malacca, Wellesley und Penang, sowie verschiedene andere Inselchen.

Als im Jahre 1819 die englische Flagge auf Singapore gehißt wurde, war die Insel völlig mit Urwald bedeckt und nichts als eine von wenigen Fischer-Familien bewohnte Zufluchtsstätte für malayische Seeräuber. Gegenwärtig zählt sie 190 000 Einwohner, an Stelle des Urwaldes sind Reisfelder, Kaffee-, Betel-, Gambia-, Catechu- und Pfefferplantagen getreten, prächtige Landstraßen durchschneiden die Insel von einem Ende zum anderen und die am Süd-Ostende derselben gelegene Stadt Singapore mit 97 000 Einwohnern ist heute einer der bedeutendsten Hafenplätze des Ostens. Schon 5 Jahre nach der Gründung der Kolonie, also 1824, belief sich der Gesamtwert der ein- und ausge-

führten Waren auf etwa 50 Millionen Mark, jetzt dürfte er zwischen 800—900 Millionen schwanken. Die Hauptausfuhr-Produkte sind Zinn, Gambia (ein gelber Farbstoff), Stuhlrohr, Kokosnüsse, Catechu und Guttapercha. In Singapore befindet sich die größte Zinnschmelze der Welt. Vor wenigen Jahren von einem Deutschen Mühlinghaus und einem Engländer Sword ins Leben gerufen, hat sich die Anlage als eine außerordentlich gewinnbringende erwiesen.

Auf halbem Wege zwischen Ostindien und China gelegen, in nächster Nähe des malayischen Archipels und gleich leicht erreichbar von Siam und Cochinchina ist es wahrlich kein Wunder, daß Singapore unter englischer Verwaltung von Jahr zu Jahr an Wohlstand und Bedeutung zugenommen hat. Gleich Colombo und Honkong ist Singapore eine der großen Kohlenstationen auf dem Wege nach dem Osten und wird schon allein aus diesem Grunde regelmäßig von den Postdampfern der ostasiatischen Linien angelaufen.

Die Kaffeeplantagen auf Singapore, die anfangs zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, haben sich leider als ein Mißerfolg herausgestellt. Der liberische Kaffeestrauch, den man hier angepflanzt hat, senkt nämlich seine Wurzeln tief in den Boden und macht an den Humusgehalt desselben sehr hohe Ansprüche. In den ersten Jahren entwickelten sich die jungen Sträucher zwar überaus üppig, verkümmerten aber, sobald die Wurzeln auf sterile Bodenschichten gelangten. Auf der Halbinsel Malacca scheinen die Bedingungen für den Kaffeestrauch hingegen die denkbar günstigsten zu sein. Die Pflanze gedeiht prächtig und die geerntete Bohne hat in den letzten Jahren die höchsten Preise, die überhaupt notiert wurden, erzielt (31 Dollar für ein Picul = 133 Pfd. engl.).

Unternehmende Pflanzer haben in letzter Zeit auch ihr Glück mit Ananasplantagen versucht und viele tausend Acres sind heute zu diesem Zwecke in Kultur genommen. Die Ananas gedeiht vortrefflich und ist überall zu wahren Spottpreisen zu kaufen, 3—10 Pfg. für große Früchte. Dieselben werden geschält oder ungeschält, in Syrup oder Wasser in Blechbüchsen eingelötet und gehen größtenteils nach London und Hamburg. Der Preis für das Dutzend Büchsen eingemachter Ananas stellt sich auf dem europäischen Markt von 3—9 Mark. Die Kosten der Kultur, des Einmachens, Transportes und europäischen Einfuhrzolles sind aber so bedeutend, und die Konkurrenz der westindischen Ananas ist so groß, daß bis heute noch niemand in Singapore mit der Ananaszucht Schätze gesammelt hat, was allen denen, die beabsichtigen sollten, ähnliche Unternehmungen in unseren afrikanischen Kolonien ins Leben zu rufen, als Warnung dienen möge. Bemerkt sei noch, daß keine der unter freiem Himmel gedeihenden Früchte in Bezug auf Zartheit und Aroma einen Vergleich mit den weltberühmten schlesischen Treibhausananas aushalten.

Den mannigfachen Reizen, welche die Einfahrt in den Hafen bietet, wird sich so leicht kein Reisender entziehen können, die Stadt Singapore selbst aber kann einen Vergleich mit Colombo, geschweige denn mit Hongkong nicht aushalten. Die höchste Erhebung der Insel mißt wenig über 500 Fuß und der Stadt fehlt somit jeglicher großartige Hintergrund. Die meisten europäischen Postdampferlinien haben in dem sogenannten neuen Hafen ihre eigenen Landeplätze und legen unmittelbar am Quai an, sodaß man direkt vom Schiffe ans Ufer steigen kann.

Singapore ist Freihafen, und der gänzliche Mangel

neugierig schnüffelnder Zollbeamten macht sich dem Ankömmling in angenehmster Weise bemerkbar.

Am Quai herrscht ein in seiner Lebhaftigkeit unvergleichlich fesselndes Treiben; Tag und Nacht wird gelöscht und geladen und in überraschend kurzer Zeit füllen die anlaufenden Dampfer ihre leergebrannten Kohlenbunker.

Beim Landen in Singapore könnte man glauben, sich in einer Chinesenstadt zu befinden, denn außer einigen indischen Geldwechslern, malayischen Muschelhändlern, die ihre in allen Farben schillernde Ware in aufdringlichster Weise feilbieten, sieht man nichts als halbnackte, mehr oder minder schweißtriefende, mehr oder minder kohlenstaubgeschwärzte Chinesen. Zum erstenmale macht man hier auf der Fahrt nach dem Osten die Bekanntschaft der Söhne des himmlischen Reiches, um sie sofort ihres rastlosen Fleißes wegen bewundern, ihrer sonstigen Eigenschaften wegen aber verabscheuen zu lernen. Welch ein Gegensatz, diese farblosen, bezopften Gestalten gegen die Somalis, die in Aden, die Singalesen und Inder, die in Colombo unser Auge entzückt haben, sei es durch die Bronzefarbe ihrer Haut, den Adel ihrer Haltung oder die Farbenpracht ihrer Gewänder. Bei dem Chinesen ist alles grau in grau, er kann vielleicht durch seine wohlgeformten Glieder den Bildhauer für sich einnehmen, den Maler wird er kalt lassen und die Malerin wird sich durch seine Nacktheit ebenso abgestoßen fühlen, wie sie sich durch die der Somalis angezogen gefühlt hat. Bei allen dunkelhäutigen Völkerschaften erscheint der Mangel an Kleidung vollkommen natürlich, die Leute sind nackt und damit basta. Diese Nacktheit berührt wohlthuend, wie die einer griechischen Statue, der graugelbe Körper des Chinesen dagegen erscheint in unbekleidetem Zu=

stande nicht nackt, sondern entblößt, man hat die Empfindung, daß ihm ein Gewand fehlt.

Übrigens ist es kein Wunder, daß Singapore den Eindruck einer Chinesenstadt macht; weilen auf der Insel doch gegen 120 000 Söhne des himmlischen Reiches, denen gegenüber die 36 000 Malayen und 16 000 Inder um so mehr in den Hintergrund treten, als fast alle Kuliarbeit von den Chinesen verrichtet wird. Auch als Kaufleute nehmen sie in Singapore unter den Asiaten die erste Stelle ein, gleichviel ob als Groß-, Zwischen- oder Kleinhändler. Als Kulis machen ihnen höchstens die von der Koromandelküste eingewanderten Inder, die sogenannten Klings oder Tamilen Konkurrenz, die ich namentlich bei Wegebauarbeiten in größerer Anzahl beschäftigt fand.

Vom Quai zum Hotel de l'Europe, dem wenigst schlechten Gasthofe der Stadt, hat man im Wagen eine Entfernung von etwa einer halben Stunde zurückzulegen. Die breiten Straßen, durch die der Weg führt, bieten mit ihren modernen Gebäuden wenig des Interessanten oder auch nur Anziehenden, es sei denn, daß man sich durch den Anblick, das Geräusch und den eigenartigen Geruch einer vorüberfahrenden, mit Chinesen, Malayen und Tamilen vollgepfropften Dampfstraßenbahn zu begeistern vermöchte.

Dem in Singapore landenden Fremden stehen als Gefährte die ausschließlich von Tamilen gelenkten sogenannten „gharris“, d. h. enge geschlossene Droschken, in denen man wie ein wildes Tier eingesperrt sitzt und die ich daher „Affenkasten“ zu nennen pflege, oder die von Chinesen gezogenen zweirädrigen Handwägelchen, die aus Japan eingeführten Jinrickshaws, von denen es in der Stadt gegen 6000 giebt, zur Verfügung.

Da ich wegen Mangels an Luft und Freiheit mich in einem Affenkasten stets hochgradig unbehaglich fühlte, so bediente ich mich, falls ich mir nicht den Luxus eines offenen Hotelwagens leistete, zu meinen Fahrten ausnahmslos der Jinrickshaws, und zwar zum Entsetzen meiner Bekannten, die nicht müde wurden, mir mitzuteilen, daß „man“ in Singapore nur bei Nacht derartige Wägelchen benutzen könne, daß dagegen bei Tage für den Europäer die „gharris“ de rigueur seien.

Selbstverständlich erklärte ich mich über das, was „man“ thäte, erhaben und überließ die Affenkasten denjenigen, die sich in denselben weniger „deplaziert“ vorkamen, als dieses bei mir der Fall war.

Das Hotel de l'Europe, an der hart ans Meer stoßenden Esplanade in der Nähe des Klubs, der Post, der Kathedrale und anderer öffentlicher Gebäude gelegen, könnte ein vorzügliches Hotel sein, wenn es von Grund auf neu gebaut und gleichzeitig mit besseren Köchen und aufmerksamerer Bedienung versehen würde.

Die ganze Dienerschaft besteht aus Chinesen, die sich einander an passiver Unverschämtheit den Gästen gegenüber den Rang abzulaufen suchen, und jedem, der auf ihre Dienste angewiesen ist, den Aufenthalt im Hotel verleiden. Zum Glück hatte ich für meinen bisherigen Diener Fritz an Bord der „Yang Tse“, mit der ich von Cochinchina gekommen war, Ersatz in einer 13jährigen lebenden Bronzefigur aus Mauritius gefunden, einem aufgeweckten Jungen mit den schönsten Augen von der Welt, perlweißen Zähnen und sanftgewelltem blauschwarzem Haar. Durch seine Schönheit und sein stets glückstrahlendes Gesicht auf ihn aufmerksam geworden, hatte ich mich nach seiner Heimat und dem Ziel

seiner Reise erkundigt, worauf er mir in allerliebstem Französisch seine Lebensgeschichte erzählt hatte, derzufolge er der in Mauritius geborene Sproß einer Kreolin und eines Tamilen und von seiner Mutter nach Pondicherry gesandt worden war, um seinen dahin ausgewanderten Bruder zurückzuholen. Diesen hatte er jedoch nicht aufgefunden und dann den Entschluß gefaßt, um nicht bruder- und gleichzeitig mittellos in seine Heimat zurückzukehren, sein Glück in Saigon zu versuchen, wo, wie man ihm erzählt hatte, die Dollars sich vermehrten wie die Blattläuse. Vergeblich hatte er dort auf den ersehnten Goldsegen gewartet, Arbeit war für ihn nicht zu finden gewesen; dagegen hatte er von seinen daselbst lebenden Landsleuten erfahren, daß jedermann in Saigon froh sei, wenn er genug verdient habe, um wieder davonfahren zu können. Da der kleine unternehmende Kerl gerade noch eine ausreichende Summe besaß, um wenigstens bis Colombo gelangen zu können, hatte er nicht lange gezögert und sich dorthin mit der „Yang Tse“ eingeschifft.

Am Tage, bevor wir Singapore erreichten, hatte ich ihn gefragt, ob er in meinen Dienst treten wolle. Ohne Zögern hatte er angenommen und war mir mit seinem Gepäck, bestehend aus einem runden Körbchen, in dem er, aufgerollt wie ein kleiner Mops, zu schlafen pflegte, und das er selber als sein „Nest“ bezeichnete, einer buntgestreiften baumwollenen Schlafdecke und einem weißen Anzug ins Hotel gefolgt. Das Wenige, was er besaß, war zierlich und sauber wie er selber, und an allem sah man, daß er an Ordnung gewöhnt war und in seinem Elternhause eine gute Erziehung genossen hatte.

Trotzdem ich mit meinen indischen Dienern zum Teil

recht trübe Erfahrungen gemacht hatte, traute ich dem Jungen von vornherein blindlings. Wenn diese unschuldsvollen Augen trügten, dann hätte man an der ganzen Menschheit verzweifeln müssen.



Mein „Shokrá"

Sobald Fritz sich verabschiedet hatte, trat der kleine Mann seinen Dienst an und zwar mit einer Sicherheit, als sei er bereits völlig mit all meinen Liebhabereien und Schwächen vertraut, so daß ich jeder Mühe des Anlernens überhoben wurde und den Wechsel garnicht empfand, denn alles lag zur bestimmten Stunde am vorgeschriebenen Platze, Stiefel und Kleider waren tadellos gereinigt, und abgerissene Knöpfe, die so manchen Junggesellen schon zur Verzweiflung gebracht und schließlich in das Ehejoch getrieben haben, kamen unter ihm ebensowenig vor wie bei seinem Vorgänger.

Meine lebende Bronze hieß Supu, wurde aber von mir mit „Shokrá", dem bengalischen Wort für Piccolo, gerufen.

Auf meine Frage, ob er Christ sei, antwortete er: „Non Monsieur, je ne suis pas chrétien, je suis protestant".

Als ich ihm darauf auseinandersetzte, daß der Protestant sich auch mit mehr oder weniger Berechtigung Christ nennen dürfte, erzählte er mir, das habe er früher auch geglaubt, als er aber kürzlich in einem französischen Missionshospital gewesen sei, habe ihm einer der Priester bedeutet, nur die

Katholiken seien Christen, als Protestant sei er dagegen nicht besser als ein Hindu und müsse nach seinem Tode in der Hölle braten.

Der kleine Kerl war ganz außer sich vor Freude, als ich ihm die Versicherung gab, daß er vorläufig sehr viel mehr Anwartschaft auf den Himmel habe als jener gewissenlose Pfaffe, der ihm mit der Hölle gedroht habe.

Trotzdem Singapore etwa 20 Grad südlicher als Hanoi und Haiphong und 10 Grad südlicher als Saigon gelegen ist, fand ich die Temperatur daselbst erträglicher als an den drei letztgenannten Orten, da fast täglich kleinere Regenschauer für gelinde Abkühlung sorgten. Überrascht war ich, zu erfahren, daß die Mitteltemperatur Singapores in den drei heißesten Monaten nur 27 Grad Celsius, während der kältesten 26 Grad Celsius beträgt, und daß das Klima der Insel als ein ausnehmend gesundes gilt. Ich machte im Hotel sogar die Bekanntschaft einiger Landsleute von der Neu Guinea-Gesellschaft, die „zur Erholung" nach Singapore gekommen waren.

Die Zahl der hier lebenden Europäer inkl. der englischen Garnison beträgt 5234, unter denen sich ein bedeutender Bruchteil Deutscher befinden muß, denn man hört in Singapore beinahe ebenso viel deutsch als englisch sprechen. Die meisten Europäer haben ihre Geschäftshäuser oder Bureaux im Innern der Stadt, ihre Bungalows liegen hingegen größtenteils außerhalb derselben auf luftigen Hügeln, inmitten reizender, echt tropischer Gartenanlagen.

Wenn ich vorhin die Temperatur Singapores während meines Aufenthalts als erträglich bezeichnete, so soll damit nicht gesagt sein, daß sie angenehm war. Im Gegenteil, man hatte unausgesetzt das Gefühl, sich in einem Treibhause

zu befinden und war, sobald man sich aus dem Bereich der Punka entfernte, sofort wie aus dem Wasser gezogen. Auch des Nachts fand ich es in meinem Zimmer oft derartig schwül, daß ich mein Bett verließ, um im Schlafanzuge im Hotelgarten oder auch am Meeresstrande umherwandelnd, Kühlung zu suchen.

Man pflegt sehr durstig in Singapore zu sein und enorme Quantitäten Whisky mit Sodawasser zu trinken, ein in heißem Klima zweifellos weit bekömmlicheres Getränk als Exportbier.

Die einzige Sehenswürdigkeit für Reisende aller Konfessionen ist der etwa 1/4 Stunde außerhalb der Stadt gelegene botanische Garten, zu der für Leute mosaischen Glaubens vielleicht noch die in der Waterloostreet zu findende Synagoge hinzukommen dürfte. Auch das erst vor wenigen Jahren erbaute Museum, das in seinen Mauern neben einer Sammlung aus dem malayischen Archipel eine Bibliothek von 16000 Bänden beherbergt, lohnt sich eines Besuches, wenn man mit geringen Erwartungen kommt. Im übrigen ist man in Singapore auf das Volksleben angewiesen und wird bei einer Spazierfahrt durch die Eingeborenenstadt stets seine Rechnung finden, namentlich, wenn man zum erstenmale den Osten besucht und einem billardspielende Chinesen und liebevolle Japanerinnen noch etwas Neues sind.

Da ich volle sechs Tage auf einen nach Bangkok abgehenden Dampfer zu warten hatte, war ich in der Lage, alles dies durchaus con amore und ohne Überstürzung zu genießen, auch versäumte ich nicht, der Hauptstadt des auf dem Festlande der malayischen Halbinsel gelegenen Sultanats Johore einen Besuch abzustatten.



Das Sultanat Johore.

Das deutsche Geschwader, bestehend aus der „Leipzig“ und „Alexandrine“, war gerade vor Singapore angelangt, und in dem Marinearzt Dr. Reich, der, frisch aus der Heimat kommend, noch ein empfängliches Herz für die Schönheiten der Tropen besaß, hatte ich einen liebenswürdigen, fröhlichen Genossen für den Ausflug nach Johore gefunden. In bequemem offenen, von einem Malayen gelenkten Zweispänner des Hotels traten wir eines Morgens, als selbst die Hähne noch nicht daran gedacht hatten, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, unsere Reise an. Es hatte über Nacht geregnet, und die Natur schien ihr Sonntagskleid angelegt zu haben. Die von den Europäern „Salatbaum“ genannte Pisona alba machte ihrem Namen alle Ehre und sah nach der nächtlichen Waschung aus, als wartete sie nur auf Öl und Essig, um auf die Tafel gebracht zu werden; in den Gärten, die anfangs zu beiden Seiten des Weges sich ausdehnten, leuchtete zwischen zartem Grün die prächtig rote Blüte des Flamboyants hervor und auf den sammetweichen Riesenblättern der fächerartigen Wanderpalmen (Musa

Ensete) hingen noch die letzten Regentropfen, des ersten Sonnenstrahles harrend, um sich in glitzernde Diamanten zu verwandeln. Mächtigen Straußenfedern gleich neigten sich graziös geschwungene Bambushalme leise zitternd unter dem sanften Hauch der Morgenbrise und jeden Augenblick erwartete man die Flötentöne einer Nachtigall zu vernehmen, oder bunt schillernde Vögel von Ast zu Ast hüpfen zu sehen. Aber soweit verstieg sich die Poesie des Morgens leider nicht, und was sich an befiederten Sängern in diesem Paradiese zeigte, waren lediglich Krähen, die, durch das Getrappel unserer Pferde im Schlafe gestört, mit entrüstetem Krächzen schwerfällig aufflatterten. Nach kurzer Weile hatten wir die lauschigen Villen und Bungalows des Europäerviertels hinter uns, in flottem Trabe auf vortrefflich gehaltener Straße ging es am botanischen Garten vorüber und dann weiter, bald durch Busch und Wald, bald zwischen Kaffeeplantagen, Feldern oder Gärten dahin. Auf halbem Wege hielten wir in einem kleinen Malayendorfe und erfrischten uns an Bananen und Mangustinen, von denen wir für wenige Cents ein ganzes Körbchen voll erstanden. Die Mangustine oder Mangustane (Garzinia Mangostana) ist entschieden die köstlichste aller Früchte der Tropen. In Größe einer Mandarine birgt sie in äußerlich rotbrauner, innen dunkelroter, etwa 1/4 Zoll dicker Schale eine zwischen 4 und 8 schwankende Anzahl Kerne, die in schneeig weißer, süßsäuerlicher Crême von wunderbar zartem, erfrischendem Geschmack eingebettet sind. Eine geöffnete Mangustine gleicht einem mit Rubinen gefaßten Opal, sie ist das herrlichste Kleinod unter den Früchten unseres Planeten, das kostbarste Kronjuwel der Pomona.

Meines Wissens gedeiht sie lediglich auf der malayischen

Halbinsel, im malayischen Archipel, in Süd-Siam und Cochinchina. Die Thatsache, daß sie nur auf verhältnismäßig kurze Entfernungen verschickt werden kann, trägt sicher nicht wenig dazu bei, ihren Wert in den Augen der Glücklichen, die sie genießen können, noch zu erhöhen. Heutzutage, wo auf der Tafel des reichen Berliner Bankiers neben dem Sterlet der Wolga, der Languste des Mittelmeeres die Mango Bombays und die Banane Westafrikas prangt, finden sich für den armen Reisenden verhältnismäßig wenig kulinarische Genüsse, die man sich nicht auch für Geld daheim verschaffen könnte. Eine dieser Ausnahmen ist die Mangustine, denn sie ist die einzige Frucht der englischen Kolonien, die man bisher vergeblich versucht hat, in London auf den Tisch Ihrer Majestät der Königin zu bringen.

Nach etwa 1½ stündiger Fahrt gelangten wir beim Dörfchen Kranjie an den Singapore vom Festlande trennenden Meeresarm, mieteten einen Sampam und ließen uns nach Johore, das mit dem am Ufer gelegenen, in europäischem Stil erbauten Sultanspalaste und seinen sonstigen Gebäuden im rosigen Lichte der Morgensonne einen ungemein freundlichen Eindruck machte, hinüberrudern.

Mit lachender Miene, aber knurrendem Magen, betraten wir den Boden der Hauptstadt dieses unabhängigen Sultanats, zu dem auch ehemals die Pirateninsel Singapore gehört hat, bis sie im Jahre 1824 von der Ostindischen Kompagnie dem Sultan für 60000 Dollar und eine Leibrente von jährlich 24000 Dollar abgekauft wurde.

Alles das interessierte uns freilich vorläufig durchaus nicht. Ob und zu welchen Bedingungen Seine Hoheit oder dessen Vater Singapore verschachert hatte, war uns vollkommen gleichgültig, wenn nur in seiner Residenz für ein

Café oder Restaurant gesorgt war, in dem halbverhungerte Morgenausflügler sich mit einem einfachen Frühstück stärken konnten.

Zu unserer schmerzlichen Enttäuschung war, wie wir nach längerem Umherirren herausfanden, die gesuchte Anlage nicht vorhanden. Es giebt in Johore zwar einen Europäerklub, doch wurde uns daselbst von der am Boden hockenden Dienerschaft bedeutet, daß Speisen und Getränke nur an Klubmitglieder verabfolgt würden und man uns daher, wenn wir absolut etwas essen müßten, riete, uns an eines derselben zu wenden.

Als ob man so ohne weiteres irgend ein Klubmitglied um 7 Uhr morgens aus dem Bette holen und um eine Einführung bitten könnte! Mit Hülfe einiger Majestätsbeleidigungen gegen den Herrn dieser restaurantlosen Residenz kamen wir über die nächste halbe Stunde des Hungerleidens hinweg, um dann nochmals in den Klub zurückzukehren und unser Heil mit Bestechung eines der herumlungernden indischen Diener zu versuchen.

Diesesmal war uns insofern das Glück hold, als wir trotz der frühen Morgenstunde einen von seiner nahe gelegenen Plantage zur Stadt gekommenen Engländer mit empfänglichem Herzen für hungernde Europäer antrafen, der uns in entgegenkommendster Weise als Gäste eintrug und mit wirklich ausgezeichnetem Johorekaffee bewirtete.

Inzwischen waren auch die Bewohner der Hauptstadt allmählich erwacht. Am Strande sah man bronzefarbene Malayen und schwarzhäutige Inder sich zum Bade entkleiden; in den Thüröffnungen reckten und streckten sich halbverschlafene Gestalten und von der benachbarten Wache tönten englische Kommandorufe herüber. Kurz darauf zog

die Ablösung der Posten an unserem Fenster vorüber, lauter prächtige Gestalten in tadelloser Uniform nach indischem Muster. Die Armee des Sultans besteht aus 150 Mann, teils Indern mohamedanischen Glaubens aus dem Punjab, teils Malayen, alles Leute von ausgesuchter Schönheit.

Kurz nach 8 Uhr erhob sich auch der Postmeister und setzte sich hinter seinen Schalter, um sofort unseren Besuch zu empfangen; denn wir hatten beide tags zuvor so viel Briefe wie möglich geschrieben, um sie in Johore zur Post zu geben und den Empfängern derselben die Freude zu machen, sie hier mit den von Sammlern besonders geschätzten Marken des Sultans zu versehen. Nachdem dieses wichtigste unserer Geschäfte des Tages erledigt war, traten wir unter Führung des menschenfreundlichen Engländers, der uns im Klub mit Speise und Trank versehen hatte, eine nochmalige Wanderung durch die Stadt an, während der wir hauptsächlich die verschiedenen Spielhöllen eingehend besichtigten. In allen Spielhäusern Johores, und es giebt deren eine erkleckliche Anzahl, wird in der Hauptsache das langweiligste Spiel, das Menschengeist je erfunden hat, das chinesische „fantan“ gespielt.

Der Sultan, der ein gar praktischer Herr ist, hatte in seiner Jugend kaum die ersten 100 Dollar in diesem edlen Spiel verloren, als er sich sagte: „Von dieser Kunst möcht' ich was profitieren“ und ohne Zeitverlust das Spiel in seinem Lande monopolisierte. Daß er seine Rechnung nicht ohne die Dummheit der Menschen gemacht hat, beweist der Umstand, daß ihm die Spielpacht heute jährlich 1620000 *M.* einbringt. Rechnet man hierzu die jährliche Rente von Singapore, die Einkünfte aus dem Opiummonopole und den von Briefmarkensammlern ihm entrichteten Tribut, so wird man

einsehen, daß der hohe Herr sein Auskommen hat und sich ohne Sorge um den kommenden Morgen 365—366 mal im Jahre einen vergnügten Abend leisten kann. Das thut er denn auch und zwar mit Vorliebe in Gesellschaft von Europäern, denen gegenüber er eine ohne gleichen dastehende Gastfreundschaft entwickeln soll.

„Die Gastlichkeit des Sultans ist,“ so meinte unser Führer, „derartig, daß sich ein Hotel oder Restaurant in Johore nicht zu halten vermag, denn nahezu jeder Reisende, der hierher kommt, wird vom Sultan als Gast behandelt.“

„Ja, aber erlauben Sie,“ fiel ich ihm in die Rede, „man kann doch nicht, wenn man hier bei nachtschlafender Zeit ankommt, diesem leutseligen Monarchen direkt auf den Palast rücken und sich beim Ober-Hof-Mundschenk eine Tasse Kaffee bestellen.“

Darauf wurde mir bedeutet, daß man überhaupt weder zu solch ungewöhnlicher Stunde, noch ohne Empfehlung, sei es an den Sultan, oder an den Klub, nach Johore komme, und daß, falls man gegen diese Regel handle, man gut thue, sich ein Butterbrot in die Tasche zu stecken — was hiermit zu Nutz und Frommen aller nachfolgenden Reisenden öffentlich bekannt gegeben wird, da im allgemeinen wenig Aussicht vorhanden sein dürfte, bereits um 7 Uhr morgens im Klub einen so liebenswürdigen Herrn anzutreffen, wie wir ihn eine halbe Stunde später zu finden das Glück hatten, und Johore auf der anderen Seite nichts bietet, was sich des Hungerns lohnte.

Der gastfreie Sultan war übrigens tags zuvor aufs Land gegangen, so daß uns keine Gelegenheit geboten wurde, seine Gastfreundschaft an uns selber zu erproben oder ihm unsere Huldigung darzubringen. Dagegen machten

wir in Ermangelung sonstiger Sehenswürdigkeiten von der Erlaubnis, den Palast zu besichtigen, Gebrauch und kamen dahin überein, daß es sich in ihm ungleich behaglicher leben lassen muß, als im Hotel de l'Europe in Singapore, zumal unter der Dienerschaft kein einziger Chinese zu sehen war und der uns herumführende Malaye sogar die Annahme eines Geldgeschenkes für seine Bemühungen schon verweigerte, bevor er auch nur die geringste Ahnung haben konnte, wie gering dasselbe, im Verhältnis zu den jährlichen Einkünften seines Herrn unsererseits bemessen war.

Auf der Rückfahrt wurden wir von einem Regenschauer überrascht, mußten infolge dessen den Wagen schließen und kamen in halbgedämpftem Zustande wieder in Singapore an, ohne auf unserer „Reise ins Innere" Gelegenheit gehabt zu haben, eine einzige der 24 Fuß langen Riesenschlangen, die in keiner Beschreibung Singapores fehlen, in die eigens zu diesem Zwecke mitgebrachte Jagdtasche zu stecken. Auch die in Reisewerken beständig von Johore nach Singapore hinüberschwimmenden Tiger, mit deren Erlegung man sich, da eine hohe Schußprämie auf sie ausgesetzt ist, spielend ein kleines Taschengeld verdienen kann, waren an genanntem Tage scheinbar anderweit beschäftigt. Im Hotel kam mir der aufmerksame deutsche Leiter desselben, Herr Fischer, mit der Botschaft entgegen, daß am folgenden Tage der Dampfer „Medusa" nach Bangkok in See gehen würde. Ohne Zeit zu verlieren, löste ich mir einen Fahrschein, benutzte den Nachmittag, um in den recht empfehlenswerten europäischen Magazinen noch allerhand Einkäufe zu machen, und verlebte den Abend in Gesellschaft einer Anzahl feuchtfröhlicher Landsleute.

Sechs Tage Gasthausleben in Singapore genügen voll=

auf, einem den Abschied von hier leicht zu machen, und so schiffte ich mich am nächsten Morgen in keineswegs sentimentaler Stimmung an Bord der „Medusa" ein, um mich von ihr an das langersehnte Ziel meiner Wünsche, nach Bangkok tragen zu lassen.





Von Singapore nach Bangkok.

Als ich die Residenz des Maharadja von Kaschmir vor nahezu zwei Jahren im Sattel verlassen hatte, war es meine Absicht gewesen, bis zur Hauptstadt Siams zu reiten. Sirinagar-Bangkok, das war die Linie, die ich mir auf der Landkarte quer durch Asien von West nach Ost gezogen hatte. Durch verschiedene Zufälligkeiten veranlaßt, war ich ein wenig über das Ziel hinausgeschossen, hatte Siam südlich liegen lassen und dafür Tonking durchquert, im ganzen ca. 6000 engl. Meilen auf meinem Pony zurücklegend, um nunmehr auf dem gewöhnlichen Wege via Singapore dahin zu gelangen, wo ich auf Rosses Rücken meinen Einzug hatte halten wollen.

Mit aller Macht zog es mich nach Siam, ohne daß ich mir eigentlich Rechenschaft über das Warum ablegen konnte. Jedenfalls trug der Umstand, daß ich über dieses Land weniger gehört und gelesen hatte als über andere Länder, dazu bei, es in meiner Phantasie mit einem ganz besonderen Nimbus zu umgeben, und außerdem wollte ich mich persönlich davon überzeugen, ob es wahr sei, was meine Freunde

in Singapore behaupteten, daß man nämlich in Bangkok entweder von Moskitos aufgefressen würde oder vor Hitze umkomme. Siam! Was weiß denn der Durchschnittseuropäer überhaupt von diesem Lande? Er erinnert sich aus der Geographiestunde, daß es auf dem Atlas orangefarben angestrichen irgendwo rechts von Indien liegt, er hat sich aufbinden lassen, daß daselbst weiße Elefanten angebetet werden, hat, wenn er ein Narr ist oder närrische Freunde hat, aus Siam stammende Vogelnester gegessen und sich darüber geärgert, daß diese für vieles Geld nach garnichts schmecken und schließlich weiß er, daß von hier u. a. gelegentlich siamesische Zwillinge bezogen werden. Gehört er außerdem noch zu den tapfern Lesern unseres berühmten Landsmanns Dr. Adolf Bastian und hat dessen Reisen in Siam aus dem Jahre 1863 gelesen, so weiß er zwar unendlich viel mehr, ohne sich jedoch darüber klar zu sein, was er eigentlich weiß.

Ich selber steuerte diesem Lande mit der ganzen Empfänglichkeit des Unwissenden entgegen, und dieses Gefühl beglückte mich.

Die „Medusa“, ein Dampferchen von 600 Tons, gehört zu der, ihrer blauen Schornsteine wegen im ganzen Osten unter dem Namen „Blue Funnel-Line“ bekannten Holtlinie, die über eine Flotte von mehr als 50 Dampfern verfügt. Unsere Fracht bestand aus Kokosnußöl, Kokosnußölkuchen und Stückgütern; der verbleibende Laderaum war mit gegen 20000 Kokosnüssen angefüllt, sodaß auch der letzte Kubikfuß ausgenutzt wurde. Sämtliche Matrosen an Bord waren Malayen, nur die Heizer und Diener Chinesen.

Bangkok steht in der Regel nicht im Programm der Weltenbummler, und die einzige bisher vom Norddeutschen Lloyd unterhaltene regelmäßige Personenverbindung zwischen

Singapore und der Hauptstadt Siams hat wegen Mangels an Passagieren eingestellt werden müssen. Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß die „Medusa", die eigentlich nur zwei Passagieren Bequemlichkeit zu bieten vermag und meist keinem einzigen Fahrgast solche zu bieten Gelegenheit findet, gleichzeitig mit mir sieben andere Reisende erster Klasse nach Bangkok befördern sollte.

Infolge dieser Überfüllung hatte ich die mir ursprünglich allein eingeräumte Kabine mit einem andern Herrn zu teilen, der sich mir bei erster Gelegenheit als deutscher Schiffskapitän vorstellte, was er garnicht nötig gehabt hätte, da ich ihn nie für etwas anderes gehalten haben würde. Gleichzeitig mit ihm waren zwei junge Siamesen an Bord gekommen, zwei Prinzen, wie mir der deutsche Seebär geheimnisvoll zuflüsterte.

Ich hatte es mir kaum in einem der langen, auf Deck stehenden Liegestühle bequem gemacht, als sich ein Herr neben mich legte — natürlich auf einen anderen Stuhl — und, sich bei mir über die Hitze beschwerend, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein Gespräch mit mir anzuknüpfen suchte.

„Ja! ja!" sagte ich, „etwas wärmer ist es hier schon als in England."

Entrüstet fuhr mein Nachbar empor und fragte mich, ob ich ihn etwa für einen Engländer hielte. Als ich bejahte, teilte er mir mit, er sei ebensowenig ein Engländer wie ich, denn er sei Irländer.

„Meinetwegen", sagte ich, wünschte ihm einen vergnügten Gladstone und vertiefte mich in die Lektüre einer Zeitung.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gefahren sein,

als plötzlich die Maschine ihre Bewegungen einstellte. Schleunigst versammelten sich sämtliche Passagiere auf Deck, um zu sehen, ob wir vielleicht festsäßen, eine Dschunke übergerannt hätten, oder was sonst los sei.

„Ich glaube, wir bewegen uns wieder“, sagte ich nach einer Weile zu meinem nautisch gebildeten Kabinengenossen. Dieser hatte indessen noch keine Zeit gehabt, mir zu antworten, als von hinten jemand im reinsten Berliner Dialekt sich mit den Worten:

„J Jott bewahre, wir hab'n ja'n Anker runterjeschmissen“, ins Gespräch mischte.

Ich wende mich um und sehe hinter mir einen der siamesischen Prinzen.

„Nanu!“ sagte ich, „Sie sprechen deutsch?“

„Det versteht sich, ick bin ja volle fünf Jahre in Berlin jewesen.“

Begreiflicherweise interessierte mich der junge siamesische Fürstensohn mit dem Spree-Athenaccent sofort weit mehr als alles andere und ich fragte ihn daher, ob er etwa in Berlin die Universität besucht habe, was er bejahte. Auf meine Frage, was er denn studiert habe, erwiderte er:

„Ick habe die Verjolderei jelernt.“

Daß sich neuerdings auch ein Lehrstuhl für Vergolder auf der Berliner Universität befinde, schien mir zwar unwahrscheinlich, trotzdem das Vergolden ja schließlich auch eine Wissenschaft sein mag.

Merkwürdig erschien mir die Sache immerhin. Es wollte mir absolut nicht in den Sinn, daß man einen siamesischen Prinzen nach Berlin geschickt haben sollte, damit er das Vergolden erlerne. Mit einemmale fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Welch sublimer Gedanke! Wahr=

lich, der König von Siam mußte ein erleuchteter Monarch sein! An Prinzen, die alles, was sie und andere Leute besaßen, versilberten, war in seinem Reiche nie ein Mangel gewesen, umsomehr hatte es an solchen gefehlt, die das Vergolden verstanden. Diesem Zustande abzuhelfen, hatte man nun unsern jungen Freund nach Berlin entsandt und mit seiner Rückkehr war für das ausgesogene Land der Anbruch einer neuen Ära, die des goldenen Zeitalters, zu erwarten. — Dem jungen Herrn hatte die deutsche Reichshauptstadt außerordentlich gefallen, und er bezeichnete Bangkok mit seinem gänzlichen Mangel an Ballhäusern und Bierpalästen als ein elendes Dorf, in das er überhaupt nur zurückkehre, um von seinem erlauchten Vater die Einwilligung zu der Verehelichung mit der Dame seines Herzens — nebenbei, wie er mir gestand, der Tochter einer verwitweten Hofdame der hochseligen Kaiserin Augusta — zu erlangen.

Der brave deutsche Kapitän ohne Schiff sah mich während dieser Unterhaltung mit einem treuherzig mitleidsvollen Blicke an, als wolle er sagen, in solch' vornehmer Gesellschaft sei ich wahrscheinlich noch nie im Leben gereist und wisse daher die Herablassung des Prinzen gar nicht nach Gebühr zu würdigen.

Kurz nachher, als ich einmal mit meinem Kabinengenossen allein war, fragte ich ihn, ob er die Prinzen schon längere Zeit kenne.

Jawohl, er sei mit ihnen von Hamburg bis Singapore gefahren und habe an letzterem Orte ein ihm angetragenes Schiffskommando abgelehnt, da die Prinzen ihm einen ausgezeichneten Posten in der königlichen Marine versprochen hätten.

„Liebster Kapitän“, sagte ich, „ich hoffe, Sie haben

sich in den Leuten und ihren Erwartungen nicht getäuscht, aber vergessen Sie nicht, daß in Siam jeder König gegen hundert Prinzen gezeugt hat und daß sich diese wiederum wie die Kaninchen weiter vermehrt haben, so daß schließlich auf den einzelnen siamesischen Fürstensohn nicht allzuviel Macht und Einfluß entfallen dürfte."

„Ja, aber ich habe den Herren tausend Mark geliehen, da ihnen in Singapore das Geld ausgegangen war; sie sind mir zu Dank verpflichtet."

„Um so schlimmer für Sie, Kapitän. Sie hätten lieber Ihre tausend Mark behalten und das Schiffskommando in Singapore annehmen sollen, als ohne beides nach Bangkok zu fahren."

Übrigens schienen die beiden Prinzen neben anderen Wissenschaften die Kunst des Aufnehmens von Anleihen mit bestem Erfolge studiert zu haben; denn ich erfuhr im Laufe der Fahrt, daß sie auch einen mit uns reisenden jungen dänischen Offizier, der sein Glück in der siamesischen Armee versuchen wollte, um 500 Mark erleichtert hatten.

Der zweite der beiden hoffnungsvollen Jünglinge aus dem Reiche des weißen Elephanten gab auf Befragen an, die Kunstakademie in Berlin besucht und unter der Leitung Anton von Werners zum Maler ausgebildet worden zu sein.

Nun befanden sich mit uns an Bord auch noch zwei Künstler aus Rom, ein Bildhauer und ein Maler, die beide vom Prinzen Damrong, einem jüngeren Bruder des Königs von Siam, der in seiner Eigenschaft als Unterrichtsminister kurz zuvor Europa bereist hatte, für 1500 Fr. pro Kopf und Monat engagiert worden waren, um in Bangkok eine Kunstakademie nach europäischem Muster zu gründen. Beide Herren bewarben sich natürlich eiligst um die Gunst des

jungen prinzlichen Malers und baten ihn um die Gnade, ihnen einige seiner höchsteigenhändig gemalten Bilder oder Skizzen zu zeigen, doch meinte dieser errötend, so weit sei er in der Kunst noch nicht gekommen, um seine Schöpfungen zeigen zu können.

Schon damals konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er nicht als Kunstmaler, sondern als Anstreicher und Lackierer ausgebildet worden war, was sich denn auch später als richtig herausstellte. Vorläufig behielt ich freilich alle meine Zweifel in die Echtheit der Prinzen für mich und amüsierte mich göttlich über ihre Großthuerei, die Schilderung ihrer Erfolge bei den Damen Berlins und über die ihnen von Seiten des deutschen Kapitäns und der beiden Kunstakademiebegründer erwiesenen Aufmerksamkeiten.

Nicht genug an unseren beiden Prinzen erster Klasse, hatten wir auch noch zwei Söhne eines malayischen Fürsten, des Sultans von Kota, als Deckpassagiere an Bord.

„Ick weeß nich“, meinte der Prinz-Vergolder, „wie man als Prinz dritter Jüte fahren kann“ und blickte mit Verachtung auf seine malayischen lieben Vettern herab.

Diese aber schienen sich da, wo sie waren, in jeder Hinsicht wohl zu befinden und sich viel mehr auf ihrem Platze zu fühlen als unsere zwei Siamesen. Sie hatten sich auf dem Laderaumverschluß Teppiche ausgebreitet, räkelten sich auf denselben mit ihren zahlreichen Dienern herum, rauchten die teuersten Havana-Cigarren und vertrieben sich die Zeit mit Violinspielen, Lesen und allerlei Kurzweil.

Für gewöhnlich waren sie mit ihren Dienern durchaus frères et cochons, sobald jedoch einer der Prinzen sich irgend einen Gegenstand herbeiholen ließ, oder wenn ihnen das Essen gebracht wurde, hörte die Gemütlichkeit auf, und die

Diener rutschten vor ihnen auf den Knieen. Der jüngere dieser beiden zweifellos echten Prinzen, ein Junge von etwa 15 Jahren, hatte ein auffallend edel geschnittenes Gesicht und sah mit seiner dunkelbraunen runden Seehundsfellmütze ebenso schneidig wie vornehm aus. Sein um zwei Jahre älterer Bruder, der „Kronprinz“, hatte weniger gewinnende Züge und machte trotz seiner Jugend bereits einen welken und abgespannten Eindruck. Sie trugen weiße Beinkleider und Jacken nach europäischem Schnitt und um die Hüften das seidene malayische Sarong.

Wie ich durch Shokra, der mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte, erfuhr, waren sie von ihrem Vater nach Bangkok geschickt worden, um daselbst die Schule zu besuchen. Shokra selbst war der zufriedenste Mensch unter der Sonne, er war die personifizierte Glückseligkeit, betrachtete mich als seinen Retter und Wohlthäter und suchte mir meine Wünsche an den Augen abzusehen. Er war der Liebling sowohl der gesamten Schiffsmannschaft wie aller Passagiere, und das mit Recht; denn er war ein gottbegnadetes kleines Menschenkind, den jeder, der ihn sah, lieb haben mußte. Seine drolligen Redensarten gaben uns häufig Anlaß zur Heiterkeit.

An einem ungewöhnlich heißen Tage hatte ich ihm eine Flasche Limonade geben lassen. Nachdem er sich für dieselbe bedankt und sie getrunken hatte, sagte er mit dem ernstesten Gesicht, welches er überhaupt machen konnte: „Monsieur, wenn ich sehr reich wäre, würde ich jeden zweiten Tag eine Flasche Limonade trinken.“

Ich hätte den kleinen Kerl daraufhin natürlich am liebsten täglich mit einer Limonade glücklich gemacht, unterdrückte diese Regung indessen aus pädagogischen Rücksichten,

da ich fürchtete, den Jungen dann um seine geradezu rührende Anspruchslosigkeit zu bringen.

Wunderbarerweise war ich der einzige Passagier an Bord, der seinen Durst nicht ausschließlich mit Thee, Sodawasser und Limonade löschte. Der deutsche Seemann und der dänische Offizier tranken nicht, weil sie ihr ganzes Geld an die Prinzen verborgt hatten, und diese übten ihrerseits Enthaltsamkeit als fromme Buddhisten, vielleicht auch weil sie sich eventuell moralisch für verpflichtet gehalten hätten, ihre beiden Freunde germanischer Race frei zu halten. Die römischen Künstler sparten schon jetzt von ihren Gehältern, und der Irländer erklärte sich als grundsätzlicher Gegner aller Alkoholika, was ich begreiflich fand, als ich von dem Kapitän der „Medusa" erfuhr, daß er ehemals in siamesischen Diensten gestanden hätte, aber wegen zu häufiger Anfälle von delirium tremens entlassen worden war und jetzt den Versuch machen wollte, eine neue Anstellung zu erhalten.

Am vierten Tage nach unserer Abfahrt von Singapore kamen wir nachmittags an einigen kleinen bewaldeten Felsinseln vorüber, von denen uns eine, Kohsi Chang mit Namen (zu deutsch Elefanteninsel) als die Sommerresidenz des Königs bezeichnet wurde, schlüpften gegen Abend über die lediglich bei Hochwasser und auch dann nur für Schiffe von nicht mehr als 13 Fuß Tiefgang passierbare, vor der Mündung des Menam gelegene Barre und ankerten später in dem stattlichen, hier ca. $1/2$ km breiten Fluß, am sogenannten „Moskito Point", da ein weiteres Stromaufdampfen über Nacht unserem Kapitän nicht ratsam erschien resp. nicht gestattet war.

Warum unser Ankerplatz gerade Moskito Point und nicht anders hieß, darüber sollten wir nicht lange im Zweifel

bleiben, denn kaum hatte das Schiff seine Bewegungen eingestellt, als jeglicher Luftzug aufhörte und gleichzeitig Milliarden von Moskitos gleich Piraten über uns herfielen und uns derartig zu peinigen begannen, daß wir thatsächlich nicht mehr wußten, wie wir uns unserer blutdürstigen Plagegeister erwehren sollten. Kein Kleiderpanzer war dick genug, ihren Waffen zu trotzen, kein Moskitonetz half gegen ihre Zudringlichkeit, und außerdem herrschte eine solche Hitze, daß man es unter einem Netze schlechterdings nicht hätte aushalten können. So waren wir unseren Feinden auf Gnade und Ungnade übergeben, oder vielmehr nur auf Ungnade; denn Gnade schienen sie nicht zu kennen, so lange sie Durst hatten, und Durst schienen sie zu haben, so lange noch Blut in unseren Adern rollte. Dieser scheinbar nicht zu löschende Durst wirkte ansteckend auf mich, ich trank ein Glas Whisky und Soda nach dem anderen und schlief infolge dessen endlich trotz Hitze, trotz Moskitos inmitten meiner in mehr oder weniger gewählten Worten den Menam, Bangkok, Siam und die ganze Insektenwelt verwünschenden Kameraden ein. Erst bei dem Geräusche des Ankerlichtens erwachte ich in der Frühe des folgenden Morgens mit geschwollenem Gesicht, geschwollenen Händen und auch sonst am ganzen Körper zerstochen wie ein altes Nadelkissen.

Die beiden römischen Künstler, die mit nichts weniger als römischen Nasen zum Vorschein kamen und kaum aus den Augen sehen konnten, waren über Nacht ganz kleinlaut geworden und schienen zum erstenmale zu fürchten, daß das Leben eines Kunstakademiebegründers in Bangkok denn doch trotz 1500 Francs monatlicher Einkünfte seine Schattenseiten haben könne.

Alles an Bord war in miserabelster Laune mit Aus-

nahme von Shokra, der seelenvergnügt aus seinem kleinen Körbchen hervorlugte und mit seinen großen braunen Augen die ihm unbekannte Gegend anstaunte.

Nach kurzer Fahrt zwischen mangrovebedeckten flachen Ufern passierten wir die zu beiden Seiten des Flusses angelegten weißgetünchten Befestigungen von Paknam, auf denen zum Teil ausrangierte eiserne Wasserleitungsrohre die Stelle Kruppscher Kanonen einnahmen. Auf einer Insel im Fluß grüßt uns die erste siamesische Pagode. Pfeilschnell schießt ein den venetianischen Gondeln ähnliches, gleich diesen von aufrechtstehenden Ruderern fortbewegtes Boot



Boot auf dem Menam.

mit mehreren buddhistischen Mönchen in gelben Gewändern an uns vorüber; dann erscheint die Stadt Paknam mit ihren zahlreichen Tempeln strahlend im Morgenlichte, an Stelle der Mangroven treten Weide- und Reisland, Äcker und Gärten und unter Areka und Kokospalmen versteckt schauen überall auf hohen Pfählen ruhende Häuschen hervor, deren braune Palmblattdächer einen hübschen Gegensatz bilden zu dem hellen Grün der Felder und Bäume. Je weiter wir uns Bangkok nähern, um so häufiger werden die meist von Frauen geruderten Boote, in denen Fische und alle möglichen Früchte zu Markte gebracht werden.

Männer wie Weiber tragen das um die Hüften gewundene panung, in der Regel aus graubraun oder violett gefärbtem Baumwollstoff, dazu vielfach kurze weiße Jacken oder grellfarbige, um die Schultern geworfene Shawls, bei

den Männern „papun“, bei den Weibern „paley“ genannt. Beide Geschlechter haben die gleiche Haartracht à la Stachelschwein. Wie bei so vielen orientalischen Völkerschaften finden wir auch bei den Siamesen die Sitte, daß die Weiber ihre Brüste in der Jugend verhüllen und im Alter entblößen, anstatt umgekehrt. Welche Schwierigkeiten man in Siam hat, bei bedeckten Brüsten die Männer von den Frauen zu unterscheiden, habe ich an anderer Stelle gebührend geschildert.

Die Siamesen sind nichts weniger als ein hübscher Menschenschlag, sie sind klein von Statur und ungraziös in ihren Bewegungen, auch sind weder ihre Kleidung noch ihre Haartracht danach angethan, eventuell vorhandene Reize zu heben. Am vorteilhaftesten präsentiert sich der Siamese beim Rudern, und dann um so vorteilhafter, je weniger sein Körper bekleidet ist; auch beim Fußballspiel entwickelt der eine oder andere eine anmutige Gewandtheit, ohne jedoch hierin einen Vergleich mit seinem Nachbarn, dem Burmesen, aushalten zu können. Als Ausnahmen sieht man freilich, namentlich in den höheren Ständen, auch hier und da geradezu schöne Erscheinungen bei beiden Geschlechtern.

Fabrikschornsteine und Pagodaspitzen sind das erste, was der stromaufkommende Reisende von der Hauptstadt Siams zu sehen bekommt. Fabrikschornsteine! Ich war aus allen Himmeln gerissen. Also auch hier 19tes Jahrhundert! Auch hier war die alles nivellierende Dampfwalze abendländischer Kultur bereits bei der Arbeit! Welch schmerzliche Enttäuschung! Ich hatte gehofft, in der Hauptstadt Siams die Schlaraffenstadt zu finden, hatte erwartet, einem würden in Bangkok die siamesischen Zwillinge nur so gebraten in den Mund fliegen, und nun sah ich schon von

weitem, daß man auch hier dem Dampfteufel verfallen war, ganz wie bei uns.

Mit einigen kleinen, auf Pfählen am Fluß stehenden Zollwächterhäuschen nimmt die Stadt der Tempel und Elefanten ihren Anfang, dann folgen zu beiden Seiten des Stromes Reis- und Holzschneidemühlen, Schiffswerften und Maschinenfabriken, vor denen in 4—5 Reihen hinter einander Flußfahrzeuge der Eingeborenen festgemacht sind, in denen Paddy (unenthülster Reis) stromab gebracht worden ist. Unter den aus Palmblättern hergestellten gewölbten Dächern der Deckhäuschen hocken die Familien der Bootsleute rauchend und betelkauend, während meist chinesische Kulis das Löschen der Ladung besorgen. Mitten im Flusse ankern europäische Dampfer und Segler, einige siamesische Kanonenboote, an der königlichen Flagge, einem weißen Elefanten in rotem Felde, kenntlich, und eine große Anzahl chinesischer Dschunken mit riesigen gemalten Fischaugen zu beiden Seiten des Bugspriets, mit deren Hülfe diese merkwürdigen malerischen Fahrzeuge, die mit ihren fledermausflügelartigen Mattensegeln in keiner chinesischen Küstenlandschaft fehlen, in Zeiten der Not den richtigen Weg über die verräterischen Fluten des chinesischen Meeres finden sollen.

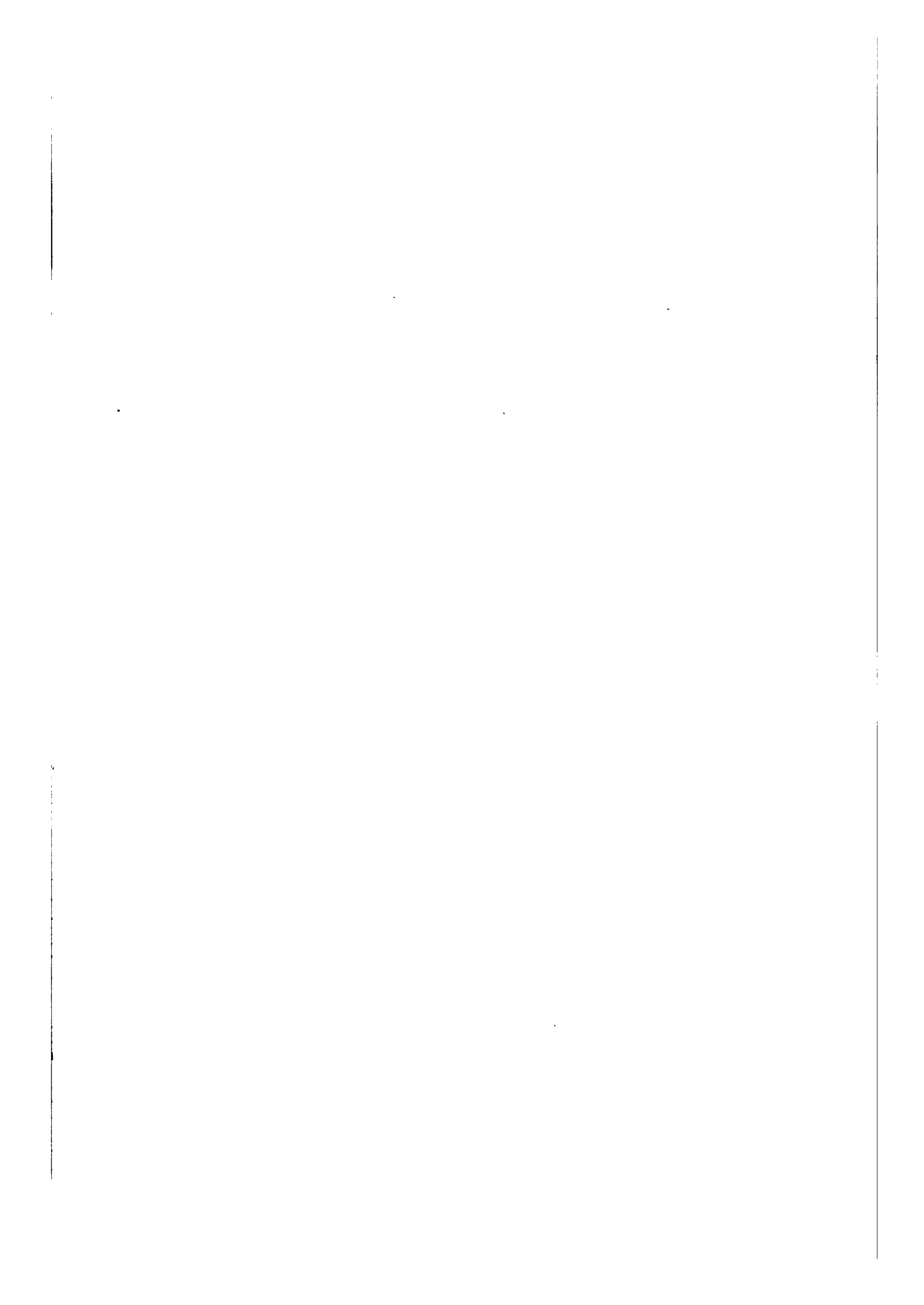
Bald waren wir von einer ganzen Flottille kleiner Dampfboote der verschiedenen Firmen, der Post-, Zoll- und Polizeibehörden umringt, die uns in allen Tonarten das abscheuliche Lied „Zeit ist Geld" vorpfiffen. Auch der Leiter des Oriental-Hotel, bei dem ich mir telegraphisch von Paknam aus Quartier bestellt hatte, war in einem dieser zur Vermittelung des Verkehrs in Bangkok nahezu unentbehrlichen Fahrzeuge längsseit gekommen, um mich abzuholen. Unsere siamesischen Prinzen hatten sich herausgeputzt

wie Berliner Friseurgehilfen am Sonntage, mit Lackstiefeln, karrierten Anzügen, feuerroten Kravatten und kleinen runden schwarzen Filzhüten. Eine Ehrenkompagnie war ihretwegen nicht aufmarschiert, auch hatten sie ihre beiden Gläubiger nicht eingeladen, in den Palästen ihrer Väter abzusteigen, so daß sich dieselben mir anschlossen, um im Hotel Wohnung zu nehmen. Der Irländer hatte ungezählte Freunde zu umarmen, die seine temperenzlerischen Grundsätze in der ersten Minute über den Haufen warfen, und die römischen Künstler erwarteten in nervöser Erregung den Hofmarschall, der, wie sie überzeugt waren, erscheinen mußte, sie abzuholen.

Die an Bord gekommenen Zollbeamten beschränkten ihre Thätigkeit darauf, uns zu fragen, ob wir Waffen in unserem Gepäck hätten. Als ich diese Frage bejahte, wurde mir bedeutet, ich dürfe dieselben nicht bei mir behalten, sondern habe sie im Zollamte abzugeben und später schriftlich deren Auslieferung zu beantragen. Wir fuhren also zuerst zum Zollamt und dann stromauf an freundlichen Bungalows vorüber zu dem gleich den meisten europäischen Wohnungen unmittelbar am Flusse gelegenen Oriental-Hotel. Da sämtliche Zimmer nach der Wasserseite besetzt waren, stellte man mir die allerliebste Villa des gerade abwesenden Besitzers des Hotels, eines Dänen, zur Verfügung, in der ich auf das angenehmste untergebracht gewesen wäre, hätten nicht der Mangel jeglicher Brise und der Überfluß an Moskitos mir den Aufenthalt schon am ersten Tage solcherweise verleidet, daß ich eine Einladung des englischen Ministerresidenten, Kapitäns Jones, dem ich vom englischen Botschafter in Berlin, Sir Edward Malet, warm empfohlen worden war, ohne Bedenken mit herzlichem Dank annahm.



Königin von Siam.





Bangkok.

Gleich nach meiner Ankunft in Bangkok machte ich mich in der Dampfbarkasse des Hotels auf den Weg zur deutschen Ministerresidentur, die etwas weiter stromauf ebenfalls am Menam gelegen ist. Zu meinem Bedauern erfuhr ich daselbst, daß unser Ministerresident Herr Kempermann, mit dem ich wegen meiner Reise des öftern Briefe gewechselt hatte, mit Urlaub nach Europa gegangen war. Mit seiner Vertretung war Herr Konsul Flügger betraut, der mich in liebenswürdiger Weise empfing und mir eine Post von nicht weniger als 73 Briefen aushändigte. Recht unangenehm wurde ich aber durch die Mitteilung überrascht, daß anstatt acht, teils von Calcutta, teils von Colombo und Moulmein für mich an die Ministerresidentur abgesandter Gepäckstücke nur ein einziger Koffer angekommen war. Auf Rat unseres Konsuls fuhr ich ohne Verzug zu den Agenten der verschiedenen Dampferlinien, um nachzuforschen, ob die vermißten Stücke vielleicht hier oder dort stehen geblieben seien, und war so glücklich, nach einer etwa zweistündigen Jagd stromauf, strom=

ab in fürchterlicher Hitze, endlich alle meine Schätze beisammen zu haben.

Ins Hotel zurückgekehrt, war mein erstes, die verschiedenen Koffer, von denen einige bereits 16 Monate in Bangkok auf meine Ankunft gewartet hatten, zu öffnen, um zu sehen, was die Motten, weißen Ameisen und andere Liebhaber von Wolle, Lederwerk und Papier von meinen Sachen übrig gelassen hatten. Der Inhalt des ersten Koffers entsprach vollauf meinen Erwartungen, „den Burschenhut bedeckt der Staub, es sank der Flaus in Trümmer“ und ich glaube, kurzsichtige Archäologen würden all den verfallenen Plunder eher für die Überreste einer Reiseausrüstung des hochseligen Königs Ramses von Ägypten als für die eines Menschen aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts gehalten haben.

Besser sah es in den übrigen Gepäckstücken aus und der Inhalt der luftdicht schließenden Stahlkoffer der Firma Silver & Co. in London war gänzlich unversehrt. Immerhin waren der unbrauchbar gewordenen Sachen so viele, daß es in meinem Salon aussah, wie bei einem Lumpensammler, als es klopfte und auf mein Herein ein Herr eintrat, der sich mir als Consul de la République Francaise Comte Pina vorstellte und mir mitteilte, er komme im Auftrage des französischen Ministerresidenten Monsieur Pavie, um mich in dessen Namen zu meiner Reise durch die Schanstaaten und Tonking zu beglückwünschen, mir seine Dienste für die Dauer meines Aufenthaltes in Bangkok anzubieten und mich einzuladen, in dem französischen Ministerpalais Wohnung zu nehmen. Ich gestehe, daß diese Aufmerksamkeit Monsieur Pavies mich ebenso sehr überraschte, wie angenehm berührte und mich für manche in Tonking von Seiten

seiner Landsleute empfangene Unbill entschädigte. Noch am selben Tage machte ich dem berühmten Reisenden und besten Kenner Indo-Chinas, der erst vor kurzem zum Ministerresidenten ernannt worden war, meine Aufwartung und fand in ihm einen Mann von wahrhaft herzgewinnendem Wesen. Noch manche genußreiche Stunde habe ich später unter seinem Dache in anregender Unterhaltung mit ihm und den Herren seines Stabes zugebracht und meine an anderer Stelle geschilderten Ansichten über französische Gastfreundschaft haben in seinem Hause einen schweren Stoß erlitten.

Frankreich aber kann sich gratulieren, auf einem so wichtigen Posten, wie dem in Bangkok, einen Mann von der Bedeutung und Kenntnis des Landes zu besitzen wie Mr. Pavie.

Sobald sich Graf Pina verabschiedet hatte, ließ ich mein Haus zuschließen und war für niemand mehr zu sprechen. In aller Ruhe, unter der Punka auf einer Chaiselongue liegend, wollte ich meine 73 Briefe genießen; ich sage absichtlich „genießen", da ich gewohnt bin, ungleich mehr erfreuliche als unerfreuliche Briefe zu empfangen.

Ich gehe bei der Lektüre meiner großen Posten mit einer gewissen Raffiniertheit zu Werke. Zuerst werden die Briefe nach ihrer äußern Erscheinung gesondert in Familienbriefe, geschäftliche und amtliche Mitteilungen, Privatbriefe und Bittgesuche. Letztere werden als die amüsantesten stets zuletzt gelesen, um etwaige trübe Eindrücke aus den drei andern Gruppen zu verwischen.

Der erste Brief, den ich öffnete, war ein solcher von meinem Lieblingsbruder in Brasilien. Entzückt schrieb er über Land und Leute, jede Zeile atmete Glück, Zufrieden-

heit und Lebenslust, er suchte mich zu bestimmen, ihn zu besuchen, und ich war auch sofort entschlossen, seinem Wunsche nachzukommen, da es mich drängte, ihn nach jahrelanger Trennung wiederzusehen.

Das nächst geöffnete Schreiben enthielt die Mitteilung, daß eben dieser Bruder in Santos dem gelben Fieber erlegen war! — — — — — — — — — — — — —

Ohne Aufmerksamkeit durchflog ich den Rest der Briefe, und selbst die Anfrage eines westfälischen Fabrikanten, ob ich nicht geneigt sei, mit meinen Reisen zugleich den Vertrieb eines von ihm erfundenen Korkenziehers zu verbinden, die mich unter normalen Verhältnissen in die köstlichste Stimmung versetzt haben würde, wurde bei Seite gelegt, ohne irgend welchen Eindruck gemacht zu haben.

Gegen Abend mietete ich mir eine Gondel und ließ mich „gedankenvoll allein" mehrere Stunden auf dem Flusse umherrudern.

Tags darauf siedelte ich in den Palast des englischen Ministerresidenten über, empfing allerlei Besucher, Europäer und Siamesen und beantwortete trotz einer geradezu „blödsinnigen" Hitze nicht weniger als gegen 40 Briefe, allerdings meist solche von Briefmarkensammlern, alten Jungfern, die um einen Vers fürs Stammbuch gebeten hatten, und dergleichen. Auch dem Korkenzieherfabrikanten aus Westfalen dankte ich in rührenden Worten für das in mich gesetzte Vertrauen, lehnte indessen sein Anerbieten ebenso ab, wie ein solches vom Anti-Sklaverei-Comité, demzufolge ich den Elefantenfang nach indischem Muster in Ostafrika einführen sollte, zu welchem Zwecke man mir großmütigerweise die kolossale Summe von 20000 Mark, d. h. ungefähr gerade so viel, wie der von mir eventuell zu engagierende Leiter

des Fanges von der indischen Regierung als Jahresgehalt bezieht, zur Verfügung stellte.

Am Abend folgte ich einer Einladung eines jüngeren Bruders des Königs, des bereits erwähnten Prinzen Damrong, zum Diner. Ich lernte in ihm einen wohl unterrichteten Herrn kennen, der nicht ohne Nutzen die Einrichtungen abendländischer Staaten studiert zu haben schien und das eifrige Bestreben hatte, dem Lande, dem er diente, seine gesammelten Erfahrungen zu gute kommen zu lassen.

Leider war ihm die Ausführung dieses Vorhabens wesentlich dadurch erschwert, daß man ihn nach seiner Rückkehr aus Europa — und zwar, wie ich später erfuhr, weil man fürchtete, er würde nun zu viel Geld für Neuerungen verlangen — eiligst zum Minister des Innern gemacht, während man auf der anderen Seite das Portefeuille des Kultusministers dem bisherigen Minister der Zölle, nachdem dieser 3 Millionen Mark in seine eigene Tasche anstatt in die des Königs hatte fließen lassen, übertragen hatte, aus dem sehr triftigen Grunde, weil es in jenem Ressort eben keine Millionen zu stehlen gab.

Dieser Portefeuillewechsel und die Gründe, die ihn veranlaßt, sind außerordentlich bezeichnend für die in Siam herrschenden Zustände.

Prinz Damrong bewohnt eine hübsche, in europäischem Stil gebaute und gänzlich europäisch eingerichtete Villa, ist ein großer Liebhaber von Kunstschätzen und der glückliche Besitzer einzelner wahrer Kabinetstücke siamesischer Gold- und Waffenschmiedearbeit.

Das Diner war, da nach berühmtem englischen Muster zubereitet, kein sogenannter Genuß, mit Ausnahme des Currys, zu dem einige zwanzig verschiedene Schüsselchen auf

den Tisch kamen. Die Dienerschaft des Prinzen bestand, wie in den meisten europäischen Häusern Bangkoks, aus Chinesen.

Unser unterhaltender Wirt äußerte sich in höchstem Grade befriedigt über seine Reise durch Indien und Europa, meinte aber, das Beste vom Reisen sei schließlich doch das Gefühl, alle Strapazen hinter sich zu haben.

Mit Besuchen bei verschiedenen siamesischen Würdenträgern und einigen Deutschen, die entweder als Kaufleute oder als Beamte der siamesischen Regierung in Bangkok leben, verging der folgende Tag, dann erst konnte ich daran denken, mich ins Volksgetümmel zu stürzen und mich mit den Sehenswürdigkeiten der Residenz, deren es mehr giebt, als einem bei der herrschenden Hitze erwünscht ist, zu beschäftigen.

Wie jede Stadt, die von zahlreichen Kanälen durchzogen ist und in der sich ein großer Teil des Verkehrs auf dem Wasser abwickelt, ein zweites Venedig genannt wird, so hat es sich auch die Hauptstadt Siams gefallen lassen müssen, von vergleichssüchtigen Reisenden das Venedig des Ostens getauft zu werden, trotzdem dieser Name meiner Ansicht nach Sirinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, weit eher gebührt als Bangkok. Immerhin ist eine gewisse Ähnlichkeit mit der alten Dogenstadt insofern vorhanden, als auch hier das Boot, die Barke und die Gondel die Hauptverkehrsmittel bilden. In mancher Beziehung übertrifft Bangkok sogar Venedig, denn ein bedeutender Bruchteil seiner Bevölkerung lebt nicht nur am Wasser, sondern verbringt sein ganzes Leben in schwimmenden, am Ufer oder im Flusse verankerten Häusern auf demselben. Für den hier lebenden Europäer kommen die Wasserwege weniger in Betracht

als die Landwege, da man auf dem Flusse stets mit Ebbe und Flut und damit wechselnder Strömung zu rechnen hat und heute vielleicht eine Strecke in 10 Minuten zurücklegt, zu der man morgen um dieselbe Zeit eine halbe Stunde gebraucht. Außerdem wohnt eine große Anzahl Europäer, da Häuser am Flusse schwer zu haben sind, weiter landeinwärts und ist dadurch schon genötigt, sich Wagen und Pferde zu halten.

Die Hauptstraße der am linken Flußufer gelegenen Stadt ist die mit dem Flusse parallel laufende Charurn Krung oder Sanonmai, die, mehrere englische Meilen lang, Bangkok von einem Ende zum andern durschneidet. Sie ist, wenn auch nicht mit Asphalt belegt, so doch gut gehalten, wenigstens war sie das während der trocknen Jahreszeit, in der ich sie benutzt habe. Der alles bemängelnde Europäer hat freilich gar manches an ihr auszusetzen, aber ich finde, er sollte, anstatt zu schimpfen, der Vorsehung dankbar dafür sein, daß sie die Siamesen soweit erleuchtet hat, sich hier und da mit Straßenbau zu beschäftigen. Überhaupt setzen sich die Europäer im Orient gern aufs hohe Pferd, thun so, als sei in ihrer Heimat alles geradezu mustergültig eingerichtet, und selbst die Berliner vergessen, daß in der deutschen Reichshauptstadt noch vor kaum 20 Jahren lebensmüden Droschkengäulen vollauf Gelegenheit geboten wurde, bei einem Gewitterregen im ersten besten Rinnstein in das Meer der Vergessenheit zu tauchen.

Neben den meiner Ansicht nach sogar erstaunlich guten Straßen in den neueren Stadtteilen und neben einer, den Verkehr auf der Charurn Krung vermittelnden Pferdebahn, die recht gute Geschäfte macht, aber trotzdem keinen Gewinn abwirft, da alle Überschüsse als Entschädigungsgelder an

Überfahrene gezahlt werden müssen, sieht man in Bangkok zum Glück noch nicht so viel europäische Zivilisation, wie man nach den ersten Eindrücken zu finden fürchten muß. Im allgemeinen ist denn doch alles so siamesisch wie möglich und über die, das Ensemble ein wenig störenden Telegraphendrähte setzt man sich bald hinweg, wenn man hört, daß die Leitung, die sie vermitteln sollen, nur ausnahmsweise nicht unterbrochen ist. Auch über die Electric Light Co. beruhigt man sich, sobald man erfährt, daß sie noch garnicht daran denkt, „mehr Licht“ zu verbreiten, sondern vor der Hand „mehr Geld“ verlangt, um nur ihr begonnenes Werk vollenden zu können.

Da sind allerdings noch die nach englischem Muster uniformierten und mit einem kurzen Holzstabe bewaffneten, an allen Straßenecken stehenden Polizisten, aber auch sie sind nicht so schlimm, wie sie aussehen, thun niemand etwas zu Leide und beschäftigen sich, wie es scheint, nur damit, nachzurechnen, mit wie viel Sold sie sich noch im Rückstande befinden. Nebenbei ist es eine ganz amüsante Aufgabe für den Reisenden, statistisch festzustellen, wie viele dieser Wächter des Gesetzes barfuß gehen, wie viele von ihnen abgelegte europäische Lawn-Tennisschuhe tragen u. s. w.

Die einzige nach abendländischem Muster in Bangkok bestehende Einrichtung, die wirklich vorzüglich arbeitet, ist die Post, denn sie läßt unter der Leitung eines Deutschen, des Postdirektors Stratz, nichts anderes zu wünschen übrig, als besser gummierte Marken, wofür nebenbei der Vorgänger des Herrn Stratz und nicht dieser selbst verantwortlich zu machen ist. Leider hat unser Landsmann neuerdings seinen Posten verlassen und das Posthorn in siamesische Hände ge-

legt, in denen es wohl in allerkürzester Zeit in bedenklicher Weise Grünspan ansetzen dürfte.

Was ich der Bevölkerung Bangkoks von Herzen wünsche, eine Anlage, mit der sich der lebende Herrscher des Landes das schönste Denkmal setzen könnte, das ist eine Wasserleitung. Aber man scheint höchsten Orts mit Martin Luther zu denken: „Wasser thut's freilich nicht" und verpufft lieber sein Geld mit elektrischem Licht und sonstigen Scherzen, mit denen man den Europäern zu imponieren glaubt, die aber hauptsächlich nur dazu dienen, die Taschen gewinnsüchtiger Unternehmer zu füllen.

Das Wasser, auf das die Bevölkerung Bangkoks heute angewiesen ist, ist von einer solchen Beschaffenheit, daß die Europäer und besser situierten Siamesen ihr Trinkwasser aus Singapore beziehen und ihre feinere Wäsche in Hongkong besorgen lassen. Leidlich filtriertes Wasser erhalten in Bangkok nur die Insassen des neuen, nach englischem Vorbilde mit dem erdenklichsten Komfort eingerichteten Gefängnisses, der ehrliche Mann dagegen muß sich mit einer brackigen, schmutzigen Flüssigkeit begnügen.

Wieviel Einwohner die siamesische Hauptstadt eigentlich zählt, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen; 3 000 000 sagen die einen, 600 000 die andern, und was die Bevölkerung des ganzen Königsreiches anlangt, so streiten sich die größten Reisenden mit den kleinsten um Ziffern, die zwischen 12 und 60 Millionen schwanken. Doch sei dem wie ihm wolle, der Charakter einer Großstadt, ja einer der lebhaftesten und interessantesten Großstädte des Ostens ist Bangkok nicht abzusprechen, und eine Frage, die den Fremden zu Anfang am meisten beschäftigt, ist die: „Wovon leben diese Hunderttausende eigentlich?" Was die Beamten anbelangt,

so ist diese Frage ja leicht beantwortet: sie leben eben, wie sonst wo auch, auf Kosten des Volkes, aber wovon ernährt und kleidet sich letzteres, wovon bezahlt es die Steuern, von denen kein Baum, kein Strauch, kein Fisch, kein Nagel verschont ist? Man muß schon annehmen, daß sich die Residenzler von der Arbeit der Provinzler nähren, denn in Bangkok thut scheinbar niemand etwas anderes als schlafen, essen, trinken, betelkauen, lieben und spielen, und wenn man zufällig einmal jemand im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen sieht, so ist daran lediglich die Hitze schuld oder aber der Betreffende ist ein Chinese. Dieser hat in Bangkok die Arbeit geradezu monopolisiert, ihn allein sieht man die Jinrickshaws ziehen, er verrichtet die Kulidienste, er tischlert, schneidert, schustert und schmiedet, in seinen Händen liegt der größte Teil des Handels, er arbeitet als Clerk in den Komptoiren der Europäer und in den Banken, ihn findet man als Pächter der verschiedenen Monopole und in geradezu erschreckender Anzahl als Pfandleiher.

Als Kutscher und Pferdeknechte sieht man fast nur Malayen und Inder, letztere auch als Geldwechsler und Wucherer, während die eigentlichen Landesbewohner höchstens einmal ein Ruder in die Hand nehmen, um ihre Früchte zu Markte zu fahren oder ihre Fischreusen zu leeren.

Der Siamese in Bangkok ist entweder Edelmann oder Sklave, als letzterer trägt er dem ersteren die Beteldosen, Spucknäpfe und Cigarren nach und lebt von den Brosamen, die von seines Herrn Tisch fallen.

Man sagte mir, jeder siamesische Unterthan, mit Ausnahme der Edelleute, habe jährlich drei Monate für den König zu arbeiten; trotzdem habe ich gesehen, daß sich die Regierung bei öffentlichen Arbeiten mit Vorliebe der Chinesen

bedient und diesen Löhne von 1 Mark 50 Pfennig pro Tag zahlt, so beispielsweise beim Wegebau in der neuen Sommerresidenz des Königs auf der Insel Kohsi-Chang, wo ich unter 2000 beschäftigten Arbeitern über 1500 Chinesen zählte.

Der Siamese ist — das läßt sich nicht leugnen — in der glücklichen Lage, mit wenig Arbeit auskommen zu können; sein Land ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, und der Menam, der gleich dem Nil alljährlich die Düngung des Landes besorgt, ist zugleich einer der fischreichsten Flüsse der Erde. Mehr als Reis, Fisch, einige scharfe Gewürze und Früchte, die im Überfluß im ganzen Lande gedeihen, bedarf der Siamese nicht zum Leben, und was er an Kleidung benötigt, ist ebenfalls leicht beschafft. Der Gedanke, sein Los zu verbessern oder Schätze zu sammeln, kommt ihm ebenso wenig wie den Bewohnern Tonkings, da auch ihm alles, was er erspart, von den Beamten abgenommen wird. Er ist zufrieden, wenn er sein Leben fristen und seine Steuern bezahlen kann.

Fleißiger als die Männer sind in Siam die Frauen, trotzdem man auch von ihnen nicht sagen kann, daß sie sich überarbeiten. Auf ihren Schultern ruhen nicht nur die Haushaltungsgeschäfte, sondern die Männer überlassen ihnen auch herzlich gern die schwerere Arbeit des Ruderns, Reisstampfens und selbst der Feldbestellung. In Bangkok sind sie nebenbei nicht allzu wählerisch in Bezug auf die Art und Weise, wie sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben.

Der Buddhismus steht in Bangkok in höchster Blüte, und nicht ohne Grund wird die Königsstadt am Menam eine Stadt der Tempel genannt. Unter der hohen Geistlichkeit scheint sich jedoch eine erkleckliche Anzahl räudiger Schafe zu befinden. Daß der Glaube Berge versetzen kann,

hatte ich schon in frühester Jugend aus der Bibel gelernt, in Bangkok erst sollte ich erfahren, daß auch die buddhistische Geistlichkeit diese Kunst versteht, wenigstens sah ich in den Pfandleihhäusern von ihr versetzte Berge aller möglichen Tempelschätze, Buddhabilder aus Bronze, Silber, Gold und Elfenbein, Mönchsgewänder und Bibeln.

Der obere Stadtteil, in dem sich auch der königliche Palast, mehrere Tempel, das Museum, die Ministerien, Kasernen und der Exerzierplatz, auf dem zugleich die Verbrennungen verstorbener Mitglieder des Königshauses vorgenommen werden, befinden, ist von einer gezinnten Mauer umgeben, in die verschiedene Thore, auch an der Wasserseite, eingelassen sind.

Die königlichen Palastbauten nebst einem dazu gehörigen Tempel, die Wohnungen der auf mehrere hundert geschätzten Nebenfrauen des Königs und deren Dienerinnen sowie die verschiedenen Ministerien bilden eine besondere in der großen Umwallung liegende, aber nochmals durch eine Mauer abgegrenzte Stadt für sich. Hier stattete ich wenige Tage nach meiner Ankunft einem der Brüder des Königs, dem Prinzen Devawongse, Minister des Auswärtigen, meinen Besuch ab. Der Prinz empfing mich in einem prächtig aber zugleich wohnlich ausgestatteten säulengetragenen Arbeitszimmer, bewirtete mich mit Thee und Havanacigarren und unterhielt sich mit mir in ungezwungenster Weise, namentlich über die kurze Zeit zuvor einem englischen Konsortium zum Bau übergebene Eisenbahn nach Khorat, von der er sich für das Land viel Gutes versprach; auch teilte er mir mit, es bestünde die Absicht der Regierung, durch Anlegung einer Reihe von Schleusen die Flußschifffahrt auf dem Menam und Meping zu heben. Als ich mich nach etwa einstündiger



Königlicher Palast in Bangkok.

Unterhaltung von ihm verabschiedete, nahm ich die Überzeugung mit, daß dem Prinzen das Wohl des Landes wirklich am Herzen liegt und daß es in Siam bald anders aussehen würde, wenn es unter den höchsten Beamten des Reiches mehr Leute von dem Schlage der Prinzen Devawongse und Damrong gäbe.

Außerhalb der Palastummwallung wohnte ich später dem Exerzieren neueingestellter Rekruten, die größtenteils aus den nördlichen Provinzen gekommen waren, bei. Die Leute waren nicht etwa, wie man erwarten sollte, gleichaltrig, sondern teils ganz junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Burschen, teils aber auch Männer von über dreißig Jahren. Sie sahen in ihrer Uniform, bestehend aus grauen Leinwandjacken und Kniehosen, schwarzem Lederzeug und weißen Käppis mit Lederschirm keineswegs übel aus, zumal man vernünftigerweise von einer Fußbekleidung Abstand genommen hatte, sodaß die braunen Beine zu voller Geltung kamen. Die königliche Leibgarde besteht aus einer Schwadron Kavallerie und zwei Bataillonen Infanterie, die merkwürdigerweise von dänischen Offizieren, die man hier zu Lande doch wohl entweder für die tüchtigsten oder geduldigsten halten muß, ausgebildet werden. Die Kommandos werden in siamesischer Sprache gegeben. Wie viel Linientruppen in Wirklichkeit und nicht nur auf dem Papier vorhanden sind, konnte mir niemand angeben. Die Soldaten bezogen bis vor kurzem nominell 16 Mark pro Monat und hatten sich dafür selbst zu verpflegen. Da sie indessen regelmäßig all ihr Geld — nota bene, wenn sie überhaupt etwas erhielten — verspielten und dann, um ihren Hunger zu stillen, auf Raubzüge und Diebstähle angewiesen waren, ist man endlich auf den Gedanken gekommen, sie auf Staatskosten zu be-

köstigen und ihnen nur 8 Mark Löhnung zu zahlen. Das Beste an der ganzen Armee sind unstreitig die fünf je 30 Mann starken Musikcorps, die, so lange sie vernünftig genug sind, sich nur an Märsche, Tänze und Nationalhymnen heranzuwagen, unter ihren siamesischen Direktoren wirklich ganz Überraschendes leisten.

Auf dem Rückwege zur Europäerstadt begegnete ich dem Prinzen-Vergolder zusammen mit dem deutschen Schiffskapitän in einem eleganten Landauer, und als ich den Kapitän eine Stunde später im Hotel sah, fragte ich ihn, wie es mit seiner Anstellung in der königlichen Marine stände.

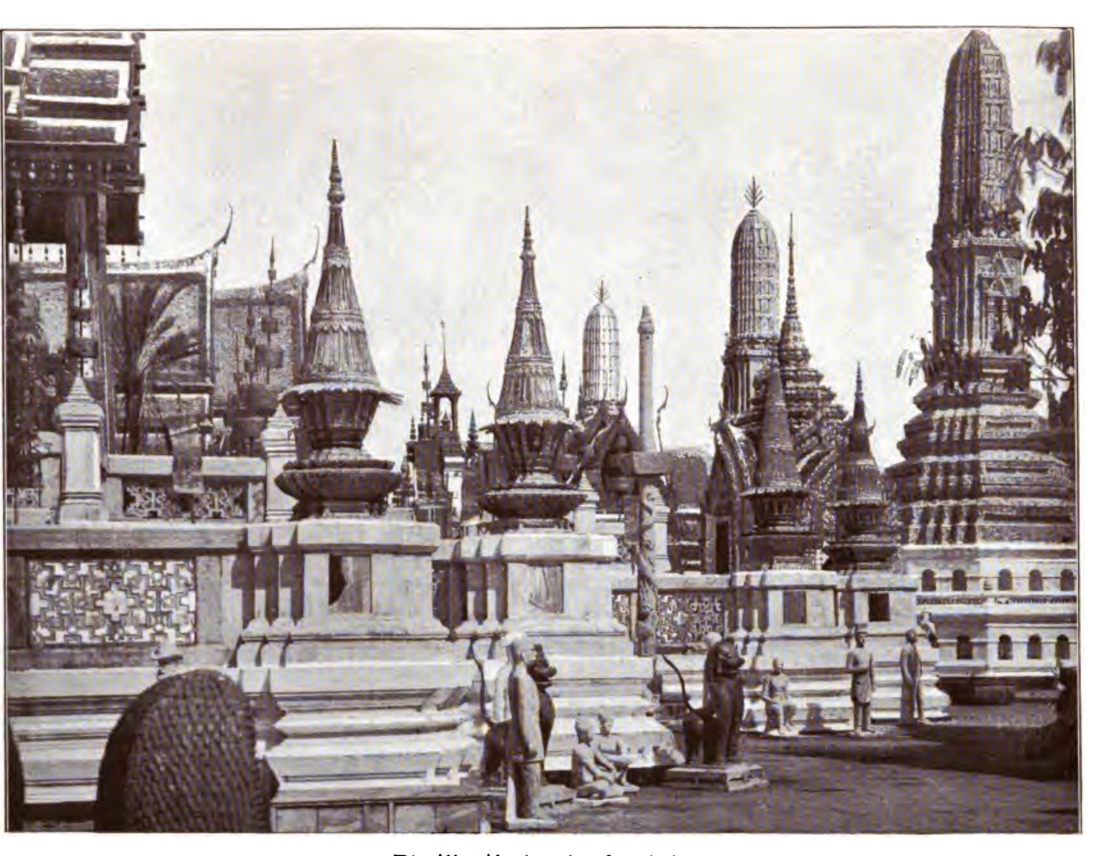
„Oh,“ meinte er, „so schnell geht das nicht, aber mit dem Prinzen ist alles in Ordnung, er hat mir heute das Palais seines Vaters gezeigt.“

„Hat er Ihnen auch Ihre tausend Mark wiedergegeben, oder geht das auch nicht so schnell?“

Ich erfuhr nun, daß von einer Rückzahlung des Geldes bisher noch keine Rede gewesen war und daß der Kapitän das Palais des Prinzen-Vater auch nur von außen gesehen hatte.

Zwei Tage darauf traf ich den biederen Seemann zufällig wieder auf der Post. Er sah ganz verstört aus, und als ich ihn fragte, was ihm wäre, sagte er:

„Sie haben recht gehabt. Ich bin ein großer Esel gewesen. Gemeine Schwindler sind die Kerle, diese Prinzen; den Palast, den mir der Schuft, der Vergolder gezeigt hat, gehört gar nicht seinem Vater, sondern dem Prinzen Damrong. Der Vater selbst aber ist Thorwächter am Museum oder sonstwo und wohnt in einer elenden Bude, hat nicht



Die Wat Prakeo in Bangkok.

einen Pfennig und will von seinem Jungen, namentlich aber von dessen Schulden nichts wissen."

„Und der andere Prinz, was ist aus dem geworden?"

„Ja, der ist überhaupt nirgendwo aufzufinden, seit gestern sind sie außerdem alle beide verduftet, und das ist ihr Glück, denn wenn ich sie jetzt erwischte, würde ich schon dafür sorgen, daß man ihnen ihr blaues Blut schon von außen ansehen könnte — solche Hallunken!"

Ich riet dem alten Herrn nun, sich unverweilt an den deutschen Konsul zu wenden und versprach ihm, die Geschichte dem Prinzen Damrong zu erzählen.

Es stellte sich später heraus, daß die beiden Jungen als Söhne armer Leute auf Kosten eines siamesischen Prinzen nach Deutschland geschickt waren, um dort erzogen zu werden und ein Handwerk zu erlernen, daß sie jedoch in Berlin nichts als dumme Streiche gemacht hatten und daher zurückberufen worden waren. Jedenfalls scheint mir dieses Resultat der deutschen Erziehung wenig geeignet zu sein, andere, fortschrittlich gesinnte Siamesen zu einer Wiederholung des Experiments zu ermutigen.

Unter der Führung eines jungen siamesischen Edelmannes und Beamten aus dem Ministerium des Innern Luang Daysah, besichtigte ich eines Morgens den königlichen Palast und den zu diesem gehörenden Tempel, die Wat Prakeo. Ersterer ist ein neueres Bauwerk im italienischen Renaissancestil, innen in europäischem Geschmack ausgestattet und bietet somit nur geringes Interesse. Das, was mich hier interessiert haben würde, die Privatgemächer des Königs, aus deren Einrichtung ich nach dem Worte le style c'est l'homme Schlüsse auf den Charakter Seiner Majestät hätte ziehen können, blieben mir leider ebenso wie der Harem

verschlossen. Als ich Scherzes halber meinen Begleiter fragte, ob es nicht möglich sei, die Frauenstadt des Königs in Augenschein zu nehmen, meinte er allen Ernstes, dieses wäre unmöglich, da die sämtlichen Frauen z. B. nicht in Bangkok, sondern mit dem Könige auf der Insel Kohsi-Chang seien. Die Antwort war echt orientalisch; denn es blieb mir nach ihr überlassen, mich damit zu trösten, daß man sich ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, mich zu der Frauenabteilung zu führen, falls die Bewohnerinnen anwesend gewesen wären. Übrigens besteht der königliche Harem nicht wie bei den anderen orientalischen Herrschern aus einem einzigen großen Bau, in dem die Damen alle zusammen untergebracht sind, sondern jede Frau hat ihr besonderes Häuschen und ihre eigene Dienerschaft. Genaueres über die Anzahl der königlichen Frauen und Kinder zu erfahren ist überaus schwierig, da es für taktlos gilt, Siamesen danach zu fragen, und Europäer begreiflicherweise keinen genauen Einblick in die Verhältnisse bekommen. Man weiß nur, daß jeder hohe siamesische Beamte, jeder Fürst der Vasallenstaaten in Laos u. s. w. dem Könige mindestens eine seiner Töchter schenkt und daß daher eine ganz erkleckliche Gesellschaft im Laufe der Jahre zusammenkommen muß. Die zu Königsgattinnen bestimmten Mädchen werden meist mit dem zwölften Lebensjahre im Palaste abgeliefert. Die Zahl der Se. Majestät geborenen Sprößlinge wird auf 89 geschätzt, doch ist auch hierüber nichts Genaues bekannt. Nur aus den Todesanzeigen verstorbener Kinder, die mit Angaben der Nummern erfolgen, weiß man, daß die Zahl über achtzig beträgt.

Thronerbberechtigt sind nur die Söhne von Frauen königlichen Blutes, von denen der König nicht mehr als zwei besitzt.

Von diesen führt die älteste den Titel einer Königin. Beide sind Halbschwestern des Königs, doch mit ihm Kinder desselben Vaters, aber von verschiedenen Müttern. Ihre Ehe mit ihrem Bruder soll eine in jeder Beziehung glückliche sein, und der aus dieser Ehe entsprossene Kronprinz ist ein körperlich und geistig trefflich entwickelter, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Knabe.

Als ich später einmal mit dem Thronfolger allein war, fragte ich ihn, ob er seinen Vater häufig besuche, worauf er mir erzählte, er versammele sich allabendlich mit seinen Geschwistern beim Könige, um mit diesem Lieder zu singen. Als ich weiter forschte, wie viele Geschwister er habe, meinte er treuherzig:

„Nobody knows exactly, there are plenty of them."

Man wird begreifen, daß bei einer so starken Zufuhr auf dem Prinzenmarkt in Bangkok eine Baisse herrscht und daß Leute mit königlichem Blut in den Adern billig sind, wie Brombeeren zu Zeiten Falstaffs. Ein Prinz in Siam ist denn auch im allgemeinen in einer wenig angenehmen Lage, und mancher würde sich mit Vergnügen nach Berlin schicken lassen, um gleich unserem Schwindel-Prinzen das Vergolden zu erlernen.

Unmittelbar neben dem Palast liegt die Wat Prakeo, die mit ihren Arkaden, Höfen, Lotosteichen, Gärten, Grotten, Tempeln und Pagoden über einen halben Hektar Bodenfläche bedeckt. Der Tempel, in dem der König seine Andacht zu verrichten pflegt, ist eine wahre Schatzkammer. Da finden wir über lebensgroße Buddhabilder aus purem Gold, herrliche Gefäße, Lampen, und auf einem Unterbau aus Gold und Edelsteinen ruhend, die größte Kostbarkeit Bangkoks, ein ca. 4 Zoll hohes, aus einem Nephrit oder wie die Eng-

länder es nennen, „Jadestone“ geschnittenes Buddhabild. Der Boden des Tempels ist mit Bronceplatten belegt, vor dem Altare liegen Haufen köstlicher Blumen, die im Verein mit den schwälenden Räucherkerzen einen wahrhaft betäubenden Duft verbreiten. Ueberall Gold, Silber und Edelsteine, alte siamesische Kunstschätze, in Glasschränke verschlossene, dem Tempel geweihte Geschenke; darunter neben wertvollen Münzen, Stangen massiven Goldes und Silberklumpen, auch u. a. die in Gold ausgeführte Statuette eines französischen Admirals. Und zwischen dieser orientalischen Pracht verteilt, findet man wieder Erzeugnisse modern europäischer Kunstindustrie, Bronzekandelaber aus Paris, Berliner Porzellanvasen, Alabasterschalen und andere Dinge mehr, die dem Prinzen Damrong im Laufe seiner letzten Reise von Kaisern und Königen zum Geschenk gemacht worden sind. Auch eine vergoldete Bronzetrommel der Karens fand ich unter den Tempelschätzen.

Erst bei dem Verlassen dieser Stätte des buddhistischen Kultus fiel mir auf, daß die Tempelthüren aus Ebenholz mit Perlmuttereinlage Kunstwerke ersten Ranges waren. Ähnliche Arbeiten sah ich in der getrennt vom eigentlichen Tempel liegenden Tempelbibliothek, sowie später in der Wat Poh, der bedeutendsten Tempelanlage der Hauptstadt. In den Höfen der Wat Prakeo erheben sich schlanke Pagoden aus roten, blauen, gelben, grünen und weißen Kacheln, daneben sieht man eine goldene Mosaik-Pagode, zu der das Material von Salviati in Venedig geliefert wurde, und eine im Innern über und über mit Spiegelscherben bedeckte Halle, in deren gewölbter Decke in bunten Glassplittern Nachbildungen der verschiedenen siamesischen Orden angebracht sind.



Hof der Wat Prakeo in Bangkok.



Nicht weit von dieser Halle steht ein Modell der berühmten Tempelruinen von Angkor, die zu den großartigsten Bauwerken der Welt zählen. Schade nur, daß man diese Nachbildung nicht auch als Vorbild für die Wat Prakeo gewählt hat, die genau genommen nichts ist als eine Aufhäufung von Prunk und Flitter, eine Schaubude von Wertgegenständen und Geschmacklosigkeiten. Die Wat Prakeo verhält sich zur Angkor Wat etwa wie eine Zirkusreiterin zur Venus von Milo.

Alles ist eitel Tand und Blendwerk, ja sogar Blendwerk in des Wortes verwegenster Bedeutung, und wem seine Augen lieb sind, dem rate ich, eine Besichtigung der Wat Prakeo entweder an einem bewölkten Tage oder mit einer Schneebrille auf der Nase vorzunehmen, denn einem solchen Glanze ist kein normaler Sehnerv gewachsen.

Man muß schon ab und zu Erholung in den schattigen, rings um die Tempelanlagen laufenden Arkaden suchen, um all den Flimmer an einem einzigen Tage ertragen zu können.

Auf welche Abwege die Bildhauerkunst neuerdings in Siam geraten ist, erkennt man an einer Reihe in den Tempelanlagen aufgestellter lebensgroßer Marmorstatuen europäischer Männer und Frauen, nicht etwa berühmter oder um Siam besonders verdienter Persönlichkeiten, sondern ganz gleichgültiger Leute, wie sie dem Künstler gerade in den Weg gelaufen sind. So lange sich die siamesische Kunst mit der Darstellung sagenhafter Ungetüme befaßt, ist ihr, trotzdem sie sich entweder an die burmesische oder chinesische Kunst anlehnt, eine gewisse Phantasie nicht abzusprechen. Hier aber, wo sie nach lebenden Motiven gearbeitet hat, befleißigt sie sich eines geradezu erschreckenden Realismus.

Da steht z. B. mitten zwischen all den funkelnden

Pagoden, grimassenschneidenden Drachen und zähnefletschenden Phantasie-Löwen ein in Marmor ausgehauener jüdischer Fondsjobber im Sonntagsstaate, mit kurzem Jacket, dicker Uhrkette und kleinem runden Hütchen, in der Hand einen Spazierstock. Man sieht dem Manne an der Nase an, daß er sich in Wichs geworfen hat und daß er für gewöhnlich mit schiefgetretenen Stiefelabsätzen und ausgefranzten Hosenborden herumläuft. Neben ihm langweilt sich ein Schiffskapitän mit Vollbart und Tropenhelm; diesem zur Seite sehen wir einen Regierungsbaumeister in langem Gehrock, das mähnenumwallte Haupt mit einem breitrandigen Kalabreser bedeckt, die Hand gestützt auf einen gegen den Strich gerollten Regenschirm, den er lieber seinem Nachbar, einem Herrn im Frack und Cylinderhut, leihen sollte, denn derselbe scheint sonst rettungslos einem Sonnenstiche verfallen zu sein. Auch Damen im Frisiermantel mit aufgelöstem Haar oder mit Chignon und Krinoline fehlen nicht in diesem sonderbaren Kreise.

Daß die siamesische bildende Kunst auch da, wo sie dem Realismus huldigt, besserer Leistungen fähig ist, gewahrt man an den ebenfalls in den Höfen der Wat aufgestellten Bronzestandbildern mehrerer Elefanten, die mein elefantologisch gebildetes Auge durch die Treue ihrer Darstellung geradezu entzückten.

Ich bin überzeugt, kein Besucher der Wat Prakeo wird dieselbe ohne ein Gefühl der Befriedigung verlassen, wenn auch nur der Befriedigung darüber, eine der vielen, das Auge blendenden, aber das Herz unbefriedigt lassenden Sehenswürdigkeiten Bangkoks abgethan zu haben. Auf seine Kosten wird nur der Hypochonder gekommen sein, denn ihm haben die soeben geschilderten Marmorfiguren nicht umsonst

ein „Du sollst oder mußt lachen!“ vorgeschwiegen. Der gesunde Mensch aber, der schon ohnehin genug Gelegenheit zum Lachen in Bangkok gefunden hat, wird mit einem Gefühl der Übersättigung sich nach würdigeren Lokalitäten sehnen.

Mit Freuden wird er daher dem Vorschlage seines Führers, dem Museum einen Besuch abzustatten, Folge leisten.

Vordem muß er jedoch notgedrungen noch den königlichen weißen Elefanten, deren Stallungen nicht weit vom Tempel liegen, seine Aufwartung machen. Vier dieser Tiere fand ich in ebensovielen getrennten Schuppen mit Ketten an vergoldeten Holzpfosten angebunden. Über jedem hing von der Decke herab ein verstaubter schmutziger Baldachin, der böse Einflüsse von den Tieren abzuhalten bestimmt ist. Zu dem gleichen Zwecke befindet sich in jeder Stallung auch ein weißer Affe, der gleichzeitig dem Elefanten als Spielkamerad dient. Gegen ein kleines Trinkgeld an den Wärter durfte ich die heilig gehaltenen Tiere, die aber keineswegs, wie man so häufig hört, angebetet werden, mit kleinen Grasbündeln und Bananen füttern. Sie schienen sich entsetzlich in ihrer Einzelhaft zu langweilen und ihre Heilighaltung, die sie der Legende verdanken, daß die Seele Gautamas, bevor letzterer als Buddha wiedergeboren wurde, in einem weißen Elefanten gewohnt habe, von Herzen zu verwünschen.

Übrigens gehört schon viel Phantasie dazu, sie für weiß zu halten, sie sind höchstens etwas heller gefärbt als die meisten Elefanten, und diese hellere Färbung scheint mir dadurch erzielt zu werden, daß man ihre Haut täglich mit Glasscherben oder Reibeisen schabt.

Das königliche Museum, bis vor kurzem in einem Nebengebäude des Palastes untergebracht, befindet sich jetzt in einem circa 5 Minuten zu Wagen von letzterem entfernt

gelegenen, mit hohen Fenstern versehenen geräumigen Ziegelbau. Als Privatbesitz des Königs sind die Sammlungen leider bisher dem großen Publikum nicht zugänglich und werden nur solchen Personen, die mit Empfehlungen versehen sind, gezeigt.

Der Direktor des Museums, Dr. Haase, ist ein deutscher Zoologe, der, bevor er nach Siam kam, am Museum in Dresden beschäftigt war. Seinem rastlosen Fleiße ist es zu danken, daß hier aus einer königlichen Trödelbude in verhältnismäßig kurzer Zeit ein königliches Museum geworden ist.

Als der deutsche Gelehrte vor einigen Monaten seine hiesige Stellung antrat, fand er ein gänzlich ungeordnetes Material vor. Neben den kostbarsten Waffen aus den Laos- und Schanstaaten hing eine Jägersche Normal-Unterhose, zwischen den seltensten Porzellanen und Bronzen prangte eine Schachtel mit Hühneraugenpflaster, eine Elektrisiermaschine oder ein paar gestickte Morgenschuhe, und in stiller Eintracht lagen Königskronen, italienische Strohhüte, Notizbücher „made in Germany“, buddhistische Bibeln, Hosenträger, Elefantenpiken, goldene Beteldosen, Fausthandschuhe, und baumwollene Regenschirme nebeneinander, während ein ausgestopfter Neufundländer sich neben dem Löwen als reißendes Tier Afrikas aufspielte.

Ein großer Teil der vorgefundenen Gegenstände wurde von Herrn Dr. Haase schleunigst in die Rumpelkammer geworfen, der Rest geordnet, etikettiert und in Glasschränken untergebracht; eine enorme Arbeit, wenn man bedenkt, daß dem Direktor keinerlei Hülfe beigegeben ist und daß der vom König dem Museum gewährte Zuschuß 80 Tical = 160 Mark pro Monat nicht übersteigt, eine Summe, die kaum zur Be-

schaffung des Spiritus hinreicht, der zur Konservierung der vom Direktor mit großem Eifer gesammelten Fische und Reptilien erforderlich ist.

Zweifellos wird Herr Dr. Haase auf seinem jetzigen Posten der Wissenschaft bedeutende Dienste leisten, aber er würde ungleich mehr leisten können, wenn er von der Regierung des Landes, dem er dient, thatkräftiger unterstützt würde. Vorläufig fehlt hier leider jegliches Verständnis für wissenschaftliche Forschungen, und Herr Dr. Haase ist froh, wenn er das, was er unter seinen Händen hat, festhalten kann; denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß einer der Prinzen ins Museum kommt, um sich aus den wohlgeordneten Sammlungen irgend ein Prachtstück als Zimmerschmuck oder Kinderspielzeug mitzunehmen.

Der kostbarste Teil der Sammlung, die siamesisch-ethnographische Abteilung, ist in einem besonderen Gebäude, einem ehemaligen Tempel untergebracht. Hier finden wir herrliche Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst aus Siam und den Laosstaaten, Betel- und Rauchservice, Pfeifen, edelsteinbesetzte massivgoldene Armspangen in Schlangenform oder solche aus Wildschweingewehren mit goldenen Drachenköpfen, unzählige Buddhabilder aus Silber, Gold, Edelsteinen und Krystallen, goldene Untersätze mit den behaarten Schwanzenden selig entschlafener weißer Elefanten, die Zähne der letzteren zum Teil kunstvoll geschnitzt, sowie eine Elefanten-Haudah aus Elfenbein und eine ganze Allee ausgesucht schöner Elefantenzähne. Auch Musikinstrumente und siamesische Porzellane, d. h. solche, die nach siamesischem Geschmack in China hergestellt oder vielleicht in Siam bemalt worden sind, darunter einige Stücke des geschätzten graugrünen Seladonporzellans sind vorhanden. Der größte Schatz der

Sammlung ist indessen eine 7 Fuß hohe Bronzestatue der brahminischen Gottheit Shiwa. Sie lag bis vor wenigen Jahren, ich glaube in der Nähe von Raheng, unter Tempeltrümmern verborgen, bis ein Deutscher Veranlassung gab, daß sie nach Bangkok gebracht wurde. Der betreffende Herr hatte eine kleine Expedition ausgerüstet, um den bronzenen Shiwa, von dessen Vorhandensein er durch Geheimrat Bastian Kenntnis erhalten hatte, aus dem Dunkel ans Licht, d. h. aus seinem bisherigen Versteck in siamesischer Wildnis ins Berliner Museum für Völkerkunde zu schaffen. Die Statue erwies sich jedoch zu gewichtig für die kleine Schar der Tempelfledderer, so daß sich diese entschlossen, ihr, um nicht mit leeren Händen heimzukehren, den Kopf abzuschlagen, mit dem sie dann auch glücklich bis Bangkok gelangten. Hier wurde die Sache ruchbar. Die siamesische Regierung wandte sich an den deutschen Ministerresidenten, der Kopf mußte zurückgeliefert werden, und da er sich einmal in Bangkok befand und jedermann ob seiner Schönheit entzückt war, wurde auch der dazu gehörige Körper herbeigeschafft und der zerstückte Shiwa wieder zusammengeleimt. In deutschen Kreisen herrschte begreiflicherweise allgemeine Trauer darüber, daß der seltene Fund nicht nach Berlin gekommen war, und so ließ der König großmütigst einen Abguß der Statue herstellen und schenkte denselben dem Berliner Museum. Das Original aber ist, trotzdem das Britische Museum in London die hübsche Summe von 200 000 Mark dafür geboten hat, in Bangkok geblieben, und wird wie einst der Schatz der Nibelungen von einem Drachen, heute von Dr. Haase bewacht.

Die Statue, deren Alter auf 800 Jahre angenommen wird, stellt Shiwa stehend mit einer Art Mitra auf dem Haupte in alter siamesischer Königstracht, die Hände segnend

emporhaltend dar. Die Ohrlappen sind nach Laosart durchbohrt. Das Weiße der Augen ist mit Perlmutter ausgelegt, ein drittes Auge, ohne Einlage, befindet sich in der Mitte der Stirn. Um Leib und Schultern ringeln sich drei Schlangen mit je 5 Köpfen, sämtliche Zehen und Finger sind mit Ringen bedeckt, die, wie deutlich zu erkennen ist, ehemals mit Edelsteinen besetzt gewesen sind. Der Gesichtsausdruck der Statue ist von wunderbarem Adel und die Bronze von unübertroffener Schönheit. Auch eine Bronzestatue des Vischnu, mit 4 Armen, an denen besonders die fein modellierten Hände auffallen, zählt zu den Gegenständen, um welche die Sammlung von jedem Museum der Welt beneidet wird.

Bei einem späteren zweiten Besuche, den ich seinen Schätzen abstattete, führte mich Herr Dr. Haase in die in der Nähe liegende Wat Prakeo Wang Na, d. h. die Wat des zweiten Königs,*) deren Wände mit interessanten, Scenen aus der brahminischen Götterlehre darstellenden Fresken bedeckt sind.

Die einzige Gelegenheit, die in Bangkok den Europäern geboten wird, sich ein allgemeines Stelldichein zu geben, sind die jeden Sonnabend Nachmittag in dem Garten eines kleineren königlichen Palastes des „Sararum" stattfindenden Konzerte. Dort kann man nach dem Klange der Musik in schattigen Laubgängen und zwischen gebrannten Thonfiguren von March Söhne, Charlottenburg, lustwandeln, oder an-

*) Bis vor wenigen Jahren gab es in Siam zwei Könige, von denen aber der zweite in der Regel keine politische Rolle spielte. Dieses Doppelkönigtum wurde mit dem Tode des letzten zweiten Königs, eines Onkels des jetzigen Monarchen, von diesem für immer abgeschafft.

gesichts plätschernder Springbrunnen in einem der zierlichen Pavillons ausruhen und sich einbilden, im Berliner Zoologischen Garten zu weilen; denn es fehlt weder an umherstolzierenden Kranichen, noch an einem regelrechten Raubtierhause, und wären in diesem auch brüllende Bestien vorhanden, so brauchte nur noch das „Geschenk von William Schönlanck" an den Gittern zu hängen, um die Täuschung vollkommen zu machen. Aber die ehemals hier eingesperrt gewesenen Raubtiere sind an schlechter Behandlung zu Grunde gegangen, und in den Käfigen wohnen heute die Familien der Gartenaufseher, die sich hinter den zolldicken eisernen Traljen, so lange man sie nicht mit Stöcken und Regenschirmen neckt, außerordentlich wohl zu fühlen scheinen. Der Sonnabend, an dem ich zu diesem „Rendezvous" ging, aber nur drei siamesischen Ammen mit ebenso viel europäischen bleichwangigen Kindern im Garten begegnete, war für mich noch in mancher anderen Beziehung ein ereignisreicher Tag. Erstens wurde ich an dem betreffenden Tage von meinen mich überschätzenden und mit Liebenswürdigkeiten aller Art überhäufenden Landsleuten zum Ehrenmitgliede des deutschen Klubs ernannt, und zweitens ließ ich mir zum erstenmale in meinem Leben das Haupt von einem Chinesen scheren.

Das Haarschneiden kommt bei mir nämlich direkt nach dem Zahnziehen. Das Gefühl, einen mir unsympathischen Menschen — und alle Friseure sind mir unsympathisch — in meiner unmittelbarsten Nähe dulden zu müssen, in seinen Dunstkreis gebannt zu sein, ist mir unter allen Umständen eine wahre Pönitenz. Wenn dieser Mensch aber ein Chinese ist und noch dazu ein so schmutziger, knoblauchduftender Chinese wie der von Shokra herbeigerufene, wenn gleichzeitig das Quecksilber nahezu den 40. Grad Celsius erreicht

hat, dann ist das Haarschneiden für mich mehr als eine Pönitenz — es ist ein Ereignis. Um den mir widerlichen Menschen nicht zu sehen, brauchte ich ja nur die Augen zu schließen, und das that ich auch, aber mit Nasenlidern hat Gott die Menschen bekanntlich nicht ausgerüstet, wahrscheinlich weil zur Zeit der Menschenschöpfung der Knoblauch noch nicht erfunden war.

Bei einer Hitze von über 38 Grad, mit einem mir um den Hals geknüpften Betttuch saß ich da, mit geschlossenen Lidern und verhaltenem Atem, mein Schicksal erwartend. Ursprünglich hatte der Mann meinen Schädel nach chinesischer Art behandeln wollen und zu diesem Zwecke ein siamesisches Rasiermesser mit messingner Klinge und grünbemaltem Holzgriff hervorgeholt. Ich hatte ihm jedoch zum Glück noch rechtzeitig an Stelle des Messers eine Schere in die Hand gedrückt, deren Klipp Klipp mir jetzt, derweil mir die Tropfen von der Stirne perlten, schrill in die Ohren gellte.



Siamesisches Rasiermesser.

Eine volle Viertelstunde dauerte es, bis mir bedeutet wurde, die Exekution sei beendet. Ich schlug die Augen auf und schaute in den vor mir stehenden Spiegel. Himmlischer Vater, wie hatte der bezopfte Haarkünstler mich zugerichtet! Mein Schädel sah aus wie ein Kornfeld, in dem ein junger Bauernbursche seine ersten Versuche mit der Sense gemacht hat. Das also war das Ergebnis einer viertelstündigen Quälerei mit Knoblauchduft und Scherengeklapper. Ich stand da wie ein von Motten zerfressener ausgestopfter

Seehund, bis ich beim Anblick des stumpfsinnig dreinschauenden Chinesen die Sprache wieder fand und nun anfing, ein ganzes Füllhorn von Komplimenten über seinen bezopften Scheitel auszuschütten, um mir dann meinen Shokra vorzunehmen und ihn zur Rede zu stellen, daß er mich einem solchen Menschenschänder an die Schere geliefert hatte. Ich entschloß mich erst, die Sache von der scherzhaften Seite zu nehmen, als der kleine Kerl mich mit folgenden Worten zu beruhigen suchte:

„Mais Monsieur, il est un malheureux, je crois il est un très bon coiffeur mais, il n'a pas des yeux.“

Darauf zahlte ich dem blinden Haarschneider den landesüblichen Lohn von einem halben Dollar und ließ einen anderen Chinesen holen, der die Scharten, die mir sein Vorgänger geschoren hatte, so gut es ging, für die andere Dollarhälfte wieder auswetzen mußte.

Am Abend fand in den hübschen Räumlichkeiten des deutschen Klubs ein von meinen Landsleuten gegebenes Fest statt, zu dem auch der französische Ministerresident Mr. Pavie mit seinem gesamten Stabe erschien und bei dem u. a. ein junger Deutscher als Oceana auf dem schlaffen Drahtseil mit beispiellosem Erfolg auftrat. Es pflegt bei ähnlichen Anlässen in Bangkok ungewöhnlich heiter herzugehen, und als am kommenden Morgen die Festräume ausgefegt wurden, fanden die Diener unter den verlorenen Gegenständen sogar ein künstliches Gebiß, daß einem der Gäste entfallen sein mußte. Wer der unglückliche Verlierer war, ist leider niemals an den Tag gekommen. Wahrscheinlich hat er sich bei dem der englischen Residentur gegenüber wohnenden Herrn T. W. Abraham, Dentist and Jeweller schleunigst eine neue und hoffentlich kneipfestere Zahngarnitur machen lassen.

Unter den in Bangkok lebenden Deutschen, sowohl unter den Kaufleuten wie unter den in siamesischen Diensten stehenden Beamten habe ich viele liebenswürdige Menschen kennen gelernt und manche vergnügte Stunde in ihrem Kreise verlebt.

Auch mit meinen Reisegenossen, den römischen Künstlern, traf ich wieder zusammen. Sie hatten am Tage unserer Ankunft umsonst auf den Hofmarschall gewartet, der ihrer Ansicht nach kommen mußte, sie zu begrüßen, und waren schließlich, da im Orient-Hotel kein Raum mehr zu finden war, in ein Gasthaus zweiten Ranges übergesiedelt. Tags darauf hatten sie dem Prinzen Damrong, von dem sie in Rom engagiert worden waren, ihre Aufwartung gemacht und um Überweisung von Ateliers und sonstiger ihnen versprochener Räume gebeten.

Prinz Damrong hatte ihnen statt dessen eröffnet, er sei seit seiner Rückkehr Minister des Innern und habe sich als solcher mit der Kunst nicht mehr zu befassen, sie möchten sich nur an seinen Nachfolger im Unterrichtsministerium wenden.

Da dieser Herr sich mit dem Könige auf der Insel Kohsi-Chang befand, machten sich die beiden Römer auf und fuhren ans königliche Hoflager, wo sie nach mehreren vergeblichen Versuchen des Ministers habhaft wurden. Seine Exzellenz zuckte die Achseln und meinte, wohl mit dem Unterricht, nicht aber mit Malerei und Bildhauerei zu thun zu haben, mit Angelegenheiten dieser Art sei seit einiger Zeit der Prinz So und So betraut, der jedenfalls entzückt sein würde, die Herren Professoren zu empfangen. Man mußte also eine Audienz beim Prinzen So und So nachsuchen, die auch, nachdem der Zeitpunkt viermal von einem Tag auf den andern verschoben worden war, gewährt wurde. Der

hohe Herr zeigte sich zwar sehr gnädig, erklärte auch, von Seiner Majestät mit der Begründung einer Kunstschule betraut zu sein, aber keine Lust zu haben, seine Professoren gewissermaßen aus zweiter Hand zu beziehen, er habe die Absicht, seine eigene Wahl zu treffen und wies die beiden Römer wieder an den Prinzen Damrong, der ihnen seinerseits nun empfahl, ruhig im Gasthaus zu bleiben, ihre 1500 Franks pro Monat zu beziehen, sich nicht auf das Malen und Bildhauen zu kaprizieren und das Weitere abzuwarten.

„Jetzt sitz' ich da mit das Talent und kann es nicht verwerten," seufzte der Maler auf italienisch, als er mir seine Leidensgeschichte erzählt hatte, wogegen der Bildhauer, der sich eine halbe Schiffsladung Gips mitgebracht hatte, schon mit dem Gedanken umging, den ganzen Vorrat, der für mindestens eine Million Arm- und Beinbrüche ausreichte, dem Hospital zu schenken.

Leider sind die beiden Italiener weder die ersten Europäer, denen es so in Siam ergeht, noch werden sie die letzten sein. Die siamesische Regierung glaubt den von ihr angenommenen europäischen Beamten gegenüber ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihnen ihre Gehälter auszahlt; sie liebt es, alle möglichen sogenannten Ratgeber anzustellen, die aber nie um Rat gefragt werden und sich höchst unliebsam machen, wenn sie ungefragt solchen erteilen. Daß jemand auch ein Recht auf Arbeit beanspruchen kann, ist ein Gedanke, der dem Siamesen so widersinnig erscheint, daß er ihn für einen Scherz hält.

Er betrachtet den von ihm bezahlten Europäer als nichts anderes als seinen Diener und findet es selbstverständ-

lich, daß dieser um so zufriedener ist, je höheres Gehalt ihm gezahlt und je weniger Arbeit von ihm verlangt wird.

So leicht es den Europäern in siamesischen Diensten wird, ihre Brotherren zu befriedigen, so schwer wird es ihnen werden, selbst Befriedigung in ihrer Arbeit zu finden, denn je ernster sie ihre Aufgabe nehmen, je mehr sie sich bemühen, dem Lande, dem sie dienen, wirklich zu nützen, umso größeren Undank werden sie ernten.

Die siamesische Regierung ist mit einem kranken Manne zu vergleichen, der sich für alle möglichen Leiden Spezialisten hält, diese aber nur in den äußersten Notfällen zu Rate zieht, um schließlich doch das Mittel zu nehmen, welches ihm sein Schäfer empfiehlt.

Größere Unterschiede als zwischen dem Japaner und Siamesen lassen sich kaum denken; der erstere quetscht seine europäischen Ratgeber aus wie Zitronen und wirft sie dann zur Seite, letzterer läßt sie verfaulen. Nicht in zwei Jahrhunderten wird Siam dahin gelangen, wohin Japan in kaum 20 Jahren gelangt ist.

Doch grämen wir uns nicht weiter um die siamesischen Beamten, trösten wir uns damit, daß es auch solche geben mag, denen die Anforderungen, die an sie gestellt werden, genügen, und schätzen wir uns im übrigen glücklich, nur Besucher in Siam zu sein, was zwar bei drückender Hitze und Moskitoplage auch nicht immer ein Vergnügen, aber doch ohne Frage interessant ist.

Neben dem schwimmenden Teile Bangkoks hat sich eigentlich nur der „Sampeng“ genannte Stadtteil in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Zwischen der Charurn Krung und dem Flusse etwa zwei engl. Meilen sich ausdehnend, wird er im Norden von der Stadtmauer, im

Süden vom Europäerviertel begrenzt. Er ist für Bangkok ungefähr dasselbe, was das Gängeviertel seligen Angedenkens für Hamburg war, nur daß im Sampeng neben der Armut und dem Laster auch Kleinhandel und Gewerbe ihre Stätten aufgeschlagen haben.

Hier weht uns auch nicht der leiseste Hauch abendländischer Kultur entgegen, wir befinden uns außerhalb des Bereiches aller Telegraphendrähte, Pferdebahnen, Postbriefkasten, und, wie es mir schien, auch Polizisten, mitten in dem fesselnden Getriebe unverfälschten siamesisch-chinesisch-malayisch-indischen Volkslebens. Kein europäisches Bleichgesicht begegnet uns, aber vom Quittengelb des Chinesen bis zur Pechschwärze des Tamilen finden wir alle Farbenabstufungen, finden das Laster neben der Tugend, die bodenloseste Trägheit neben dem emsigsten Fleiße, die Spiel- und Opiumhöhle neben dem Tempel buddhistischen Kultus — Schmutz allerorten. Die Gassen sind so eng, daß weder Gefährte noch Reit- und Lasttiere sich in ihnen fortbewegen können, man ist im Sampeng auf seine eigenen Beine angewiesen und kann sich bei trockener Witterung sogar mit Lackstiefeln in das Getriebe stürzen, ohne Furcht, dieselben zu beschmutzen, denn die Gassen sind fast durchweg fein säuberlich gefegt, der Schmutz liegt zu beiden Seiten in den Rinnsteinen, eines wolkenbruchartigen Regens harrend, um in den Fluß gespült zu werden. Aller Unrat wird hier abgeladen, auch tote Hunde und Katzen, soweit solche nicht noch Verwendung in den chinesischen Restaurants haben finden können. Aus „sanitären“ Rücksichten hat man durch Niederreißen einer Anzahl Häuser offene Höfe geschaffen, die mit Plankenzäunen umgeben sind. Ich bildete mir ein, man habe damit den Bewohnern Luft und Licht zuführen oder

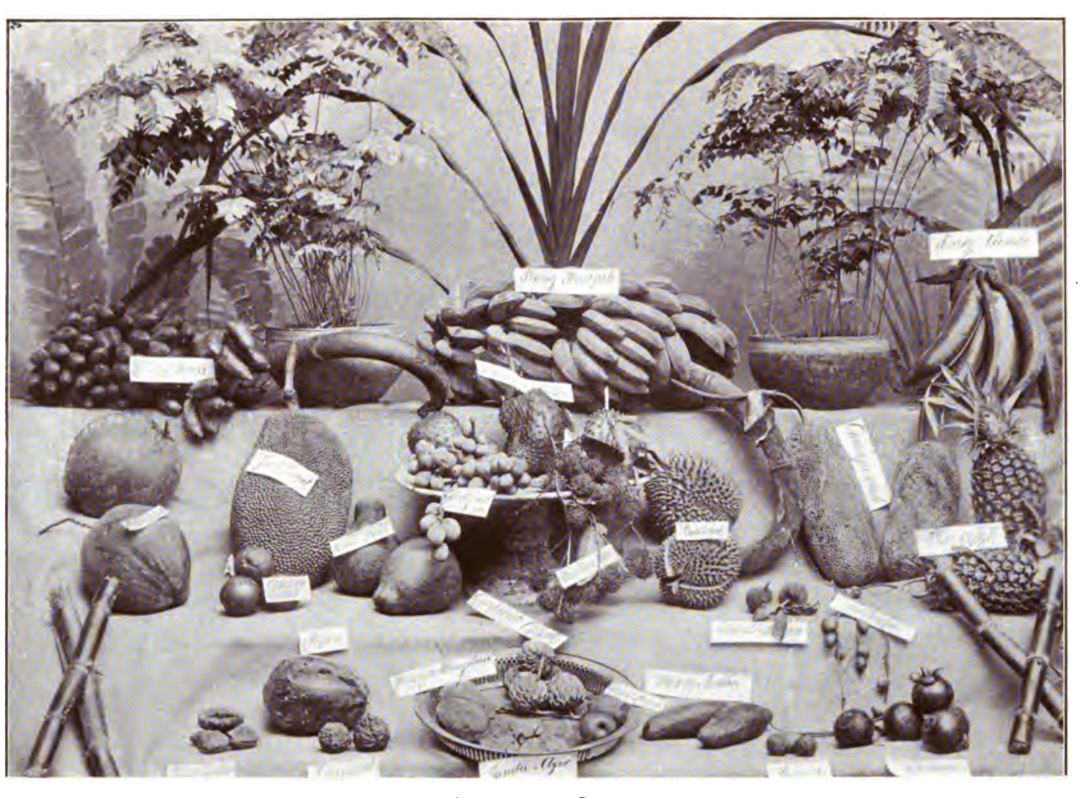
den unzähligen Kindern Tummelplätze bescheren wollen, als ich jedoch durch die offenstehenden Thüren einen Blick in diese „Lungen der Großstadt" geworfen hatte, wurde mir von einer zahlreichen Versammlung ad oculos demonstriert, daß es sich um Anlagen handelte, die im allgemeinen nicht gerade als für Ozonzufuhr geeignet gelten.

Daß es unter den obwaltenden Umständen, selbst wenn in den Küchen ohne Knoblauch, ranziges Fett und Ricinusöl gekocht würde, im Sampeng nicht nach Lawendel duftet, wird niemand überraschen; ein Wunder aber ist es, daß diese Stätte keineswegs, wie man annehmen sollte, ein einzig in seiner Art dastehender Zuchtherd von Cholera- und Malariabazillen ist. Fieber sind zwar in Bangkok keine Seltenheit, aber es giebt doch Leute, die nicht von denselben heimgesucht werden, und die Cholera ist trotz alles Schmutzes, trotz des denkbar schlechtesten Wassers hier ein weit seltener gesehener Gast als in mehreren Städten Europas, die nach den Regeln der Hygiene mit den wunderbarsten Kanalisationsanlagen beglückt sind.

Die engen Gassen, in denen sich Läden, Werkstätten und Wohnungen, teils aus Holz, teils aus Steinen gebaut, an einander reihen, sind mit Steinplatten belegt und vielfach durch von Dach zu Dach quer über die Straße gespannte Matten gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne geschützt. Hier klingt der Hammer des Schmiedes, pfeift der Hobel des Tischlers, schnurrt das Rad des Drechslers, Schuster und Schneider führen Pfriemen und Nadel, aber beinahe alle diese fleißigen Leute, die wir halbnackt in den niederen Werkstätten bei der Arbeit sehen, sind Chinesen. Die Siamesen finden wir höchstens einmal als Töpfer oder Korb- und Mattenflechter thätig, meist aber

sitzen sie als Verkäufer hinter frischen oder getrockneten Fischen und anderen Seetieren, rohen, gekochten oder in Kalk und Asche eingelegten halbverfaulten Enteneiern, allerhand Feld- und Gartenfrüchten, wie Bambusschößlingen, Bananenblütenknospen, fußlangen weißen Brechbohnen, Kürbissen, Gurken, Yams, Salat, Ingwer, rotem Pfeffer u. s. w. Bei den Obsthändlern entdecken wir neben alten bekannten, eine Menge uns gänzlich neuer Früchte; zu den ersteren gehören die ihres üblen Geruches wegen bei den Europäern ebenso berüchtigten wie ihres Geschmackes wegen von den Eingeborenen geschätzten, großen stacheligen Durian, die nicht selten bis zu einem Tical — 2 Mark pro Stück bezahlt werden, Mangustinen, Bananen und Kokosnüsse. Neu sind uns dagegen die Luk Sala, eine pflaumengroße Frucht, die in harter, krebsroter, stacheliger Schale eine bräunliche, süßsäuerliche Gallerte enthält. Ferner Luk Ngo, in Form einer unreifen kleinen Kastanie mit weicher, rötlicher Schale, aus der, wenn man sie drückt, eine opalfarbige Masse gleich einem hartgekochten Kibitzei, heraus quillt, die ebenfalls von süßsäuerlichem aber feinerem Aroma ist, als die Luk Sala. Dann die Luk Patim in Größe und Farbe einer Apfelsine und die Luk Langsat. Letztere kommt gleich den Arekanüssen in großen Büscheln zu Markte, erinnert im äußeren an eine kleine gelbe Pflaume und birgt im Innern 3—4 weiche, grünliche, von weißer Gallert umgebene, kaffeebohnengroße Kerne. Diese Gallert ist auffallend süß, hinterläßt aber einen unangenehmen Nachgeschmack. Ich habe hier nur die Früchte aufgezählt, die ich eines Morgens auf dem Markte vorfand und selbst gekostet habe, die Liste macht daher durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Gleich dem Chinesen ist der Siamese ein geborener



Früchte aus Siam.



Spieler, und an Spielhäusern, in denen den Leuten Gelegenheit geboten wird, ihrer Leidenschaft zu fröhnen und ihr Geld loszuwerden, ist im Sampeng infolge dessen kein Mangel. In einem der größten und elegantesten Salons, dem ich meinen Besuch machte, fand ich des Morgens um 7 Uhr Bankhalter und Spieler, ich weiß nicht, ob noch oder ob schon wieder bei der Arbeit. Es wurden fantan und das von mir bereits erwähnte Spiel mit dem rot-weißen Würfel gespielt; die Stelle der grünbezogenen Tische in Monte Carlo vertreten gelbe Matten mit schwarzen eingeflochtenen Grenzlinien für die einzelnen Felder.

Nicht weniger als 18 dieser Matten lagen auf dem Boden ausgebreitet, über jeder hing eine große Petroleum-Hängelampe deutschen Fabrikats.

Auch an Schlafmatten und einer zu ebener Erde stehenden Garküche fehlt es nicht, so daß Spieler, denen das Glück lächelt und die ihr Geld nicht gleich in einer Sitzung verlieren, sich hier häuslich niederlassen können, bis sie gezwungen werden, den Weg zum Pfandleihhause anzutreten. Um letzteres mit Aussicht auf Erfolg thun zu können, muß man bekanntermaßen irgend etwas zu versetzen haben, und weder Chinesen noch Siamesen sind um die Mittel und Wege, sich dieses „Etwas" zu verschaffen, verlegen. Man macht eben Zwangsanleihen, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet, gleichviel, ob bei Eingeborenen oder Europäern.

Eine der beliebtesten Arten, sich kleinere Versatzstücke von letzteren zu verschaffen, besteht neuerdings darin, ihnen, wenn sie im Wagen durch die Charurn Krung fahren, von hinten die Hüte vom Kopf zu reißen und mit denselben in der nächsten Seitengasse zu verschwinden. Nicht nur der Hitze wegen, sondern auch um etwaigen Verlusten

vorzubeugen, sieht man daher die meisten Europäer des Abends — am Tage fährt man in der Regel in geschlossenen Gefährten — mit dem Hute in der Hand im Wagen sitzen.

Erwähnt sei hier, daß die übliche Landesmünze Siams der Tical ist, der in 64 Atts à 2 Lots zerfällt. Der Tical hat einen Wert von gegen 2 Mark und wird in der Königlichen Münze von Bangkok nach europäischem Muster mit dem Bildnis und Wappen des Königs geprägt. Seine ursprüngliche Form dagegen ist die einer eingekerbten Kugel in der Größe einer Haselnuß. In der gleichen Form giebt es Stücke bis zu 80 Ticals, die ca. 1⅓ Pfund wiegen, sowie Bruchteile des Ticals bis zum 32 tel., Pie genannt.

Während die kleineren und größeren Stücke verhältnismäßig selten geworden sind, finden sich die kugelförmigen Ticals noch massenhaft im Verkehr.

Um sich das Zählen größerer Mengen dieser Kugelmünzen zu erleichtern, bedienen sich die Siamesen und auch die europäischen Kaufleute spatenförmiger Zählbretter mit 20 quadratischen Einschnitten für je 4 Kugeln. Das Zählbrett wird in den Geldsack gesteckt und gefüllt wieder herausgezogen.

Beim Tiffin, das wir um 2 Uhr einzunehmen pflegten, fragte mich eines Tages mein liebenswürdiger Wirt, der englische Ministerresident, ob ich die Wat Chang schon gesehen habe. Als ich verneinte, wurde mir der Vorschlag gemacht, gegen Abend einen Ausflug zu derselben zu unternehmen.

„Liebster Herr Minister," bat ich, „thun Sie mit mir, was Sie wollen, führen Sie mich in Cholera- und Pesthospitäler, wenn es sein muß, aber lassen's mich aus mit der Wat. Ich bin den Tempelschwindel satt, und wenn ich

nur an eine Wat denke, so flimmert's mir bereits vor den Augen."

Aber kein Widerstreben half, mir wurde bedeutet, man müsse, wie in London die Pauls-Kathedrale und Westminster-Abtei, wie in Köln oder Mailand den Dom, so in Bangkok die verschiedenen berühmten Wats gesehen haben, bevor man sich mit anderen Sachen beschäftigen könne. Da die Fahrt dorthin außerdem im Boot unternommen werden sollte, dachte ich, die Mittel heiligten in diesem Falle den Zweck und fügte mich in das über mich verhängte Schicksal. Um 5 Uhr bestiegen wir die mit vier, nach Matrosenart gekleideten siamesischen Ruderern bemannte Gondel des Ministers und glitten, da wir die Flut mit uns hatten, schnell stromauf.

Derjenige Teil der siamesischen Königsstadt, den wir bisher vom Lande aus kennen gelernt haben, bietet zwar mannigfache Reize, aber wir sehen in ihm doch schließlich eine Stadt wie andere mehr im Orient; jener Stadtteil hingegen, den wir auf einer Flußfahrt berühren, das schwimmende Bangkok, ist etwas so Eigenartiges, wie wir es auf dem ganzen Erdball nicht wiederfinden. Auf einem mehrere Fuß dicken Bambusfloß, hier und da auch auf hölzernen Pontons ruhend, reiht sich ein schwimmendes Haus an das andere; alle sind nach der Wasserseite zu offen, einerlei ob Wohnhäuser, Läden, Polizeistationen oder Zollbureaux, Restaurants oder Pfandleihhäuser, sodaß man wie im Sampeng auch hier einen vollen Einblick in das siamesische Familienleben gewinnt. Vor den als Wohnung oder Geschäftslokal dienenden Räumen befindet sich eine Veranda, auf der selten einige Kübel mit Blumen oder Ziersträuchern, meist zur Gattung der Crotons gehörend, fehlen. Wie die Flöße, auf denen sie ruhen, sind auch die Häuser der Mehrzahl

nach aus Bambus gebaut, nur die der wohlhabenderen Leute bestehen aus Teakholz. Giebeldächer aus Palmblattstreifen sind allgemein, und zwar haben alle größeren Häuser deren zwei, die miteinander parallel laufen.

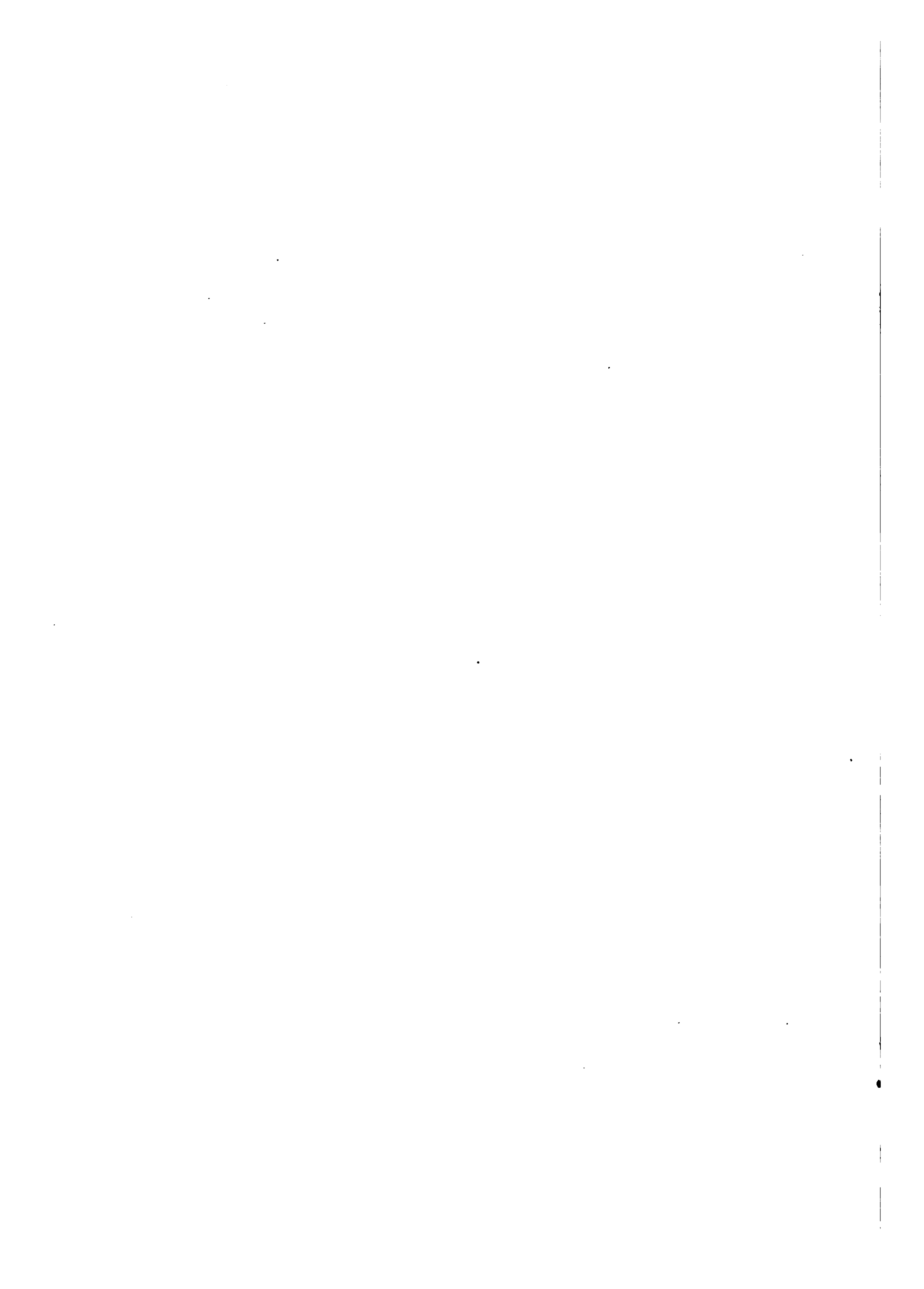
Nicht nur an beiden Ufern des Menam, sondern auch an denen der rechts und links sich abzweigenden Kanäle, der Klongs, sind tausende und abertausende dieser schwimmenden Wohnstätten verankert, und wenn ich annehme, daß ca. 100 000 Menschen in Bangkok auf dem Wasser leben, so glaube ich eher eine zu niedrige als zu hohe Zahl gegriffen zu haben.

Unstreitig haben diese Wasserwohnungen ihre großen Vorzüge gegenüber den Häusern am Lande. Abgesehen von ihrer luftigen und daher gesünderen Lage, abgesehen von der Möglichkeit ihrer leichteren Sauberhaltung und der verringerten Feuersgefahr, bieten sie den unschätzbaren Vorteil, daß man, ohne die Wohnung selbst zu wechseln, seinen Wohnort ändern kann, sobald einem die Nachbarschaft nicht mehr zusagt. Man lichtet einfach die Anker, läßt sein Haus mit der Flut oder Ebbe stromauf resp. stromab treiben und begiebt sich an einen andern Platz.

Zur Vermittelung des Verkehrs in diesen schwimmenden Stadtteilen dienen Barken, Gondeln, winzige, einruderige Boote und neuerdings auch Dampfbarkassen, von denen mehrere hundert auf dem Flusse gehalten werden, meist von reichen Siamesen, denen es nicht gelungen ist, ihr ganzes Geld am Spieltisch zu verlieren. Die Bewohner der sich gegenüber liegenden Häuser statten sich nicht selten schwimmend gegenseitig Besuche ab, auch sieht man die Kinder im Wasser spielen genau wie sonstwo auf der Straße. So lange sie noch nicht schwimmen gelernt haben, bedienen sie



Schwimmende Häuser in Bangkok.



sich eines Bambus, um sich über Wasser zu halten, auch werden den noch ganz Unbeholfenen Schwimmringe aus luftdicht verschlossenen Blechröhren unter den Armen befestigt.

Gegen Abend plätschert die halbe Bevölkerung dieses Teiles der Stadt in den schmutzigen Fluten des Menam herum, sodaß man bei der Flußfahrt die Empfindung hat, sich in einer meilenlangen Badeanstalt zu befinden. Zwischen den Plätschernden drängen sich Boote aller Art, vielfach gerudert von Weibern mit großen napfkuchenförmigen Palmblatt-Hüten auf dem Kopfe. Jeden Augenblick prallen zwei Boote aneinander: die hin- und herhuschenden, beständig pfeifenden winzigen Dampfboote rennen die ihnen nicht ausweichenden Fahrzeuge über den Haufen, und es ist ein wahres Wunder, daß in diesem Wirrwarr nicht täglich einige Dutzend Menschenleben zu Grunde gehen. In der Mitte des Flusses verankert liegen drei weißangestrichene Kanonenboote der aus 64 Fahrzeugen, inklusive Vergnügungsdampfer und Dampfbarkassen, bestehenden königlichen Flotte; eine soeben einfahrende chinesische Dschunke feiert das Ereignis ihrer glücklichen Ankunft durch Gongschlagen und Abbrennen von Feuerwerk, sogen. crackers, ohne die eine chinesische Festlichkeit nicht denkbar ist und von denen allein in Bangkok jährlich für über 120 000 Mark verpufft werden. Dieselben werden ebenso wie Opferpapiere und Räucherstäbe, die in den Tempeln verbrannt werden, von Singapore oder Hongkong eingeführt und zwar diese im Werte von ca. 100 000, jene von 80 000 Mark.

Auf dem Wasser zeigt sich der Siamese von seiner besten Seite, und man könnte sich, wenn man ihn nur von der Wasserseite kennen lernt, leicht verführen lassen, anzunehmen, daß er sogar fleißig ist, während er thatsächlich mehr seinem

Vergnügen als seinem Geschäfte nachgeht. Er rudert meist auch nur, weil er das Rudern nicht als Arbeit ansieht. Sobald er es indessen als solche empfindet, überläßt er die Sache seinen Weibern und sieht betelkauend zu, wie diese sich abmühen. In solchem Falle führt jedoch die Siamesin nicht nur das Ruder, sondern auch das Wort, und wem es gelüsten sollte, ihre Redegewandtheit auf die Probe zu stellen, der versuche nur einmal, ihr mit seinem Boote in die Quere zu kommen. Das Berliner Marktweib ist ein Fisch im Vergleich zur Siamesin, wenn es sich ums Schimpfen handelt, im übrigen aber ist die Siamesin ungleich liebenswürdiger.

Im Hintergrunde der schwimmenden Häuserreihen erheben Areka- und Kokospalmen stolz ihre Kronen, Laubbäume aller Schattierungen grüßen uns aus den bis zum Fluß herantretenden Gärten der Prinzen und Großen des Landes; rechter Hand gewahren wir zwei prächtige Gebäude europäischen Stiles, die uns als Schulen bezeichnet werden, die beide dem Andenken einer vor 14 Jahren ertrunkenen Lieblingsgattin des Königs, Sunandalaya mit Namen errichtet sind. Die betreffende Dame hatte das Unglück, beim Besteigen eines Bootes ins Wasser zu fallen und ihren Tod in den Fluten zu finden, da niemand es wagte, eine so geheiligte Person wie eine Gattin des Königs zu berühren, sie selber wahrscheinlich des Schwimmens unkundig war und ihr Gatte, der sie nicht nur besehen, sondern auch anfassen durfte, erst erschien, als der Menam sein Opfer längst verschlungen hatte.

Weiter stromauf und wir kommen an den königlichen Palastbauten vorüber, deren gehörnte Giebeldächer und zahllose Pagoden im Abendlichte funkeln. Die siamesischen

Pagoden unterscheiden sich von den burmesischen dadurch, daß ihnen der jede burmesische Pagoda krönende „Ti“, ein aus durchbrochenem Schmiedeeisenwerk hergestellter, reich vergoldeter, zuweilen edelsteinbesetzter Aufsatz in Form eines Schirmes fehlt, sowie durch ihre ungleich schlankere Bauart.

Siamesische Pagoden haben ungefähr die Form der jedermann bekannten kegelförmigen, langhalsigen Ölkännchen, die den Nähmaschinen beigegeben werden; manche dieser Bauwerke enden in nahezu nadelförmigen Spitzen. Man findet sie nicht nur in den Höfen der Tempel, sondern auch unabhängig von diesen zu vielen Tausenden über das ganze Land verstreut, da es als ein verdienstliches Werk gilt und infolge dessen auch für jeden vermögenden Mann zum guten Ton gehört, zu Ehren Buddhas eine Pagoda zu errichten. Wie viele ihrer in Bangkok zu finden sind, weiß niemand, und bis heute ist daher die Frage, ob es in der Stadt mehr Pfandleihhäuser oder Pagoden giebt, noch eine unentschiedene.

Ohne sonderliche Anstrengung unserer vier Ruderer gleiten wir weiter, die schwimmende Stadt hinter uns lassend. Endlich kommt Wat Chang in Sicht, die mit ihren vom Purpur der untergehenden Sonne übergossenen Pagoden wirklich einen großartigen Anblick gewährt. Mein Wirt hat recht gehabt mit seiner Behauptung, daß man Wat Chang gesehen haben muß, bevor man den Entschluß faßt, mit den Tempelbesichtigungen ein Ende zu machen, aber man darf sich nicht mit einer Besichtigung vom Flusse aus begnügen, da man dann nur ergriffen sein wird von der Pracht der scheinbar aus dem kostbarsten Mosaik zusammengefügten Pagoden, während sich bei näherer Besichtigung die Ergriffenheit in ein Gefühl der Überraschung darüber verwandelt, mit welchen Mitteln hier eine so wunderbare

Wirkung erzielt worden ist. Vermittelst einer Bambusleiter und eines elenden Holzsteges klettern wir ans Ufer, wo wir unter schattenspendenden Pipulbäumen (ficus religiosa) neben allen möglichen phantastischen Tiergestalten auch zwei in Stein gehauene riesenhafte Thorwächter in der Uniform unserer Landwehrmänner aus den Freiheitskriegen, Grotten, künstliche Felspartien und sonstige Gebilde von Menschenhand bewundern können, bevor wir die inneren Tempelanlagen betreten.

Durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Priesterwohnungen, Hallen und Gärten gelangen wir in einen rings von Gebäuden eingeschlossenen Hof von quadratischer Form. In der Mitte desselben erhebt sich eine achtkantige, sich in vielen Abstufungen nach oben verjüngende, von einer schlanken, kegelförmigen Spitze gekrönte Pyramide von 200 Fuß Höhe, in jedem Winkel steht ein gleiches Bauwerk von halber Höhe. Diese fünf gemauerten Riesenkegel denke man sich nun von oben bis unten mit Muscheln und Scherben zerschlagener Teller, Tassen, Schüsseln und Schalen in allen Farben des Regenbogens bedeckt, und man hat vor sich die Pagoden der Wat Chang nicht als das, was sie vom Flusse aus zu sein scheinen, sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich Denkmäler der zerbrecherischen Thätigkeit tausender siamesischer Dienstboten.

Die mit so eigenartigen Mitteln erzielte Wirkung ist eine in jeder Beziehung großartige, und man kann, nachdem man Wat Chang gesehen hat, nur bedauern, daß bei uns das hier mit so wunderbarem Erfolg zur Anwendung gebrachte Material durchweg vor die Säue geworfen wird. Was meinen Sie dazu, wenn man eine Scherbenfaçade für das neue Reichstagsgebäude in Vorschlag brächte und einen



Wat Chang.

Aufruf an die Dienstmädchen Berlins erließe, nach Kräften zu der Ausführung dieses Projektes beizusteuern? Selbstverständlich würde man sich auch dort wie in Bangkok nicht etwa des billigen Steingutes, sondern in der Hauptsache besserer Porzellane bedienen müssen, so daß bei der Lieferung des Materials Berlin W. zuerst in Frage käme. Bei den Hausfrauen würde man freilich mit einem dahingehenden Vorschlage wenig Gegenliebe finden, aber man wird auch ohne ihre Hülfe zum Ziele gelangen. Haben doch andere Fortschrittsideen sich trotz des Widerstandes des konservativen schönen Geschlechtes gleichfalls Bahn gebrochen.

Sollte man übrigens dem von mir angeregten Gedanken näher zu treten beabsichtigen, so würde es sich empfehlen, keine Kosten zu sparen und vorerst eine Abordnung von Dienstmädchen nach Bangkok zu senden, damit sich diese in der Wat Chang darüber unterrichten könnten, welche Porzellane hauptsächlich in Frage kommen und wie dieselben vorzugsweise zur Zusammensetzung von Blumen, Früchten oder Tierfiguren zerschlagen werden müßten, damit man nicht planlos darauf losschmettert, sondern nach bestimmten Regeln vorgehen kann. Auch feinere gefärbte und geschliffene Krystallwaren lassen sich gut verwerten.

Auf einer steilen und namentlich ihrer ca. 18 Zoll hohen Stufen wegen höchst unbequemen Treppe kann man die große Pagode bis etwa zur halben Höhe besteigen und wird sich für seine Mühe durch einen Blick auf die Stadt und den Fluß reichlich belohnt sehen. Einen noch besseren Überblick über Bangkok und seine nächste Umgebung gewinnt man von der Wat Sekket, der wir, da wir doch einmal auf der Tempelreise waren, noch selbigen Tages einen Besuch abstatteten.

Wir mußten zu diesem Zwecke wieder ans linke Flußufer hinüber rudern und dann dem Laufe eines schmalen, durch zu beiden Seiten verankerte schwimmende Häuser noch mehr beengten Kanals folgen.

Wat Sekket liegt auf dem Gipfel eines künstlichen Hügels, der, da er in verschiedenen Absätzen von Mauerwerken umschlossen ist, von weitem den Eindruck einer kleinen Veste macht. Auf breiten bequemen Steinstufen gelangt man zur Wat empor, erfrischt sich an einer köstlichen Brise, erfreut sich an dem herrlichen Rundblick und bedauert, daß dieses einzige luftig gelegene Gebäude Bangkoks ein Tempel und kein Gasthaus ist, in dem man neben Brise und Aussicht auch noch andere gute Dinge genießen kann.

Am Fuße des Hügels liegt, von hoher Mauer umgeben, aber jedermann zugänglich, der Leichenverbrennungs- und Leichenverzehrungsplatz. Nervenschwache seien vor einem Besuche dieser schauerlichsten Stätte, die ich in meinem Leben gesehen habe, ausdrücklich gewarnt, und selbst Nervenstarken empfehle ich, sich mit Eau de Cologne, Cigarren und einem Fläschchen Cognac auszurüsten, bevor sie ihre Schritte nach diesem „campo santo“ lenken.

Durch das offenstehende Thor treten wir in einen vernachlässigten aber darum nur um so stimmungsvolleren Tempelhain, über dem die ersten düsteren Schatten der Nacht sanft ihre Schwingen breiten. Alles ist still ringsum, leise erzittert das goldgrüne Blattgefieder eines Riesenbambus unter dem glühenden Kusse der Tropennacht, in Zickzacklinien huschen lautlos blaugrün leuchtende Insekten durch die Luft, selbst die Moskitos scheinen in diesem, von den Siamesen so poetisch „Wald des ewigen Friedens“ genannten Hain den Atem anzuhalten.

Wir gehen weiter und kommen an einem unter Bäumen versteckten Tempelchen vorbei. Über uns tönt der schwere Flügelschlag eines Vogels, emporblickend gewahren wir in den Baumkronen unförmliche schwarze Klumpen — Aasgeier, die nach üppigem Mahle der Ruhe pflegen. Durch Händeklatschen suchen wir sie zu erschrecken und zum Auffliegen zu bringen, aber sie verharren unbeweglich, denn der Mensch ist nicht das Wesen, das ihnen Furcht einjagt. Einige Schritte weiter und vor uns liegt ein freier Platz gleich einer Lichtung im Walde. Auf dem Boden stehen eiserne Roste mit Aschenresten, auch hier herrscht tiefes Schweigen; die Feuer sind erloschen und nur aus einem der Aschenhäuflein steigt ein letztes weißes Rauchwölkchen auf.

Plötzlich ändert sich die Scene, mit der Ruhe des Friedhofes ist's vorbei, heulend stürzt ein Rudel räudiger Pariahunde aus einem Winkel hervor, während gleichzeitig die zu hunderten in den Bäumen und auf dem Tempeldache hockenden Geier ein heiseres Gekrächze anstimmen.

Vergeblich versuchen wir uns unserer Angreifer mit Drohungen und Stockhieben zu erwehren, da gewahre ich vor mir am Boden einen schwarzen Gegenstand, den ich für ein angekohltes Holzstück halte, greife danach, erkenne es im selben Augenblick schaudernd als den halbverbrannten Beckenknochen eines Menschen und schleudere ihn mit aller Gewalt zwischen die kläffende Schar, die nach diesem und anderen wohlgezielten Würfen endlich das Feld räumt. Auf dem Platze selbst ist nicht viel anderes zu sehen als abgenagte, angekohlte oder bleichende Gebeine. Wir sind zu spät gekommen. Des Nachts wird auf dieser grausigen Stätte nicht gearbeitet. Doch halt! dort in jenem Winkel steht im Halbdunkel eine sargähnliche Kiste.

„Captain, come along, let us see what's in that box“, sagte ich zu meinem Begleiter, indem ich denselben mit mir zog.

Widerstrebend folgte er einige Schritte, blieb dann aber zögernd stehen und meinte:

„You better go alone, I am quite sick already.“

Ich ging also weiter und trat an die geheimnisvolle Kiste. Den lose liegenden Deckel lüftend, blicke ich mit Entsetzen in zwei funkelnde Augen, im nächsten Augenblicke hebt sich der Deckel, eine schwarze Bestie kommt zum Vorschein und springt, sobald sie die sie behindernden Holzplanken genügend zur Seite geschoben hat, mit mächtigem Satze an mir vorbei, ins Freie, wobei der Deckel polternd zur Erde fällt.

Trotzdem ich sofort das sich seitwärts in die Büsche schlagende Tier als einen Hund erkannte, währte es einige Sekunden, bis ich mich von meinem Schrecken erholt hatte und mich von neuem der Kiste zu nähern wagte.

Ein flüchtiger Blick auf den Inhalt genügte, meine Haare zu Berge steigen zu lassen, denn was ich sah, war das Grauenhafteste, was je mein Auge geschaut hat, nämlich ein blutbesudeltes Menschengerippe. Ich hatte genug. Fort von diesem entsetzlichen Orte, fort, so schnell wie möglich. Damit eilten wir dem Ausgange zu. Erst als wir vor dem Thore dieses „Waldes des ewigen Friedens“ standen, wagte ich wieder zu atmen und bat meinen Begleiter um eine Cigarrette, da mich mit dem Bilde des Skelettes auch der Geruch von Menschenfleisch und Menschenblut verfolgte.

Wie ich später erfuhr, war der Hund in den Sarg gesperrt worden, um noch einige an den Knochen verbliebene

Fleischreste abzunagen, um dadurch das Verbrennen der Knochen zu erleichtern.

Am Abend beim Diner war ich nicht im stande, einen Bissen hinunterzuschlucken, hielt mich dafür aber an den vorzüglichen Weinen meines Wirtes schadlos und suchte erst nach Mitternacht mein Lager auf, freilich ohne Aussicht auf Schlaf. Wirklich fest geschlafen hatte ich auch sonst noch in keiner Nacht, so lange ich in Bangkok weilte. Hitze und Moskitos sorgten dafür, daß man höchstens gegen Morgen in einen Halbschlummer verfiel, im übrigen aber sich ruhelos und in Schweiß gebadet auf seinem Lager hin- und herwälzte oder auf der Veranda auf und ablief in der vergeb lichen Hoffnung durch einen leisen Luftzug erfrischt zu werden. Mein Schlafzimmer war hoch und geräumig wie ein Konzertsaal, acht sperrweit offenstehende, auf eine umlaufende Veranda mündende Doppelthüren gestatteten der Luft freieste Zirkulation; in der Mitte dieses hallenartigen Raumes stand ein mit Gaze überzogener Lattenverschlag, groß genug, um außer für eine breite Bettstelle noch Raum für zwei Stühle und einen Toilettentisch zu bieten, so daß auch gegen die Moskitos alles gethan war, was gethan werden konnte, und dennoch wurde man von diesen Plagegeistern und von der Hitze beinahe zur Verzweiflung getrieben. Selbst Shokra fand in seinem auf der Veranda stehenden Körbchen keine Ruhe, trotzdem er gegen Moskitos geradezu gefeit schien. Er zog mit seinem Neste die ganze Nacht umher und erklärte Bangkok für un très mauvais pays.

Es ist mir unbegreiflich, warum man in Siam nicht wie in Indien Punkas über den Betten ziehen läßt, um sich gleichzeitig Kühlung zu verschaffen und die Moskitos, die jede Zugluft meiden, vom Halse zu halten. Man ent-

schuldigt diesen Mangel mit zu hohen Arbeitslöhnen der Chinesen und zu großer Faulheit der Siamesen. Als ob es den in Siam lebenden Europäern auf einige hundert Mark Haushaltskosten im Jahre mehr ankäme! Was man an einem Nachtpunkakuli erspart, giebt man doppelt aus für die zwecks leichter Betäubung über Nacht genossenen Whiskys und Brandys.

Am folgenden Morgen erschien der mir vom Prinzen Damrong zugeteilte Edelmann, um mich zu einer Besichtigung des Gefängnisses zu begleiten, zu der ich nach vielen Schwierigkeiten die Erlaubnis erhalten hatte.

Nach halbstündiger Fahrt mit flottem Zweigespann hielten wir vor dem von Soldaten bewachten Thore des erst vor fünfzehn Monaten den geehrten Herren und Damen der Verbrecherwelt von außen geöffneten, von innen aber wieder verschlossenen Etablissements.

Bevor diese nach europäischem Muster mit allem Komfort der Neuzeit ausgerüstete Anstalt dem Verkehr übergeben wurde, soll das Gefängnis der Königsstadt am Menam — allerdings nur nach abendländischen Begriffen — für die armen Verbrecher eine Hölle auf Erden gewesen sein, und lediglich den absprechenden Urteilen, die in der europäischen Presse über die Behandlung der Gefangenen in Siam gefällt wurden, verdankt der neue Verbrecherpalast sein Dasein. Wie wenig den Gefangenen selbst mit dieser Anteilnahme der occidentalen Humanitätssimpler gedient war, erhellt daraus, daß sie sich nicht nur einer Überführung aus ihren Schmutzlöchern in ihr neues — prächtiges Heim energisch widersetzten, sondern auch seit der Übersiedelung verschiedentlich revoltiert haben, was früher nie vorgekommen sein soll.

Ihnen lag nichts daran, als einzige Siamesen filtriertes

Wasser zu trinken, nichts an regelmäßiger Nahrung, luftigen Schlafsälen, ärztlicher Aufsicht, Badeanstalten und Bekleidung auf Staatskosten, solange von ihnen gleichzeitig regelmäßige Arbeit verlangt wurde. Bisher hatten sie, wenn auch in Ketten, im Freien bei sogen. öffentlichen Arbeiten um die Wette mit freien Leuten faulenzen und nach Belieben mit ihren Freunden und Verwandten verkehren können. Das war jetzt anders geworden, sie saßen, wenn auch in ungewohnter Bequemlichkeit, so doch abgeschieden von der übrigen Bevölkerung hinter Schloß und Riegel, und was das Schlimmste war, man mutete ihnen zu, von morgens früh bis abends spät zu arbeiten, wie sie es sonst nur von Chinesen gesehen hatten.

Im Hofe wurde ich von den höheren Gefängnisbeamten und einem Bruder des Königs (Se. Majestät zählt nicht weniger als 73 Geschwister), den mir mein junger Führer als „Lordmayor der Residenzstadt" vorstellte, bewillkommnet und dann durch sämtliche Räume und Höfe der Anstalt geleitet. Nach dem mir überreichten Rapport befanden sich 1196 Männer und 8 Weiber in Gefangenschaft, die meisten wegen Diebstahls. Das Lazarett, in dem vier siamesische Ärzte unter Aufsicht des europäischen Leibarztes seiner Majestät beschäftigt sind, war mit 29 Kranken männlichen Geschlechtes belegt. In großen, offenen Schuppen wurden die Leute mit Korbflechten, dem Polieren messingner Speiseschalen, dem Anfertigen kleiner Boot- und Hausmodelle sowie mit Gold- und Silberarbeiten beschäftigt. In den Schmieden, Tischlereien, Schneiderwerkstätten und der Waschanstalt sah ich ausschließlich Chinesen. Alles war leidlich sauber gehalten und zweckmäßig eingerichtet, in den Schlafsälen hing über dem Bette eines jeden Sträflings ein Fächer,

den Leuten wurde morgens und abends Gelegenheit zum Baden gegeben und die ihnen täglich in drei Mahlzeiten gereichte Kost, Reis mit Curry, ist reichlich und schmackhaft. Die Kosten für den Unterhalt gab man mir auf 8 Abb = 25 Pfennig pro Tag und Kopf an. Beim Abschiede wurde ich ersucht, ich glaube als erster, meinen Namen und einige Worte der Befriedigung über das Gesehene in ein dickleibiges Buch einzutragen, und dann von dem Direktor zu einem außerhalb des Gefängnisses gelegenen Magazin geleitet, wo ich namentlich von den mir vorgelegten hübschen



Schachtel aus Rohrgeflecht (Siam).

Erzeugnissen der Korbflechterei eine ganze Sammlung erstand. Auf meine Frage, wie viele Hinrichtungen in Bangkok durchschnittlich im Jahre stattfänden, erzählte mir der Direktor, daß der König die zum Tode Verurteilten in den meisten Fällen begnadige und Enthauptungen — die früher jährlich zu Hunderten im Lande vorgekommen seien — heute zu den Seltenheiten gehörten.

Der Dolmetscher unserer Ministerresidentur, Herr Trinkaus, der vor einigen Jahren Zeuge einer Hinrichtung in Bangkok war, erzählte mir über dieselbe folgendes:

Jeder zum Tode Verurteilte erhält, bevor er enthauptet wird, 90 Stockhiebe aufgezählt, davon eine größere Anzahl,

bevor er das Gefängnis verläßt, den Rest auf dem Richtplatze selbst. Zu diesem, einem Felde außerhalb der Stadt, marschiert er zu Fuß unter militärischer Bedeckung mit einem einer Leiter ähnlichen Joche auf den Schultern, schwere Ketten an den Beinen schleppend und einen Blumenstrauß in den gefesselten Händen haltend.

Nachdem er den Rest der 90 Hiebe erhalten hat und ihm das Holzjoch abgenommen worden ist, erscheinen zwei in blutrote Trikotanzüge gekleidete Scharfrichter und bitten den Delinquenten, während demselben stark mit Opium versetzter Thee gereicht wird, um Vergebung, daß sie dem Willen des Monarchen gehorchend, ihres Amtes zu walten und ihm den Kopf abzuschlagen genötigt seien. Der vom Opium in kürzester Zeit stark berauschte Todeskandidat wird dann in knieender Stellung, mit auf den Rücken gelegten Händen an ein zuvor errichtetes niedriges Holzkreuz gebunden, die Ohren werden ihm mit Lehm verstrichen, damit er nicht hören kann, was um ihn her vorgeht, die Augen zu schließen bleibt ihm selber überlassen.

Die für den Schwertstreich geeignetste Stelle im Genick des armen Sünders wird durch Betasten festgestellt und mit einem Kreide- oder Kohlenstrich markiert.

Sind diese Vorbereitungen beendet, so ergreifen die Scharfrichter ihre Schwerter und führen hinter dem Rücken des Verurteilten einen etwa $1/4$ stündigen grotesken Tanz auf, der damit enden soll, daß mit wohlgezieltem Hiebe dem Opfer der Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Heutzutage, wo das Köpfen weniger häufig vorkommt, fehlt es begreiflicherweise den Scharfrichtern an der zu einem solchen Tanz nötigen Übung, so daß nicht selten der zweite

Scherge die Arbeit, die der erste begonnen hat, vollenden muß.

Zur bequemeren Loslösung der um die Knöchel geschmiedeten Ketten werden dem Leichnam die Füße abgehackt. Der Kopf des Enthaupteten wird auf einen in den Boden geschlagenen Bambuspfahl gesteckt, der Kadaver daneben gelegt, um mit dem Kopfe zusammen nach drei Tagen eingescharrt zu werden.

Einem von der zweiten Königin erbauten Asyl für ausgesetzte oder verwaiste Kinder galt mein nächster Besuch. Dasselbe liegt nicht weit vom Gefängnisse und ist von weitläufigen Gartenanlagen umgeben. Fünf hübsch und luftig gebaute Holzhäuser dienen zur Aufnahme von gegen hundert Pfleglingen, die hier auf Kosten ihrer hohen Gönnerin ernährt, gekleidet und erzogen werden, bis sie das sechzehnte Lebensjahr erreicht haben und damit, wie angenommen wird, in der Lage sind, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen.

Zwei der Häuser waren mit Säuglingen beiderlei Geschlechts gefüllt, die, sämtlich unbekleidet, am Boden herumkrochen oder in sauberen Bettchen lagen. An den Wänden standen Glasschränke mit den kostbarsten Spielsachen europäischen Ursprungs, darunter Tiere mit Uhrwerk, Musikdosen, elegant gekleidete Puppen, kurzum alles Dinge, mit denen bei uns nur Kinder in den reichsten Familien beschenkt werden. In den Schlafsälen der älteren Zöglinge herrschet ein für siamesische Verhältnisse ungewöhnlicher Luxus: jedes Kind hat eine eiserne, mit Moskitonetz versehene Bettstelle, sowie Spiegel, Kamm, Haarbürste u. s. w. Ob eine derartige Erziehung gänzlich mittelloser Kinder, eine Gewöhnung derselben an mehr oder weniger europäische Lebensweise gute

Früchte tragen wird, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Wozu arme Kinder an Bedürfnisse gewöhnen, die bis heute sogar dem vornehmsten Siamesen fremd sind, wenn man ihnen nicht zugleich eine Erziehung giebt, die sie befähigt, später sich selber die Mittel zu erwerben, um eine solche Lebensweise fortzusetzen?

Zweifellos ist es die Absicht der edlen Königin, die Kinder, die sie unter ihren Schutz genommen hat, so glücklich wie möglich zu machen, der eingeschlagene Weg aber ist ebenso verfehlt, wie der bisher mit beklagenswertem Mißerfolge von einigen englischen Missionaren in Afrika gewandelte Pfad; hier, wie dort giebt es nur ein Mittel, das Los der Eingeborenen dauernd zu bessern, und dieses Mittel heißt „Erziehung zur Arbeit", alles übrige ist vom Übel!

Immerhin, was auch später aus den also erwähnten Zöglingen werden mag, das allerliebst gehaltene friedlich gelegene Findlingsheim ist in dem geräuschvollen und stellenweise auch recht schmutzigen Bangkok eine wahre Oase, die jeder Kinderfreund, wenn auch nicht beruhigt über die Zukunft der Insassen, so doch befriedigt über die gegenwärtige Lage derselben verlassen wird.

Auf der Rückfahrt zur englischen Ministerresidentur überholten wir vor dem Eingange zum „Walde des ewigen Friedens" vier mit Ketten beschwerte Sträflinge, die auf einem Bambusgerüst die Leiche eines ihrer kurz zuvor verstorbenen Kameraden trugen. Ich ließ unseren Wagen halten, und als ich sah, daß der kleine Zug in das offenstehende Thor einbog, um der Stätte zuzustreben, die ich am vergangenen Abend, mit Entsetzen erfüllt, verlassen hatte, konnte ich der Versuchung, den Leuten zu folgen, nicht

widerstehen, und schloß mich mit meinem Begleiter dem Leichen- zuge an.

Wenige Minuten später standen wir auf dem Verbrennungsplatze, auf dem zwei schon halb niedergebrannte Scheiterhaufen in Flammen standen.

Die Träger hatten ihre Last noch nicht zu Boden gesetzt, als auch schon hunderte von Geiern mit lautem Krächzen die Luft erfüllten und von den Bäumen, Mauern und Dächern herunterflatterten, während gleichzeitig eine ganze Meute von Hunden kläffend und heulend herbeistürzte. Durch Neigen der Bahre wurde die völlig entkleidete Leiche abgeladen und von einem Manne, der ein großes Schlächtermesser in der Hand hielt, in Empfang genommen. Inzwischen hatten sich mehrere hundert Geier und etwa zwei Dutzend Hunde eingefunden, die von einem zweiten, mit langer Bambusstange bewaffneten Manne vorläufig noch in angemessener Entfernung gehalten wurden; denn der Mann mit dem Messer mußte ihnen das Mahl vorerst durch verschiedene Messerschnitte mundgerecht machen. Nachdem das geschehen, wurde den Tieren der Weg freigegeben, und in nächster Sekunde sah man nichts als ein zu Menschenhöhe sich auftürmendes Knäuel flügelschlagender, sich gegenseitig von ihrem widerlichen Mahle zu verdrängen suchenden Geiern. Dreizehn Minuten vergingen, bis sich das Knäuel der Vögel allmählich entwirrte. Die Tiere hatten ihre Arbeit gethan und traten mit gefüllten Kröpfen den Rückzug an. Von dem Leichnam war nichts als ein bis auf die Hände und Füße abgenagtes Gerippe übrig geblieben, an dem jetzt die halbverhungerten Hunde unter lautem Geheul ihre Zähne versuchten. Inzwischen hatte man einige Holzscheite herbeigebracht, das Ge-

rippe wurde daraufgelegt, mit Holz bedeckt, um kurz darauf von den Flammen verzehrt zu werden.

Mein siamesischer Edelmann, der Ähnliches noch in seinem Leben nicht gesehen hatte, war von der ganzen Szene derartig angegriffen, daß ich es im Interesse seines Wohlbefindens für geraten hielt, einen kleinen Rundgang durch die Anlagen anzutreten. Kaum sahen die zwischen den Scheiterhaufen unbekümmert spielenden Kinder uns fortgehen, als zwei derselben uns nacheilten und wohlerhaltene gebleichte Menschenschädel als Erinnerungszeichen zum Kauf anboten, wie etwa die Kinder in der Schweiz den Reisenden mit Edelweiß zu verfolgen pflegen.

Wir besichtigten nun die unter hohen Schuppen stehenden gemauerten Verbrennungsherde der reicheren Leute. Diesen Stätten gegenüber liegt ein Theater, in dem während der Verbrennungsfeierlichkeit auf Kosten der Hinterbliebenen lustige Stücke aufgeführt werden. Die ganze Anlage machte einen ärmlichen und verwahrlosten Eindruck, da zufällig weder eine Verbrennung stattgefunden hatte noch vorbereitet wurde. Anderenfalls würde die Schäbigkeit der Baulichkeiten durch Gold- und Silberflitter, Blumenschmuck und sonstigen Firlefanz gänzlich verdeckt gewesen sein; denn der vermögende Siamese läßt sich eine Leichenverbrennung etwas kosten, und die Verbrennungsfeierlichkeiten für verstorbene Mitglieder des Königshauses verschlingen sogar jährlich viele Hunderttausende. Übrigens wird nicht für jede Prinzen- oder Prinzessinleiche eine besondere Verbrennungsfestlichkeit veranstaltet, vielmehr wartet man, bis man mehrere Leichen beisammen hat, so daß es keine Seltenheit ist, daß zwischen dem Todes- und Verbrennungstage ein Zeitraum von mehr als einem halben Jahre liegt.

Leichenverbrennung ist in Siam die landesübliche Art der Bestattung, da jedoch die ärmeren Leute nicht in der Lage sind, selbst den billigsten Satz von fünf Tical, gleich zehn Mark für eine regelrechte Verbrennung zu zahlen, so lassen sie, um Holz zu sparen, den Leichen das Fleisch von Geiern und Hunden abfressen und verbrennen nur die zurückbleibenden Knochen.

Als wir beim Verlassen der Anlage nochmals am Verbrennungsplatze vorbeikamen, wurde wieder eine Leiche „tranchiert", ein halb verbranntes Skelett ragte aus der Asche des vorhin angezündeten Scheiterhaufens hervor, und zwischen den einer neuen Mahlzeit harrenden Geiern vergnügten nackte Kinder sich damit, sich tot zu stellen und zu versuchen, die sich auf diese Weise getäuscht auf sie niederlassenden Vögel zu greifen.

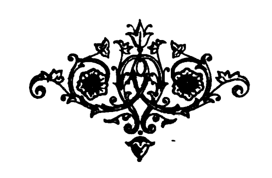
Eine grausige Stätte fürwahr, aber eine Stätte, die in ihrer Art interessant ist, wie wenige in der Welt.

Mein Begleiter war außer sich über das Erlebte, und meinte, er habe bisher keine Ahnung davon gehabt, daß derartige Scheußlichkeiten in Bangkok vorkämen. Gleichzeitig erklärte er, ich sei der letzte Europäer, der im Walde des ewigen Friedens solche Greuel gesehen habe; denn diese Zustände seien eine Schande für das Land, und Prinz Damrong, dem er die Sache erzählen wolle, werde schon dafür Sorge tragen, daß der barbarischen Leichenbestattung ein Ende gemacht werde. Voyons.

Thatsache ist, daß die wenigsten Siamesen jemals mit eigenen Augen gesehen haben, was in dem Hain der Wat Sekket vorgeht, daß dagegen fast kein nach Bangkok kommender Europäer der Versuchung, sich hier einmal gründlich den Appetit zu verderben, widerstehen kann. Niemand ist ge-

zwungen, den geschilderten Szenen beizuwohnen, und es liegt daher wahrlich kein Grund vor, aus Rücksicht auf die Nerven weniger Reisender die Thore des Verbrennungsplatzes zu schließen. Die lediglich aus Gruselbedürfnis dorthin gehenden Europäer machen sich lächerlich, wenn sie hinterher der siamesischen Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß dieselbe ihnen überhaupt die Möglichkeit bietet, Dinge zu sehen, wie sie allerdings schauerlicher nirgend in der Welt dem Menschenauge geboten werden.

Doch verlassen wir nun für immer den „Wald des ewigen Friedens“ und folgen einer Einladung unserer liebenswürdigen Landsleute, der Herren Heinrich Busch und Otto Weber zu einem Ausfluge nach der 60 englische Meilen stromauf gelegenen früheren Hauptstadt Siams, nach Ayuthia. Ein anderer Landsmann, Kapitän Buthmann, Besitzer einer Dampferflottille auf dem Menam hat uns zu diesem Zwecke nicht nur sein bestes Fahrzeug zur Verfügung gestellt, sondern auch dessen Führung selbst übernommen.





Ausflug nach Ayuthia.

Nach einem fröhlichen Mahle in dem reizend gelegenen Hause des Herrn Busch, in dem ich vor meiner Abreise von Bangkok auch noch einige Tage Gastfreundschaft genoß, gingen wir an Bord und dampften bei Mondenschein stromauf. Die drückende Schwüle der Nacht wurde durch den infolge der Bewegung unseres Dampfers verursachten Luftzug wesentlich gemildert und, was die Hauptsache war, die Moskitos ließen uns unbelästigt. Sobald meine Reisegefährten sich schlafen gelegt hatten, kletterte ich im Nachtgewande auf das hölzerne Sonnendach unseres kleinen Fahrzeuges, um mich nach Herzenslust von der linden Luft umfächeln zu lassen, ein wunderbarer Genuß nach den vielen qualvollen Nächten der letzten Wochen.

Die Schifffahrt auf dem Flusse ruht nach Sonnenuntergang fast gänzlich, nur ab und zu begegneten wir einem großen stromabtreibenden Reisboote, einmal auch einem uns entgegenkommenden Dampfer. Areka, Palmyra und Kokospalmen wechseln am Ufer ab mit Bambus und breitkronigen Laubbäumen, zwischen denen die schwarzen Silhouetten der

in mehreren Stockwerken sich nach oben verjüngenden, an den Giebelenden gehörnten Tempeldächer und der in zierlichen Spitzen endenden Pagoden am sternbesäeten graublauen Tropenhimmel sich in scharfen Umrissen abhoben. Durch die Fenster und Thüröffnungen der hart am Ufer oder auch auf Pfählen im Flusse selbst stehenden traulichen Holzhäuschen schimmert das matte Licht der Kochfeuer und winziger Öllämpchen, in den nach dem Flusse zu offenen Räumen sieht man die Bewohner rauchend, essend, spielend oder dem Vortrage eines Priesters lauschend am Boden hocken. Musik und Gesang, der volle Ton bronzener Tempelgongs oder der schrille Schrei eines Nachtvogels unterbrechen bisweilen das eintönige Rauschen der durch die Schraube unseres Fahrzeuges aufgewirbelten Wassermassen.

Bald übermannte auch mich die Müdigkeit, und ich vertauschte meinen luftigen Sitz mit einer mir von Shokra auf Deck bereiteten weichen Lagerstatt, um nach wenigen Minuten einzuschlafen und erst wieder zu erwachen, als wir gegen 4 Uhr morgens bei Ayuthia vorbeidampften. Eine Meile oberhalb der Stadt wurde gelandet und der Anbruch des Tages erwartet. Während von den Dienern das Frühstück bereitet wurde, besuchte ich eine unweit unserer Landestelle gelegene Wat. Durch ein hübsches Marmorthor trat ich in einen weiten Hof mit mehreren Bauwerken, unter denen mir ein von 4 kleinen Bronzestatuen flankiertes Tempelchen seiner Zierlichkeit wegen besonders auffiel. Bei näherer Besichtigung erkannte ich in den vier Bronzefiguren, die ich anfangs für die Statuen mir unbekannter buddhistischer Heiligen gehalten hatte, hellebardentragende mittelalterliche Lanzknechte aus Zinkguß — deutschen Fabrikats. Nach beendeter Waschung und leiblicher Stärkung machten

wir uns auf die Wanderschaft zu dem berühmten königlichen Elefantenkraal, einer Umzäumung aus mächtigen Teakholzstämmen, in die alljährlich die in der Umgegend von Ayuthia hausenden halbwilden Elefanten zusammengetrieben werden. Aus den so gefangenen Tieren, oft gegen zweihundert, werden nur einige wenige für die königlichen Stallungen von Sr. Majestät dem König, der mit seinem ganzen Hofstaate, den fremden Ministern und sonstigen geladenen Gästen diesem mehr als Volksfest denn als ernstes Unternehmen geltenden Fange beiwohnt, ausgewählt. Der Rest wird wieder in Freiheit gesetzt, um von Jahr zu Jahr von neuem zur engeren Auswahl in den Kraal getrieben zu werden.

Die meisten Elefanten sind infolge dieser stets sich wiederholenden Treiben derartig an die Sache gewöhnt, daß sie gleich Kühen, die im Herbst von der Weide kommen, ohne viel Sträuben in den Kraal spazieren. Wesentlich anders geht es bei dem Einfangen wirklich wilder Elefanten zu, dem ich über einen Monat, als Gast der indischen Regierung, in den Bergen Assams beigewohnt und im zweiten Bande meines Buches „An indischen Fürstenhöfen" eingehend geschildert habe.

Das einzig Aufregende bei dem Fangfeste in Ayuthia liegt in der Fesselung der in Gefangenschaft zurückbehaltenen Tiere, da diese sich einer solchen, ihnen ungewohnten und lästigen Prozedur nach Kräften widersetzen und die mit der Fesselung beauftragten Leute ungewöhnlichen Mut und große Gewandtheit bekunden müssen.

In den zum Kraal gehörenden Stallungen waren 30 Elefanten, darunter zwei auffallend schöne Exemplare, untergebracht. Einige erst vor kurzem eingefangene Tiere

wurden gerade trainiert und, mit dicken Stricken an gezähmte Kollegen gefesselt, zum Baden geführt. In der Nähe des Kraals liegen die Ruinen eines vom Vater des jetzigen Königs erbauten Palastes. Sie sind ohne weiteres Interesse, und wir eilen daher wieder an Bord, um nach Ayuthia zurückzufahren und die verhältnismäßig kühlen Morgenstunden noch zu einer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten dieser ehemaligen Königsstadt zu benutzen.

Ayuthia soll etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts von eingewanderten Laos gegründet worden seien. Später wurde sie zur Hauptstadt Siams erhoben und hat glänzende Zeiten gesehen, bis sie im Jahre 1767 nach langen blutigen Kriegen zwischen den Siamesen und Burmesen von letzteren erobert und zerstört wurde. Die Besiegten flohen stromab und gründeten die jetzige blühende Hauptstadt Bangkok, während Ayuthia sich nie wieder völlig hat erholen können und heute kaum 20 000 Einwohner zählt, größtenteils Ackerbauer, Fischer, Ziegelbrenner und Töpfer.

Während in Bangkok die meisten Häuser auf dem Lande stehen und die schwimmenden Häuser in der Minderzahl sind, ist in Ayuthia das Umgekehrte der Fall. Ayuthia kann wirklich mit vollem Recht eine schwimmende Stadt genannt werden. Ich fand den Bootverkehr auf dem Flusse und den die Straße ersetzenden engen Kanälen womöglich noch lebhafter als in Bangkok. Jedermann schien mit seinem Boote unterwegs zu sein, entweder um zu kaufen oder zu verkaufen, und unser Dampfer hatte alle Mühe, sich seinen Weg durch das Gewirr der verschiedenen Fahrzeuge zu bahnen. Wir landeten vor dem am rechten Flußufer gelegenen ehemaligen Königspalaste, von dem einzelne Bauwerke dafür, daß die Stadt seit über hundert Jahren aufgehört hat, ein Königsitz zu

sein, und wenn man zugleich berücksichtigt, mit welcher Emsigkeit der Zahn der Zeit in den Tropen zu nagen pflegt, noch erstaunlich gut erhalten sind.

In dem weiten Palasthofe liegt unter prächtigen alten Mangobäumen ein Wachtlokal, in dem zwölf von Bangkok hierher abkommandierte Leibgardisten nur selten einmal durch einen Besuch aus der Residenz in ihrer Ruhe gestört werden. Einer der Leute — wir hatten sie sämtlich im tiefsten Negligee überrascht — warf sich uns zu Ehren schleunigst in Uniform und geleitete uns zu einem noch leidlich erhaltenen Aussichtsturm, den wir erstiegen, um von oben ein wahrhaft prächtiges Panorama zu genießen. Unter uns liegt der Palast mit seinen Höfen und Gärten, die Stadt mit ihren belebten Kanälen und schwimmenden Häusern. Der etwas weiter stromab eine Insel bildende Menam schlängelt sich einem Silberbande gleich zwischen Reisfeldern, Obstgärten und Bambushainen durch die Ebene. Im Süden dehnt sich, soweit das Auge reicht, undurchdringliches Dickicht aus mit hunderten aus demselben aufragenden Pagoda- und Tempelruinen, stummen Zeugen entschwundener Pracht aus vergangenen Jahrhunderten, während wir weit weit im Osten die Umrisse der Felseninsel Kohsi-Chang erkennen, der „Isle of Whigt“ Siams, auf der zur Zeit der Herrscher des Landes Hof hält.

Alle die im Morgenlicht schimmernden verfallenen Pagoden, die Trümmer des alten Ayuthia, deren Anblick jeden Archäologen mit unwiderstehlicher Macht vom Turme hinunter in die sie umgebende Wildnis gezogen haben würde, vermochten auf mich keine weitere Anziehungskraft auszuüben, und ich begnügte mich damit, sie aus der Vogelschau zu bewundern. Archäologie ist gewiß ein schönes, hochinter-

essantes Studium, aber in einem Lande, in dem das Thermometer sich schon am frühen Morgen auf 35 Grad versteigt, ist mir ein kühler Trunk unter schattenspendendem Mangobaume lieber als sämtliche Pagodentrümmer Siams, namentlich wenn ich mir zu denselben erst mit der Dornenhaue den Weg bahnen soll. Ich tröstete mich daher damit, daß unser hochverdienter Bastian, der vor 30 Jahren, als der Dschungel noch weniger dicht war, leichtere Arbeit gehabt haben muß, jedenfalls alles erforscht hat, was zu erforschen sich der Mühe lohnte, stieg vollauf befriedigt wieder in den Palasthof hinab und setzte mich, nachdem wir noch eine Weile vom Ufer aus das Leben im modernen Ayuthia beobachtet hatten, noch befriedigter an die inzwischen mit allen möglichen Leckerbissen und geeisten Getränken bedeckte Tafel an Bord unseres Dampfers. Wir hatten die Absicht gehabt, vor Anker liegend in aller Ruhe zu frühstücken, aber die Hitze war dermaßen unerträglich, daß wir ohne den beim Fahren entstehenden Luftzug überhaupt nicht zum Genusse des uns Gebotenen gekommen wären und uns infolge dessen zur sofortigen Heimfahrt entschlossen.

Nie im Leben habe ich den Erfinder der Eismaschine gesegnet und gepriesen, wie an jenem Tage, denn jedes nicht direkt aus der mitgenommenen Eiskiste auf den Tisch kommende Getränk war geradezu ungenießbar. Burgunder, der nicht auf Eis gelegt worden war, hatte sich in Glühwein verwandelt, das Sodawasser schien in den Flaschen zu kochen und geeiste Butter löste sich innerhalb einer Viertelstunde in eine ölige Flüssigkeit auf. Es gehört wirklich eine so unterhaltende, angenehme Reisegesellschaft, wie sie mir für diesen Ausflug beschieden war, dazu, um das Leben bei einer solchen Hitze lebenswert zu finden und nicht völlig gleichgültig selbst

an den größten Schönheiten der Tropennatur vorüberzufahren.

Wir hatten gerade unser Mahl beendet, als wir eine Stelle erreichten, an der der Menam sich in zwei Arme teilte, um sich etwas weiter stromab wieder zu vereinen, auf diese Weise eine Insel bildend. In den linken Stromarm einfahrend, hielten wir nach kurzer Fahrt an einem von der Insel in den Fluß hineingebauten Landungsstege. Vor uns, von hübschen Gartenanlagen umgeben, lag ein in gotischem Stil erbautes Kirchlein, in welchem nach dem zu uns herübertönenden Gesange zu urteilen, gerade Gottesdienst abgehalten werden mußte. Erst jetzt fiel mir ein, daß der Tag ein Sonntag war. Also auch hier Missionen!

Ich bin nichts weniger als ein passionierter Kirchgänger, aber wenn mir einmal gleichviel ob in Europa oder im Auslande, an Sonn- und Feiertagen zufällig eine Kirche in den Weg kommt, so pflege ich einige Augenblicke in ihr zu rasten und habe dabei stets meine Rechnung gefunden. Nirgend aber wurde ich mehr belohnt als an diesem Sonntage in dem soeben erwähnten Kirchlein. Selbstverständlich hatte ich erwartet, in ihr eine fromme christliche Gemeinde vorzufinden, wer beschreibt also mein Erstaunen, als ich vor dem Altare eine Gesellschaft buddhistischer Mönche in der bekannten gelben Gewandung erblickte, die, mit ihren Schülern auf den Knieen liegend, im scharfen Trabtempo ihre Gebete ableierten. Mit unserem Erscheinen hatte auch die Andacht der Versammlung ihr Ende erreicht, und lautes Gelächter erfüllte den vollkommen nach Art eines katholischen Gotteshauses erbauten und eingerichteten Raum, von dessen Decke so viele Kronenleuchter herabhingen, daß man, nach oben blickend, glauben konnte, sich in einer Filiale des Stob-

wasserschen Lampenmagazins in Berlin zu befinden. Einer königlichen Laune verdankt dieser neue buddhistische Tempel, in dem sich u. a. auch eine deutsche Drehorgel, die alle möglichen Gassenhauer spielt, befindet, sein Dasein.



Siamesische Mönche.

Gefolgt von der lärmenden Mönchs= und Schülerschar, besichtigten wir den Garten sowie die Wohn= und Schulräume, dann fuhren wir nach dem linken Flußufer hinüber zu einem Besuche der Palastanlagen von Bang Pa=in, die gleichfalls von dem jetzigen Könige Chulalongkorn geschaffen worden sind.

Mehrere Hektare sumpfiger Wildnis sind mit Hülfe ungezählter Millionen in eine einzige große Parkanlage mit

Hügeln und Teichen, Volièren, Pavillons und Springbrunnen, Palästen, Tempeln und Wohnhäusern umgewandelt. Einige Jahre hat der König mit seiner Familie hier die Sommermonate zugebracht; dann hatte Bang Pa-in den Reiz des Neuen verloren und Kohsi-Chang, eine fast unbewohnte Insel im Golf von Siam, wurde von Sr. Majestät zur Sommerresidenz erwählt. Bang Pa-in dagegen wird heute nur noch zur Zeit des Elefantenfanges in Ayuthia jährlich auf einige Tage bewohnt.

Das königliche Hofmarschallamt in Bangkok hatte in entgegenkommendster Weise der Dienerschaft der verschiedenen Paläste Befehl erteilt, mir sämtliche Räumlichkeiten zu zeigen, und wenn wir trotzdem nicht alles Sehenswerte in Bang Pa-in in Augenschein genommen haben, so war auch hieran wiederum die fürchterliche Hitze schuld.

In einem der Paläste fand ich eine ganze Reihe großer Aquarelle, Kampfesscenen aus dem siamesisch-burmesischen Kriege behandelnd, in denen der Elefant ausnahmslos eine hervorragende Rolle spielt. Auf anderen Bildern tummelt er sich auf spinatgrüner Au, aber nicht in seiner natürlichen Gräue, sondern verschiedenfarbig angestrichen, ja sogar versilbert und vergoldet, umher. Auch Bilder Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs waren in einem Zimmer aufgehängt. Einzig in seiner Art ist der Marinesaal. In der Mitte desselben erhebt sich ein kleiner Leuchtturm, ringsum stehen Tische, die in Steinmosaik Kompasse darstellen, und als Sitze dienen aufgerollte Schiffstaue. Die „Cottage", in der Se. Majestät vielfach fürstliche Gäste unterzubringen pflegt, ist überaus wohnlich und in jeder Weise europäisch eingerichtet. Ein luftig gebautes, von schattigen, mit Wasserkünsten versehenen Laubgängen umgebenes Holzhäuschen, bietet sie in

ihrem Innern alles, was ein verwöhntes Kind des Abendlandes sich nur wünschen kann. Hier fehlt es thatsächlich an nichts, weder an geschmackvoll möblierten Räumen, vorzüglichen Betten, Badezimmern, noch selbst an allen Toilettegegenständen, als da sind: Seifen, Parfüms, Zahnpulver, Schminken, Bürsten und Kämmen. Im Schlafzimmer würde mich nur das über dem Bette hängende in Öl gemalte Bild einer nichts weniger als reizvollen, dafür aber um so dürftiger angezogenen Europäerin stören. Schließlich verzeiht man aber bei der Hitze sogar der häßlichsten Dame, wenn sie sich's nach Möglichkeit bequem macht und — hätte mir der König Gastfreundschaft in Bang Pa-in anstatt in Kohsi-Chang, wo ich vor meiner Abreise einige Tage am Hoflager Sr. Majestät zubrachte, angeboten, ich würde mich vielleicht auch mit dem besagten Bilde ausgesöhnt haben.

Das prächtigste und sehenswerteste Gebäude in den ausgedehnten, leider an einigen Stellen bereits sichtlich vernachlässigten Anlagen ist ohne Frage ein chinesischer Palast, der dem Könige von einem seiner Monopolpächter, einem Chinesen, der mit seiner Pacht gute Geschäfte gemacht haben muß, als Zeichen seiner Wertschätzung geschenkt worden ist. Bei meinen späteren Reisen im himmlischen Reiche habe ich kein einziges Gebäude gesehen, das an Pracht diesem Palaste in Bang Pa-in auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Derselbe ist zweistöckig und bis in die kleinsten Details in chinesischem Stile eingerichtet. Allein die zur Ausstattung gehörenden Gold-, Silber- und Porzellangeräte repräsentieren einen Wert von Hunderttausenden. Ganz besonders imposant ist eine von reichgeschnitzten und vergoldeten Teakholzsäulen getragene Halle mit Fenstern aus durchbrochenem Holzschnitzwerk. Zwischen all dieser märchenhaften Pracht wird

man durch das schmutzige Lager eines siamesischen Wächters und die blutroten Spuren seiner betelkauerischen Thätigkeit in möglichst drastischer Weise daran erinnert, daß man sich nicht im Lande des blauen Drachen, sondern in dem des weißen Elefanten befindet.

Neben dem erwähnten Bette gewahrte ich auf einem Tische eine dickleibige Glasflasche, in der ein etwa 2 Zoll langes, graugrünes Fischlein herumschwamm. Ich betrachtete das Tierchen, um zu sehen, ob es irgend welche Eigentümlichkeiten an sich hatte, als mir von meinem Begleiter bedeutet wurde, dasselbe sei einer der berühmten siamesischen Kampffische. Der Wächter holte, sobald er sah, daß wir uns für seinen Liebling interessierten, aus einem anderen Winkel der Halle ein zweites, ebenso gefangen gehaltenes Fischlein hervor und stellte die beiden Flaschen dicht aneinander. Sofort fuhren die beiden Tiere mit gespreizten Flossen aufeinander los, in heller Wut mit den Köpfen gegen die Glaswand ihres Behälters rennend, wobei sich ihr mattes Graugrün abwechselnd in das prächtigste Blau, Violett oder Rot verwandelte. Entfernte man die Kämpfer von einander, so legte sich ihre Wut und sie nahmen wieder die gewöhnliche Farbe an.

Übrigens sind gar nicht einmal zwei Fische zur Weckung der Kampflust erforderlich, ihr eigenes Spiegelbild schon genügt, die Tiere derartig zu reizen, daß sie ihre volle Farbenpracht zur Entfaltung bringen.

Der Fisch, eine kleine Barschart, ist eine Spezialität Siams, ebenso wie der Schießfisch, der die merkwürdige Fähigkeit besitzt, mit einem aus dem Munde emporgeschnellten Wassertropfen sich seine Beute (Insekten aller Art) von über dem Wasser hängenden Blättern und Grashalmen herabzu-

schießen, wobei er eine ganz erstaunliche Schußfertigkeit an den Tag legen und selten sein Ziel verfehlen soll. Der Kampffisch ist sicherlich eines der unterhaltendsten Tierchen, die man in einem Aquarium halten kann, und sie würden in Europa die über alle Maßen langweiligen Goldfische, diese stumpfsinnigen Lieblinge alter Jungfern wohl längst verdrängt haben, wenn es gelungen wäre, sie bei uns einzuführen. Leider ist bis heute jeder dahingehende Versuch fehlgeschlagen, die Fische sind sämtlich, trotz sorgsamster Behandlung, auf der Reise gestorben.

Die Siamesen halten die Kampffische nicht nur ihres Farbenspieles wegen, sondern genau wie Kampfhähne 2c. zur Austragung richtiger Mensuren, wobei auf die Kämpfer, die sich, wenn nicht durch eine Glaswand getrennt, ganz gehörig zerzausen, oft hohe Summen gewettet werden. Auch die bei uns unter dem Namen Kakerlaken, Feuerwürmer oder Schwaben bekannten Insekten, die in den Tropen oft gegen zwei Zoll lang werden, sind in Siam beliebte Wettkämpfer, die als solche auf der Straße zum Kauf angeboten werden.

Man setzt sie in eine Schüssel, in die man zuvor eine kleine, mit einem Loch versehene Schachtel gestellt hat. Dasjenige Tier, dem es gelingt, seinen Gegner in diese Schachtel zu treiben, gilt als Sieger.

Nicht weit von dem chinesischen Palaste Bang Pa-in erinnert ein Teil der Anlagen, in dem sich neben einer Menge zierlicher Pavillons mehrere Volièren, Grotten, sowie eine über einen Teich gespannte Rutschbahn befinden, auf der sich die Frauen und Kinder des Königs zu vergnügen pflegen, lebhaft an das bekannte Tivoli in Kopenhagen.

Schweißtriefend kehrten wir gegen drei Uhr nachmittags

an Bord zurück und fuhren mit ebbendem Wasser und Volldampf nach Bangkok weiter.

Der Schiffsverkehr auf dem Flusse war um diese Zeit äußerst lebhaft, und unausgesetzt begegneten oder überholten wir kleine Schleppdampfer, die oft bis zu 20 reisbeladene Boote thalwärts oder entladene Fahrzeuge wieder stromauf brachten. Auch mächtige Bambus- und Teakholzflöße, aus den Laosforsten kommend, benutzten die günstige Strömung, ihr Ziel, die Hauptstadt, zu erreichen. Im Jahre 1887 verkehrten über 350 Dampffahrzeuge, meist Eigentum von Chinesen oder siamesischen Prinzen, zwischen Paknam und Ayuthia. Der vierte Teil derselben ist seitdem entweder in die Luft geflogen oder sonstwie zu Grunde gegangen. Zu Dutzenden sieht man ihre Wracks an beiden Ufern des Menam liegen, und so lange die Siamesen und Chinesen das Notventil eines Dampfkessels lediglich als ein Hindernis zur vollen Ausnutzung der Dampfkraft betrachten und es daher durch Eintreibung von Holz- und Eisenkeilen außer Thätigkeit setzen, werden Kesselexplosionen schon dafür sorgen, daß die Maschinenfabriken und Schiffswerften in Bangkok stets vollauf beschäftigt sind. Für den reichen Siamesen gehört es nun einmal zum guten Ton, Besitzer eines Dampfbootes zu sein, und fliegt sein Fahrzeug heute in die Luft, so bestellt er — nota bene, wenn er nicht mitgeflogen ist — morgen ein neues.

Mit Dunkelwerden kamen wir todmüde von der Hitze und von den Anstrengungen des Tages beim Hause des Herrn Busch an, auf dessen luftiger Veranda ich mein Feldbett aufstellte, um mich gleich nach dem Abendessen niederzulegen und zum erstenmale, seitdem ich siamesischen Boden betreten hatte, in einen tiefen erquickenden Schlaf zu sinken.



Die Wat Poh und das siamesische Theater.

In der Frühe machte mir mein junger Edelmann wieder seine Aufwartung.

„Guten morgen Baron, was giebt's Neues?“

„Oh ich komme nur, Sie zu einer Besichtigung der Wat Poh abzuholen.“

„Aber ich habe ja schon alle sehenswerten Wats abgethan, Wat Chang, Wat Sekket, Wat Prakeo und weiß der Himmel was für Wats sonst noch.“

„Ja, aber die Wat Poh müssen Sie unter allen Umständen besuchen, sie ist die sehenswerteste von allen Tempelanlagen Bangkoks, die größte und reichste des ganzen Königreiches. Sie werden dort den berühmten schlafenden Buddha von 160 Fuß Länge sehen.“ (Als ob die Buddhas, die ich gesehen hatte, nicht lang genug gewesen wären!) „Nun“, stöhnte ich, „wenn es durchaus sein muß, dann lassen Sie uns ohne Zeitverlust aufbrechen, denn einen Sonnenstich ist mir Ihr Buddha nicht wert, und wenn er selbst 1600 Fuß lang wäre. Kommen Sie.“

Nach kurzer Fahrt hielten wir vor dem Thore der Wat und traten durch dasselbe in einen weiten Hofraum; diesen durchschreitend erreichten wir einen zweiten Hof, dann einen dritten mit umlaufenden Gängen, in denen zusammen wie man mir sagte, gegen 900 mit übergeschlagenen Beinen dasitzende vergoldete Buddhas in dreifacher Lebensgröße an den Wänden entlang aufgestellt sind. Gezählt habe ich sie nicht und interessiert haben sie mich auch nicht, da sie einander glichen wie ein Ei dem anderen und da ich schon mehrere tausend gleich langweiliger Figuren in anderen Wats gesehen hatte.

Dagegen entdeckte ich in einem der Tempel eine mir in ihrer Form neue Darstellung Buddhas. Der vergoldete Heilige sitzt hier auf einer silbernen, stellenweise vergoldeten, vierfach aufgeringelten Schlange, die sich hinter seinem Rücken aufrichtet und sein Haupt mit ihren sieben Köpfen beschirmt. Das ganze Bildwerk ist etwa 16 Fuß hoch und wird von einem hinter demselben stehenden künstlichen Baume beschattet.

In den verschiedenen durchweg mit Steinplatten gepflasterten Tempelhöfen — es sind ihrer so viele, daß man ohne einen Führer das Hauptthor nur durch Zufall wieder findet, sehen wir mehrere hundert Pagoden in allen Farben und Formen, phantastische Ungetüme aus Stein und glasiertem Thon, Fischteiche, Bäume, Sträucher und Blumenbeete. Das Ganze ist für siamesische, überhaupt für orientalische Verhältnisse vortrefflich gehalten, und läge die Wat Poh in einer gemäßigten Zone, sagen wir z. B. neben dem Ausstellungspark in Moabit, so würde ich ihr sicher mehrere stundenlange Besuche abstatten, so aber eilte ich, wie von Furien gejagt, an all diesen teils wunderlichen, teils schönen Bauwerken und sonstigen Gebilden von Menschenhand vor-

über und hätte — fast schäme ich mich es einzugestehen — sogar den 160 Fuß langen schlafenden Buddha links liegen lassen, wenn mein Begleiter mich nicht daran erinnert hätte, daß wir eben dieser Statue wegen nach Wat Poh gekommen waren.

Das Riesenbild, welches den Heiligen liegend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt, zeigt, ist in einer von 24 vierkantigen buntbemalten Säulen getragenen Halle untergebracht, in die vier Doppelthüren aus Ebenholz mit Perlmuttereinlage führen. Diese Thüren, namentlich aber die Perlmuttereinlagen in den über 17 Fuß langen und entsprechend breiten Fußsohlen Buddhas, Scenen aus dem Leben des Heiligen darstellend, sind Kunstwerke allerersten Ranges, wie sie leider heutzutage nicht mehr in Siam hergestellt werden, ebenso wenig wie in Annam oder Tonking, wo noch bis vor zwanzig Jahren die Inkrustierkunst in höchster Blüte stand. In den letztgenannten Ländern ist diese Kunst heute zum Handwerk herabgesunken, in Siam aber beinahe gänzlich erloschen.

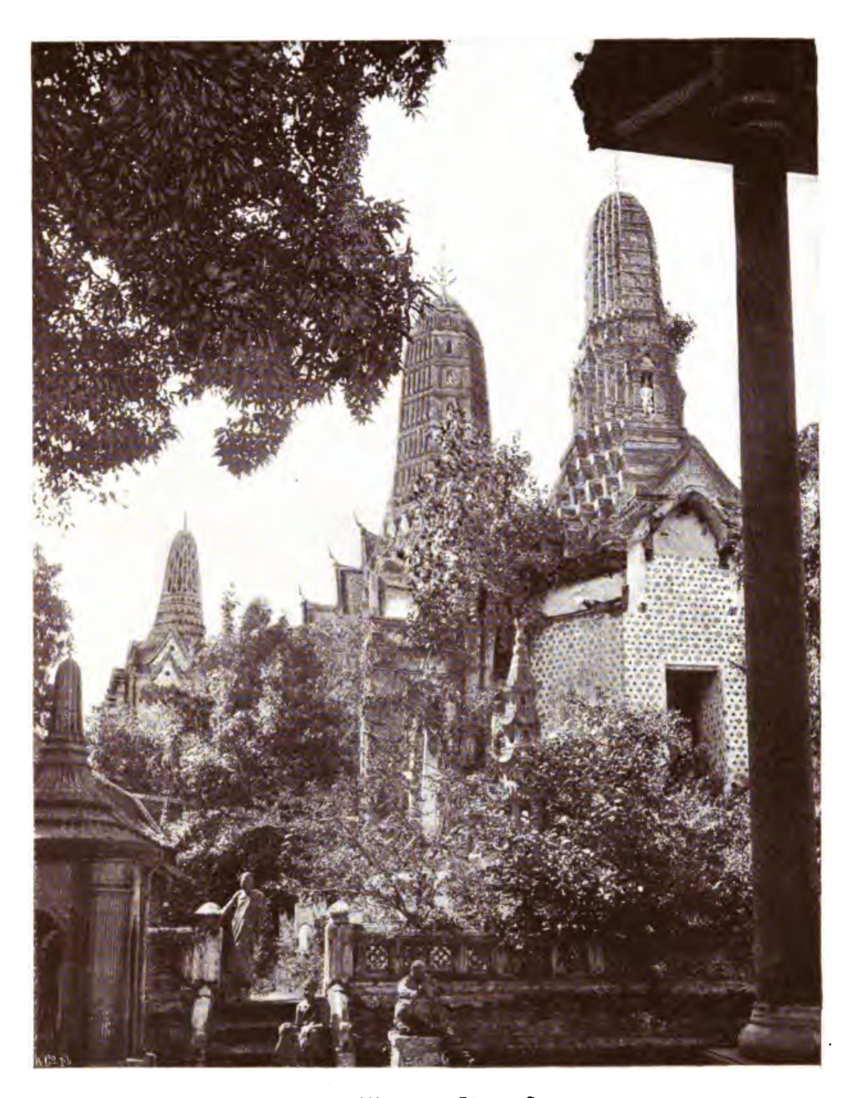
Ich hatte mir — um die Wahrheit zu sagen — vorgenommen, mir von dem langen Buddha in keiner Weise imponieren zu lassen, als ich jedoch jetzt, nachdem die Tempeldiener gegen ein kleines Geldgeschenk sämtliche 4 Thüren geöffnet hatten, dieses enorme Bauwerk im Dämmerlichte vor mir sah, einem goldenen Kolosse gleich, da kam doch wider Willen eine ganz eigenartige Stimmung über mich und es war mir, als ob aus einem der hinteren Winkel der Kommandoruf ertönte: „Helm ab zum Gebet."

Es ist nun einmal nicht anders, der Mensch, und mag er noch so kritisch beanlagt sein, läßt sich immer und immer wieder von dem Ungewöhnlichen beeinflussen, und wenn das

Ungewöhnliche auch nur in den Dimensionen liegt. Es ist überall dasselbe, bei den Pyramiden, der chinesischen Mauer, beim Eiffelturm und beim schlafenden Buddha der Wat Poh. Wenn ich die Statue vorhin ein „Bauwerk" nannte, so treffe ich damit thatsächlich das Richtige, denn die ganze Figur ist aus Ziegelsteinen aufgebaut und mit einer Kalkschicht überzogen. Um diese Kalkschicht legt sich ein dicker Mantel von Laoslack, dieser erst dient dann der ungewöhnlich starken Vergoldung als Unterlage, die ganz ungeheure Summen gekostet haben muß.

Im Laufe des Nachmittags unternahmen wir im Boote des Herrn Busch eine Fahrt auf dem Menam sowie in verschiedene kleinere Creeks und Flußarme „Klong" genannt, machten in den schwimmenden Läden Einkäufe und ergingen uns eine zeitlang in den lauschigen Anlagen eines halbverfallenen Tempels. Die uns rudernden Siamesen empfahlen uns auf der Rückfahrt angelegentlich den Besuch der hauptsächlich von Chinesen besuchten Wat Kalaya. Ihrem Drängen nachgebend landeten wir an der zur Wat führenden Treppe, fanden aber außer einem riesenhaften vergoldeten aufrechtsitzenden Buddha nichts Sehenswertes im Innern. Unsere Bootsleute, die uns gefolgt waren, schienen freilich auch weder aus Frömmigkeit noch aus Bewunderungstrieb gekommen zu sein, denn ohne sich irgendwie um den goldenen Buddha zu kümmern, ergriffen sie einen auf dem Altar aufgestellten Bambusbecher, in dem die Würfel durch etwa ein Dutzend Holzstäbchen mit in Punkten aufgezeichneten Zahlen ersetzt waren, schüttelten die Stäbchen durcheinander und zogen je eins derselben, um nachher, wie sie uns sagten, auf die gezogene Nummer in den Spielhäusern zu setzen.

Einen der letzten Abende in Bangkok hatte ich mir für



Wat am Klong San.

den Besuch einer Vorstellung im Prinzen-Theater frei gehalten. Da dasselbe nicht weit vom Hause des Herrn Busch gelegen ist, so war ich während der Nächte, die ich auf der Veranda meines liebenswürdigen Wirtes zugebracht, bereits genügend auf die Anforderungen, die an die Gehörsnerven des Theaterpublikums gestellt werden, vorbereitet worden.

Eine Theater-Vorstellung in Bangkok beginnt in der Regel um sieben Uhr abends und erreicht gegen zwei Uhr morgens ihr Ende. Man kann sich daher denken, welch angenehme Nachbarschaft solch ein siamesischer Musentempel bildet. Zum Segen der Nachbarn stehen die Pforten desselben aber nur während der Hälfte des Monats offen, denn es wird nur an den sieben Abenden vor und sieben Abenden nach Vollmond gespielt. Lacon Phya Ma Hin, unter diesem Namen ist das Theater den Eingeborenen bekannt, ist für die Besucher sowohl vom Flusse aus wie von der Landseite erreichbar. Wählt man, wie wir es thaten, den Landweg, so gelangt man durch das Thor einer Mauer in einen von Verkaufsständen und zahlreichen schmutzigen Gebäuden beengten Hof. Zwischen Schenken, Zigarrenläden und chinesischen wie siamesischen Garküchen sich hindurchdrängend, steht man endlich vor dem Theater, das hier eingekeilt zwischen ungezählten Buden mit flackernden und qualmenden Öl- und Petroleumlampen mir nicht gerade der Idealbau für eine Feuerversicherungsgesellschaft zu sein scheint.

„Ei! ei!" sagte ich zu meinem Begleiter, auf eine leiterähnliche, schmale, an der Außenwand des Theaters angebrachte Stiege deutend, „also eine Nottreppe haben Sie doch auch schon? Man sieht hier wieder einmal, daß in Bangkok nach berühmten Mustern gearbeitet wird."

„Was glauben Sie? Eine Nottreppe? Die Stiege,

die Sie hier sehen, ist überhaupt die einzige, die zu den oberen Rängen führt. Eine Nottreppe? Das ist sie allerdings, weil man sich der Not gehorchend ihrer bedienen muß, aber gleichzeitig ist sie auch escalier d'honneur, und in ihrer Eigenschaft als letztere bitte ich, sie heute anzusehen."

Ich kletterte also die Ehrenstiege hinauf und gelangte in eine mit Stühlen besetzte, nach europäischer Art eingerichtete Loge. In der vorderen Reihe derselben saßen mehrere siamesische swells in Gesellschaft zweier reizender jungen Siamesinnen, die, ihren funkelnden Edelsteinen nach zu urteilen, zu den ersten Familien des Landes gehören mußten. Eine der beiden Damen begrüßte meinen Begleiter in anmutigster Weise, und dieser erzählte mir auf mein Befragen, wer das holde Geschöpf sei, einen ganzen Roman, in dem ein hingerichteter Vater, eine leichtfertige Mutter und ein junger annamitischer Prinz eine große Rolle spielten. Nachdem ich mich an den Reizen unserer beiden Logengefährtinnen satt gesehen hatte, wendete ich dem Musentempel und dem denselben bis auf den letzten Platz füllenden Publikum meine Aufmerksamkeit zu.

Das Auffallendste am siamesischen Theater ist zweifellos die Lage der Bühne. Letztere befindet sich nicht wie in den europäischen und mir bis dahin bekannt gewordenen übrigen asiatischen Theatern auf erhabenem Unterbau, an einem Ende des Hauses, sondern gleich der Arena im Zirkus zu ebener Erde, mitten im Gebäude. An drei Seiten ist sie vom Zuschauerraum umschlossen, nach hinten aber durch einen Verschlag abgegrenzt, durch den zwei mit Teppichen verhängte Thüröffnungen in die Garderobe führen. Zwischen den beiden Thüren hängt eine bemalte Rollleinwand, auf der die jeweilige Örtlichkeit, in der die Scene spielt, dar-

gestellt ist. Die Leinwand wird nach Bedürfnis im Laufe der Vorstellung gewechselt. Damit ist aber auch die ganze, an die Anspruchslosigkeit Shakespearescher Zeiten erinnernde Ausstattung erschöpft. Höchstens werden noch einmal Tische, Stühle und Tierfiguren auf die Bühne gebracht. Das Orchester, in der Hauptsache aus Flötenbläsern, Trommlern, Gong- und Paukenschlägern bestehend, hat seinen Platz zwischen den Zuschauern neben dem Eingang zur Bühne. Die Schauspieler singen weder noch sprechen sie, sondern überlassen dieses den Mitgliedern des Orchesters, während sie dazu die nötigen Gesten und Bewegungen ausführen.


Siamesische Trommel aus gebranntem Thon mit Schlangenhaut überspannt.

Wie der Gefängnis-, so ist auch der Theaterdirektor ein Prinz von königlichem Geblüt, ein Onkel Sr. Majestät oder etwas Ähnliches. Er ist ein liebenswürdiger älterer Herr, und zweifellos einer der beneidenswertesten Theaterdirektoren beider Hemisphären. Die sämtlichen Bühnenmitglieder sind nämlich seine Sklaven oder vielmehr Sklavinnen; denn sie sind, siebenzig an der Zahl, alle weiblichen Geschlechtes. Kontrakterneuerungen sind somit an dieser Bühne unbekannt, Kontraktbrüche kommen höchstens einmal vor, wenn eine der Damen sich entführen läßt, und daß solche Vorfälle zu den größten Seltenheiten gehören, dafür sorgt der Prinz-Direktor, der über seine Schar mit Argusaugen wacht und derart jede Versuchung von ihnen fernhält, daß er selbst mich nicht einmal in die Garderobe hineinlassen wollte.

Der Zuschauerraum faßt an 800 Menschen, die für ihre Plätze 40 Pfennig bis 4 Mark bezahlen. Da das Theater stets vorzüglich besucht ist und der Direktor Gagen nicht zu zahlen hat, so kann man sich leicht ausrechnen, daß seine Ausgaben hinter den Einnahmen weit, weit zurückbleiben müssen, selbst wenn man eine nicht unbeträchtliche Summe für die Beschaffung neuer Kostüme in Anrechnung bringt; denn daß seine Sklavinnen etwas Ordentliches auf dem Leibe haben, dafür sorgt Seine Hoheit vom Standpunkt des Zuschauers aus vielleicht sogar in etwas zu väterlicher Weise. Möglich auch, daß der gute Herr zu denken scheint, daß in Siam niemand ins Theater kommt, um sich an der braunen Haut der Schauspielerinnen und Tänzerinnen zu erfreuen. Man versteht diesen Standpunkt vollkommen, wenn man von oben auf die, das Parterre füllende halbnackte schwitzende Menschenmenge hinunterschaut und hie und da Kinder erblickt, deren ganze Kleidung in einem Jasminblütenkränzchen, der um das auf sonst kahlrasiertem Schädel stehen gebliebene Haarschöpfchen gewunden ist und einem das paradiesische Feigenblatt ersetzenden herzförmigen kleinen Silberschild besteht.



Silberner Schild siamesischer Kinder.

Unbekleidet sind bei den Schauspielerinnen ausnahmslos Hände und Füße, und in Verrenkungen derselben liegt eigentlich ihre ganze Kunst. Jedes Stück ist mehr oder weniger balletartig, aber das Tanzen besteht nicht wie bei uns aus gewagten Sprüngen, Pirouetten und schwindelerregen-

den Drehungen, sondern aus einem langsamen Marschieren mit nach außen gebogenen Beinen und gleichzeitigem Anziehen der Füße gegen die Schienbeine. Nicht etwa ein gestreckter Fuß mit gestrecktem Bein, sondern das gerade Gegenteil bildet zusammen nach siamesischen Begriffen eine schöne Linie. Ebenso ist es mit Arm und Hand, und von einer Primaballerina wird zum mindesten verlangt, daß sie die Handgelenke so weit zurückbiegen kann, bis die äußere Handfläche den Arm berührt. Zum Überfluß schmücken einzelne Tänzerinnen ihre Hände mit zwei bis drei Zoll langen künstlichen Fingernägeln, um so die Handverrenkungen noch grotesker erscheinen zu lassen. Ich kann nicht sagen, daß ich mich für diese Art Tänzerei habe begeistern können, aber vielleicht gewöhnt man sich mit der Zeit just so an dieselbe wie an Wagnermusik, Böcklinsche Bilder und Grätzer Bier.

Mit den Leistungen des siamesischen Orchesters könnte ich mich schon eher befreunden, als mit denen der Corps de ballet; denn ab und an hört man sogar recht ansprechende Melodien. Bei Theatervorstellungen wird freilich meist ein geradezu ohrbetäubender Lärm vollführt, aus dem man nichts anderes als Getöse heraushört.

Über den Gang des Stückes, dem ich beiwohnte, kann ich wenig mehr berichten, als daß ein in Gold und Silber gekleideter Prinz mit einer 3 Fuß hohen pagodenförmigen vergoldeten Holzkrone auf dem Kopfe sich, nachdem er vorerst eine halbe Stunde lang die blödsinnigsten Hand- und Fußkrümmungen vorgenommen hatte, zwölfmal in eine auf die Leinwand gemalte Felsschlucht stürzen wollte und ebenso oft durch zwei herbeieilende barfüßige Menschenfreunde oder Schutzleute in langen schwarzen Tuchhosen, Attilas unserer

6. Husaren und Infanteriepickelhauben hieran verhindert wurde, worauf alle drei zusammen einen Tanz aufführten, bis ein zweiter Prinz mit Gefolge erschien und seinerseits allerhand Allotria trieb. Den Schluß des Stückes bildete ein großer militärischer Umzug, bei dem die verschiedenen Waffengattungen der tonangebenden europäischen Mächte vertreten waren. Überhaupt beschäftigt man sich auf der siamesischen Bühne scheinbar mit Vorliebe gerade mit Europäern; denn das nächstgespielte Stück bestand in der Hauptsache aus einem vortrefflich dargestellten Zechgelage, bei dem es durchaus natürlich, nämlich anfangs gesittet, später lärmend und zum Schluß hochgradig ungemütlich zuging. Fast alle aufgeführten Stücke sind von dem Prinzen-Direktor selbst verfaßt.

Nach zweistündigem Aufenthalt in dem entsetzlich heißen Theaterraum glaubte ich ein gewisses Recht dazu zu haben, mich zurückzuziehen, und that das mit dem befriedigenden Gefühl, einer Vorstellung beigewohnt zu haben, wie man sie so eigenartig eben nur im Lande des weißen Elefanten sehen kann.





Beim König auf Kohsi-Chang.

Mit Einkäufen aller Art, Abschiedsessen und Besuchen wurden die letzten Tage meines Aufenthaltes in Bangkok ausgefüllt, bis ich mich am Nachmittag des 11. Juli nach einem letzten Trunke im Kreise lieber Freunde an Bord des der Scottish-Oriental Steamship-Co. gehörenden Dampfers „Chowfa“ begab, um mich von demselben, einer Einladung des Königs folgend, nach dessen Sommerresidenz Kohsi-Chang entführen zu lassen und von dort später, ohne Bangkok wieder zu berühren, nach Hongkong weiter zu fahren.

Eine Anzahl meiner Landsleute begleitete mich noch eine Strecke den Menam hinunter, dann nahmen auch sie Abschied, und ich war mit Shokra allein. So leid es mir that, mich wieder einmal von liebenswürdigen Menschen trennen zu müssen, der Abschied von Bangkok selbst wurde mir nicht allzu schwer, trotzdem ich dort eine überaus interessante Zeit verlebt hatte. Die fürchterliche Hitze, Moskitos und schlaflose Nächte hatten mich mehr heruntergebracht, als die Anstrengungen und langen Entbehrungen während meines

Marsches durch die Schanstaaten nach Tonking; die Fieberbazillen begannen sich wieder zu regen, und außerdem war mir's klar, daß Bangkok mit seinen reichbesetzten Tafeln und sonstigen Verführungen mir zu einem Capua werden mußte, wenn ich noch länger in seinen Mauern geweilt hätte.

Nach vierstündiger Fahrt passierten wir die Barre und warfen außerhalb derselben Anker, um erst mit Morgengrauen weiterzufahren und die ca. 40 Kilometer von der Flußmündung gelegene Insel bald darauf zu erreichen.

Kohsi-Chang ist das jüngste Spielzeug des Königs, nachdem die kostbaren Anlagen in Bang Pa-in den Reiz des Neuen für Seine Majestät verloren haben. Daß der König sich in letztgenanntem Palaste trotz aller Pracht und Herrlichkeit nicht wohlfühlte, finde ich ebenso begreiflich, wie es mir unverständlich ist, daß ein Mensch je hat auf den Gedanken kommen können, sich in der sumpfigen Menam-Ebene anzubauen. Kohsi-Chang ist in der That der gegebene Platz für eine Sommerresidenz, das hatten auch längst verschiedene Europäer eingesehen und den gutherzigen König veranlaßt, zu ihrem Nutzen dort ein kleines Sanatorium zu bauen. Im übrigen führten auf der Insel nur einige Fischerfamilien ein friedliches Leben. Ein einziger Sommeraufenthalt des Königs hat genügt, auf diesem von den saphirblauen Fluten des Golfes von Siam umspülten stillen Eiland eine Stadt entstehen zu lassen. Anfangs hatte Seine Majestät nur einige Dutzend seiner Frauen mitgenommen, in deren Mitte er sich aber bald wie verwaist vorkam und daher auch den Rest seiner vielköpfigen besseren Hälfte nachkommen ließ. Wegen Mangels an Raum mußten die Damen sich auf die allernotwendigsten Dienerinnen beschränken, denn

mehr als 2000 Menschen wünschte der ruhebedürftige Monarch nicht in dieser Einsiedelei unter seinem Dache zu haben.

Mit dem König kamen selbstverständlich die meisten seiner Brüder und eine ganze Anzahl von Würdenträgern, Hofbeamten, Quacksalbern, Soldaten und Händlern. Gleich Pilzen schossen die „cottages" aus dem Boden hervor, vorläufig entweder leichte Holz- oder Bambuskonstruktionen, da niemand weiß, wie lange die Laune des Königs vorhalten wird, oder hübsche schmucke lustige Bungalows, die im Innern zum Teil mit einer gewissen Eleganz eingerichtet sind. Ein großer Park mit Reit- und Fahrwegen, nach dem ersten Seiner Majestät auf Kohsi-Chang geborenen Prinzen „Asdang Park" getauft, ist mit viel Geschick aus der Wildnis herausgearbeitet worden. Breite Straßen, nach allen möglichen einflußreichen Persönlichkeiten des Landes benannt und mit großen Namensschildern versehen, durchziehen die Insel nach verschiedenen Richtungen.

In der vorzüglich geschützten Hafenbucht ankert der größte Teil der königlichen Flotte, durchweg weißgestrichene, saubergehaltene, in Europa gebaute Kanonenboote und Dampfyachten, die mit schmucken, nach Art der europäischen Marinemannschaften gekleideten Siamesen bemannt sind. Unter Führung des Befehlshabers der Flotte, des Kommodore Richelieu, eines Dänen, stattete ich mehreren der Schiffe einen Besuch ab und war erstaunt über die ausgezeichnete Haltung der Leute, meist junger Burschen von der Westküste der malayischen Halbinsel, die, da sie es versäumt haben, sich gewissermaßen als freiwillige Sklaven unter einen Prinzen oder Edelmann zu stellen, als herrenloses Gesindel aufgegriffen und in die Marine eingestellt worden sind. Dem Gesetze nach ist die Sklaverei, auch die sogenannte

Schuldsklaverei, seit dem Jahre 1868 in Siam zwar aufgehoben, in der Praxis aber existiert sie weiter, und wer nicht selber Herr ist, hat sich einem solchen zu unterstellen, falls er nicht als mehr oder weniger vogelfrei angesehen werden will.

Desertierungen von den Schiffen sollen massenhaft vorkommen, nicht etwa, weil die Leute sich an Bord unglücklich fühlen oder schlecht behandelt werden, sondern weil sie den ihnen versprochenen Sold in Höhe von 2 M. pro Woche oft monatelang nicht ausgezahlt erhalten. Es ist nämlich in Siam gang und gäbe, daß die Beamten, durch deren Hände die Gehälter an die richtige Stelle abgeführt werden sollen, die ihnen überwiesenen Summen noch in eigenem Interesse eine zeitlang gegen hohe Zinsen ausleihen.

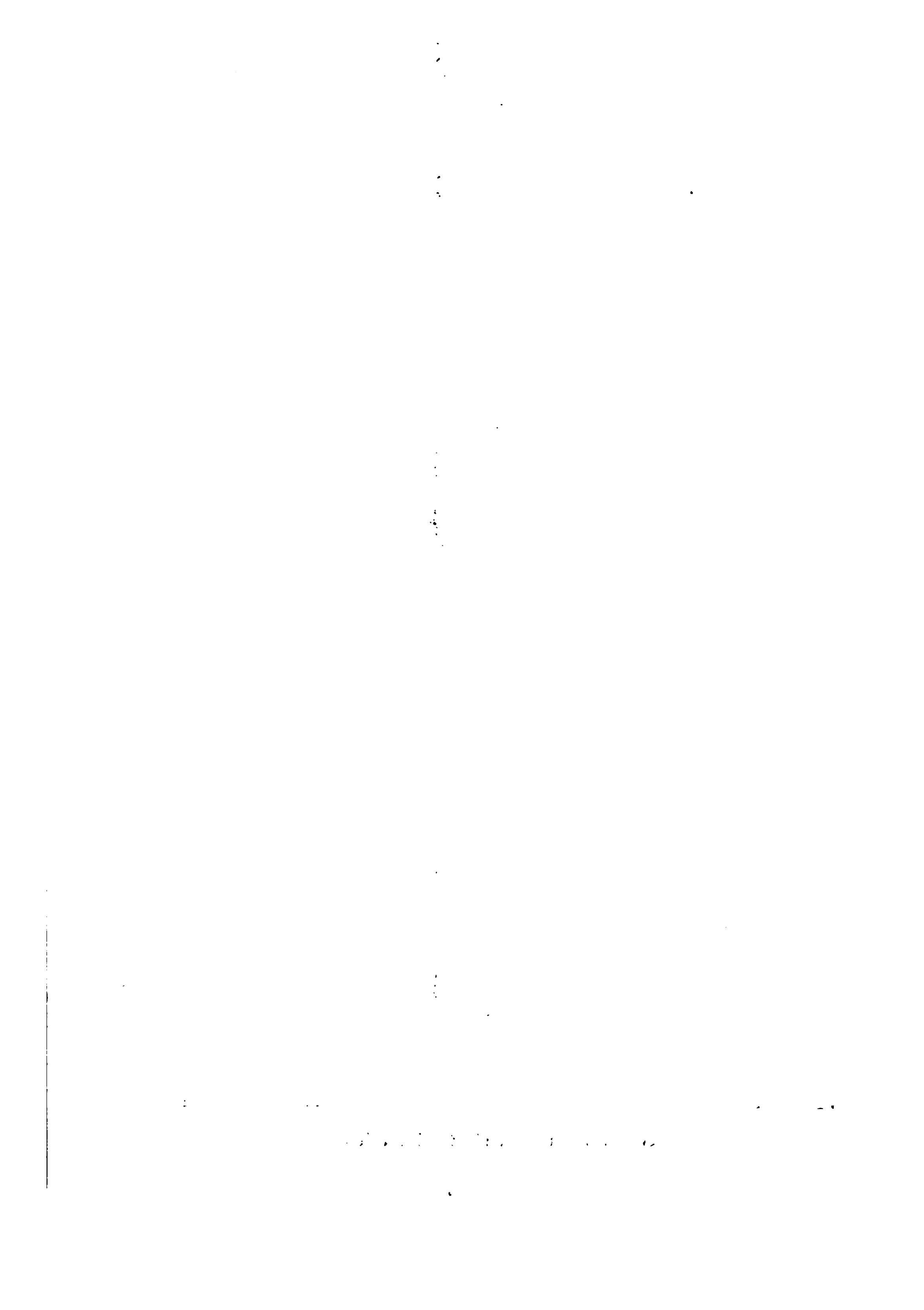
Der König und einige seiner Brüder wie die Prinzen Devawongse und Damrong, haben den besten Willen, jedermann zu seinem Rechte zu verhelfen, aber sie sind ohnmächtig gegenüber der Korruption ihrer Beamten. Man weiß, daß die nötigen Gelder vom Könige den einzelnen Ressorts richtig und rechtzeitig zugestellt werden, aber ebenso weiß man, daß jeder Soldat, jeder Polizist, jeder kleine Beamte im Lande aus dem angegebenen Grunde mit seinem Sold und Gehalt im Rückstand ist.

Dem Könige Chulalonkorn, dessen ganzen Namen zu nennen ich hier unterlasse, da derselbe so lang ist, daß Sie, während ich ihn niederschreibe, bequem eine Partie Ecarté erledigen könnten, war ich persönlich von meinem erlauchten Freunde, dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg empfohlen worden und auf diese Empfehlung hin von Seiner Majestät nach Kohsi-Chang geladen worden.

Ich traf die Verhältnisse hier insofern ungünstig, als



Der König von Siam als Familienvater.



die zweite Königin wenige Tage zuvor einem Prinzen das Leben gegeben hatte und, trotzdem Ereignisse dieser Art gewissermaßen zu den Alltäglichkeiten gehören, alles aus dem Häuschen war. Eigentlich sollte ich lieber „in dem Häuschen" sagen, denn das Anormale bei einem solchen Familienzuwachs besteht darin, daß sich sämtliche königliche Prinzen vier Tage vor und acht Tage nach der Entbindung der Königin im Palaste aufhalten müssen, so daß alle die ihrerseits an mich ergangenen Einladungen widerrufen werden mußten und in Kohsi-Chang gewissermaßen „saison morte" war. Auch meine Audienz wurde infolge verschiedener Fieberanfälle, welche die hohe Wöchnerin zu bestehen hatte, von Tag zu Tag verschoben, denn Seine Majestät ist der besorgteste Familienvater von der Welt und, trotzdem man annehmen sollte, daß bei einem so ungewöhnlich hohen Divisor nicht allzuviel Gatten- und Vaterliebe auf die einzelnen Familienmitglieder entfallen könnte, liebt er seine Frauen und Kinder auf das zärtlichste. Selten sieht man den König, selbst bei Haupt- und Staatsaktionen, ohne einen oder mehrere seiner kleinen Nachkommen auf dem Schoße. Der Leibarzt des Königs ist ein Deutscher, Dr. Rasch. Dieser genießt das volle Vertrauen Seiner Majestät, was aber keineswegs ausschließt, daß auch allerhand Pfuscher mit ihren Geheimmitteln dem deutschen Jünger Äskulaps Konkurrenz machen. So wurden während meines Aufenthaltes am Hoflager eines Abends in Fahrzeugen der Flotte eine Anzahl von Boten — unter diesen sogar ein Gouverneur — nach verschiedenen Inseln, wie nach dem Festlande entsandt, um 13 unterschiedliche Kräuter zu sammeln, aus denen auf Rat irgend eines Quacksalbers der fiebernden Königin ein Thee gebraut werden sollte. Ich konnte mich bei dieser Gelegenheit des Wunsches

nicht erwehren, daß einer der Boten als 14tes Kraut dem Könige das ebenso seltene wie bittere Kraut der Wahrheit mitbringen möchte.

Die Tage in Kohsi-Chang vergingen mir in angenehmster Weise, hauptsächlich dank der Liebenswürdigkeit des Erziehers des Kronprinzen, eines Engländers, Mr. Morant, in dem ich einen Mann von ungewöhnlichen Herzens- und Geistesgaben kennen lernte.

Mr. Morant ist ein selbstlos aufrichtiger Berater der Siamesen, ein väterlicher Freund seines Zöglings, aus dem er sicher etwas Tüchtiges machen wird, wenn es ihm gelingt, allen Palastintriguen zum Trotze, beim Könige durchzusetzen, daß der Kronprinz ausschließlich seiner Obhut anvertraut bleibt. In Kohsi-Chang wohnte der Erbe des siamesischen Thrones mit seinem Erzieher in einem vom Palaste getrennten Holzhäuschen, und sobald die acht Tage, die er der Geburt seines jüngsten Bruders wegen unter dem Dache des Königs zubringen mußte, vorüber waren, hatte ich mehrfach Gelegenheit, mich eingehend mit ihm zu unterhalten. Der jetzt 15jährige Prinz, Chowfa Maha Vagirunhis (dies ist der Name, den er mir auf sein Bild geschrieben hat), ist ein wohlentwickelter Knabe von ungemein zuthunlichem, anschmiegendem Wesen. Er ist nicht schön, aber anmutig, aufgeweckt, fleißig und sehr bescheiden, trotzdem er gewohnt ist, daß seine zukünftigen Unterthanen und sogar hier und da ihre Würde vergessende Europäer sich auf allen Vieren kriechend vor ihm im Staube bewegen. Ich schenkte ihm eine kleine Dampfspritze und einige seltene Briefmarken — denn auch hier treibt der Teufel der Philatelie sein Wesen — und ergötzte mich an der kindlichen Freude des Prinzen,

der hoffentlich berufen ist, dereinst sein Land einer glücklicheren Zeit entgegenzuführen.

Er erzählte mir u. a. in gutem Englisch, daß der König allabendlich die ganze Schar seiner Nachkommen um sich versammele und Lieder mit ihnen sänge. Mr. Morant klagte mir, daß er große Schwierigkeiten habe, seinen Zögling für irgend etwas zu interessieren, wofür der König selber kein Interesse zeige, daß er vielmehr alles, was letzterer nicht liebe, auch seiner unwürdig erachte. Da der König nicht reite, wolle auch er nicht in den Sattel u. s. w. Vor kurzem bekam er aus England zwei Hunde geschickt, um die er sich jedoch in keiner Weise bekümmerte, da sein Vater keine Hunde hielt. Auf Mr. Morants Bitten nahm der König nun einen der Hunde zu sich und von dem Augenblicke an ist auch der Kronprinz der zärtlichste Hundefreund.

Er erkundigte sich bei mir wiederholt nach den kleinen Kaiserlichen Prinzen in Berlin und war höchlichst überrascht zu erfahren, daß dieselben alle als Offiziere in die Armee eintreten müßten. Daß aber unser Kaiser und seine Brüder in der Jugend sogar ein Handwerk hatten erlernen müssen, wollte ihm durchaus nicht in den Sinn.

Mein Empfang beim Könige fand eines Abends kurz nach Sonnenuntergang statt. Der als introducteur des ambassadeurs fungierende drei und ein halb Zentner schwere Gouverneur von Paknam, Phya Shmud, hatte mich in einem Königlichen Wagen aus meinem Bungalow abgeholt und mich auf dem vor dem Palastthore weit ins Meer hinausgebauten, mit drei hübschen Pavillons gezierten Landungssteg des Königs abgesetzt. Hier mußten wir eine halbe Stunde warten, während der Hunderte von Palast-Sklavinnen und Sklaven herbeiströmten, um von den verschiedenen Treppen

des Landungssteges aus ihr Abendbad in den salzigen Fluten der Hafen-Bucht zu nehmen. Unter den jungen Damen sah ich kaum ein einziges hübsches Gesicht, unter den Männern eine große Anzahl Laos, wie ich an ihrer charakteristischen Lendentätowierung erkannte.

Endlich erschien Kommodore Richelieu, der am Hofe ungefähr die Stellung eines Mädchens für alles bekleidet, denn er ist nicht nur Admiral, sondern auch Garten-, Wege- und Bauinspektor, Dolmetscher, Hofmarschall, Eisenbahnbau-Sachverständiger und muß den König, wenn derselbe badet, gelegentlich sogar ins Wasser begleiten. Seine Mußestunden füllt er, wie man mir sagte, mit Deutschenhaß aus. Lediglich seinem Einfluß auf den König ist es zuzuschreiben, daß sich unter den europäischen Beamten des Landes mehr Dänen als Deutsche und Engländer befinden und daß fast sämtliche Offizierstellen mit ihnen besetzt sind. Begleitet von Herrn Richelieu und dem wie eine dampfabblasende Lokomotive pustenden dicken Phya Shmud, trat ich durch das sich sofort wieder hinter uns schließende Palastthor, während die Wache ins Gewehr trat. In dem von Gartenanlagen, Teichen, Springbrunnen und Lusthäuschen geschmückten, von Häusern und Schuppen umgebenen Hofraum bildeten fackeltragende Marinesoldaten Spalier bis zu einem in der Nähe des Palastes stehenden matterleuchteten achteckigen Pavillon, in welchem der König mich erwartete.

Seine Majestät kam mir bis zur obersten Treppenstufe entgegen und reichte mir die Hand, derweil Herr Richelieu an der untersten Stufe stehen blieb und der dicke Phya „khorab“ machte, d. h. sich auf Knieen und Ellenbogen niederließ und das Haupt senkend die Handflächen wie zum Gebet zusammengelegt gegen die Stirn führte.

In dem Pavillon befanden sich einige Ottomanen, ein Tisch mit wunderbaren goldenen Dosen, Tellern und Käftchen, sowie einige Stühle.

Der König, der nicht nur in seiner Baulust, sondern auch in seiner äußeren Erscheinung lebhaft an den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern erinnert, ist heute etwa 40 Jahre alt, schlank gewachsen und gilt mit Recht für einen der schönsten Männer seines Landes. Mehr aber noch als durch seine äußere Erscheinung fesselt der König durch seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit und die Vornehmheit seines Auftretens. An ihm ist wirklich jeder Zoll ein König, und niemand wird sich dem Zauber seiner Persönlichkeit entziehen können.

Er trug die siamesische Hoftracht, weißseidene Wadenstrümpfe, Schnallenschuhe, das um die Hüften geschlungene, zwischen den Beinen durchgezogene und bis zu den Knieen reichende panung aus dunkelfarbiger Seide, dazu ein kurzes weißes Ärmeljäckchen mit goldenen Knöpfen. Das Haar trägt Seine Majestät gescheitelt in der Art seines Vorbildes aus Bayern.

Nachdem der König mir sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich, wie ihm zu Ohren gekommen sei, in letzter Zeit mehrfach vom Fieber zu leiden gehabt habe, kam er auf seinen Freund, den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zu sprechen, der vor mehreren Jahren auf einer Reise um die Erde gegen vier Wochen sein Gast gewesen war und, wie überall so auch in Siam, die Herzen von hoch und niedrig im Sturme genommen hatte.

Ich wurde dann gefragt, wie mir Bangkok gefallen und was ich daselbst gesehen habe. Als ich auf das vorzüglich gehaltene Gefängnis zu sprechen kam, konnte ich nicht unter-

lassen, auf den Vorteil hinzuweisen, welcher der Bevölkerung der Hauptstadt aus der Anlage einer Wasserleitung, wie sie im kleinen bereits im Gefängnis eingeführt sei, erwachsen würde, dann sprach ich vom Museum und pries die Thätigkeit meines Landsmannes, des Dr. Haase, wobei sich herausstellte, daß Seine Majestät weder wußte, daß das Museum vor 6 Monaten aus seinem Palaste in eine Tempelanlage übergeführt worden war, noch daß ein Haase seit fast einem Jahre in seinem Lande sein Wesen trieb.

Nicht unbekannt war es dem König dagegen, daß ein Deutscher einst versucht hatte, den wunderbaren Bronze-Schiwa aus Siam zu entführen, worauf ich dem hohen Herrn empfahl, möglichst bald eine Expedition auszurüsten und die herrlichen Bronzen, die unter den Trümmern Chieng Sens am oberen Laufe des Mekong lägen, nach Bangkok zu bringen. Selbstredend mußte ich von meiner Reise durch die Schanstaaten und vor allem über das, was ich in Tonking gesehen hatte, berichten. Sr. Majestät nahm schon damals in richtiger Vorahnung dessen, was kommen sollte, ein sehr lebhaftes Interesse an seinen Nachbarn, den Franzosen, und schien von dem, was ich über die mangelnde Disziplin der Truppen und die teilweise Korruption der Offiziere zu berichten hatte, auf das angenehmste berührt zu sein.

Meine Frage an den König, ob er nicht beabsichtige Europa einen Besuch abzustatten, wurde dahin beantwortet, daß die Lust dazu schon vorhanden sei, aber doch mancherlei Bedenken vorlägen.

Des Pudels Kern ist — entre nous soit dit — daß die Königin von England auf eine bezügliche Anfrage erklärt haben soll, unter keinen Umständen einen Mann empfangen zu wollen, der seine eigenen Schwestern geheiratet hat.

Seine Majestät bediente sich des Siamesischen, welches von Herrn Richelieu ins Englische übertragen wurde, nur ab und an warf er einige englische Brocken ein, so entschuldigte er beispielsweise die Einfachheit seiner Umgebung mit den Worten: „Here in Kohsi-Chang is everthing pic nic.“

Der König ist ein großer Musikfreund, und auch während der Audienz spielte irgendwo im Park versteckt das Marinemusikcorps.

Als ich mein Bedauern aussprach, bisher keine vollständige Sammlung siamesischer Musikinstrumente gesehen zu haben, rief er aus den Reihen der in zwei Gliedern neben dem Pavillon aufmarschiert stehenden Prinzen einen seiner Brüder, den Chowfa Banuronsi, der zugleich als Kriegsminister den Titel „Ognoi“ führt, heraus, stellte mir denselben als den größten Musikkenner des Landes vor und empfahl mich seinem besonderen Wohlwollen.

Zum Schluß richtete ich an Seine Majestät die Bitte, mich mit einem Teil der königlichen Nachkommenschaft bekannt zu machen. Auf einen Wink des liebenswürdigen Monarchen trippelten sofort zwei kleine Prinzen und ein Prinzeßchen — alle dem Jahrgange 1885 entstammend — herein, um erst dem König, dann mir die Händchen zu reichen. Die beiden Prinzen erschienen barfuß mit nackten Beinchen und in siamesischer Tracht mit Jasminblütenkränzen auf dem Scheitel, den Haarschopf mit rotseidenen Bändchen umwunden, die Prinzessin dagegen trug ein langes Goldbrokatkleid nach europäischem Schnitt, dazu einen riesenhaften taubengrauen Rembrandthut mit wallenden weißen Straußenfedern. Für ein siebenjähriges Kind war das zwar keine sonderlich geschmackvolle Toilette, aber das kleine Dämchen lugte mit seinen tiefschwarz glänzenden runden Augen so

entzückend unter dem Hute hervor, daß ich fast vergessen hätte, mich einer celestial princess gegenüber zu befinden und darauf und daran war der reizenden kleinen Maus einen Kuß zu geben.

Nach etwa zweistündiger Audienz verabschiedete ich mich von Seiner Majestät, und als ich zwischen den Spalier bildenden Fackelträgern wieder dem Palastthore zuschritt, nahm ich die Überzeugung mit, in dem Herrscher von Siam einen der liebenswürdigsten Monarchen der Welt kennen gelernt zu haben. Daß der König Chulalonkorn das Beste seines Landes und seiner Landeskinder will, davon ist jedermann, der das Glück gehabt hat, ihm näherzutreten, überzeugt, aber der König ist, wie die meisten seiner Landsleute, ein weicher Charakter ohne Initiative und vor allen Dingen fehlt ihm die Axt, die notgedrungen seinerseits an den Baum des Übels — den korrumpierten Beamtenstand — gelegt werden muß.

Politisch ist Siam in einer mehr als peinlichen Lage, denn es steht zwischen englischem und französischem Besitz nicht wie der Esel zwischen zwei Heubündeln, sondern umgekehrt wie das Heubündel zwischen zwei Eseln, von denen bis vor kurzem keiner dem andern einen Bissen gönnte. Die Furcht beider, nicht alles allein fressen zu können, verhinderte sie, mit dem Mahle zu beginnen. Erst als ein Gladstone sich auf den englischen Esel geschwungen und diesen in kürzester Zeit um ein gut Teil seines Ansehens und Appetits gebracht hatte, schlug der Franzose hinten aus und fing vorn an zu fressen. Der Engländer ließ sich das Heu ruhig vor der Nase fortnehmen und spielte damit eine Rolle, die ihm weder Siam noch die zivilisierte Welt zugetraut hätte.

Ich beklage das vor allem im Interesse der Siamesen,

dann aber auch im Interesse des europäischen Handels mit Siam, denn wo immer die Franzosen in Asien Fuß fassen, wirken sie eher lähmend wie belebend auf die Verhältnisse. Man sehe sich Tonking, Annam und Cochinchina an und man wird mir zugeben müssen, daß die Franzosen ein Volk sind, welches vom Kolonisieren nicht viel mehr versteht, als ein blinder Chinese vom Haarschneiden.

Für Siam giebt es kein größeres Unglück als das, von Frankreich gefressen zu werden. Ob es sich seine bisherige Selbständigkeit auf die Dauer wird erhalten können, hängt einzig und allein von der Gnade Frankreichs und Englands ab; denn wir werden uns, trotzdem wir manche Handelsinteressen im Lande haben, die Finger nicht für Siam verbrennen wollen. Aber wenn es einmal zu einer Annexion des Reiches kommen sollte, so wünsche ich, daß England die annektierende Macht sein möchte. Was könnte aus diesem beispiellos fruchtbaren Lande unter englischer Verwaltung werden, aus diesem Lande, in dem bisher höchstens der 20. Teil des sich zur Kultur eignenden Bodens mit der Pflugschar in Berührung gekommen ist und in dem eine Bevölkerung lebt, die möglicherweise heute nur deswegen so unsäglich faul ist, weil sie weiß, daß ihr die Früchte etwaigen Fleißes von gewissenlosen Beamten unter allen Umständen abgenommen werden würden.

Wenn unter der bestehenden Landesregierung der Wert der Ein- und Ausfuhr in den Jahren 1884—1890 von 58 141 540 Mark auf 116 812 820 Mark, also auf mehr als das Doppelte steigen konnte (der Import stieg in dem gleichen Zeitraum von 20 826 300 Mark auf 50 620 400 Mark), so kann man sich ungefähr ein Bild davon machen,

wie es in einem solchen Lande unter geordneter Verwaltung aussehen könnte.

Die jetzige Regierung hat jedenfalls mehr der Not, d. h. dem Druck verschiedener Vertreter fremder Nationen, die gern der Eisenindustrie ihrer Länder Aufträge verschaffen wollten, als dem eigenen Triebe gehorchend, neuerdings mit dem Bau einer Eisenbahn nach Khorat begonnen. Vernünftige Menschen versprechen sich von dieser Anlage nicht allzu viel Nutzen, denn in einem Lande, in dem außer in der Hauptstadt Landstraßen und Fahrwege nicht vorhanden sind, nützt auch eine Bahn wenig, da die Zufuhr der Produkte zu den Bahnstationen zu schwierig ist. Was Siam in erster Linie not thut, das sind Kanäle und Bewässerungsanlagen, die es dem Ackerbauer ermöglichen, in gleicher Weise wie in Egypten und vielen Teilen Chinas, Japans und Indiens, zwei Reisernten im Jahre zu machen. Unter den jetzigen Verhältnissen konnten im Jahre 1890 schon gegen 8 Millionen Picul Reis (1 Picul à 133 Pfund engl.) im Werte von ca. 36 Millionen Mark aus Siam ausgeführt werden. Welcher enormen Steigerung ist demnach die Reisproduktion fähig, wenn in richtiger Weise Bewässerungsanlagen geschaffen würden. Die beste Ernte, die im Lande je gemacht wurde, war die des vergangenen Jahres (1892), von der man sich einen Export von 10 Millionen Picul versprach.

Das Hauptausfuhrprodukt Siams ist neben Reis das in der ganzen Welt zum Schiffsbau Verwendung findende Teakholz. Der Exporthandel mit letzterem liegt beinahe ausschließlich in Händen der Engländer, namentlich der Bombay-Burma Trading Co. und der Borneo Co. Die einzige große Bank in Siam ist eine Filiale der Hongkong Shanghai Banking Corporation. Es durften ungefähr 75 Deutsche

und die vierfache Anzahl Engländer in Siam leben. Erstere sind entweder Beamte im Dienste der siamesischen Regierung oder Kaufleute. Wirklich große deutsche Firmen giebt es in Bangkok nur zwei. Importiert werden in der Hauptsache englische, indische und schweizer bedruckte Baumwollwaren, als Nebenartikel deutsche Lampen, deutsches Glas, Porzellan, Steingut, deutsche Nähnadeln, Anilinfarben, Spielzeuge, Konserven, Biere u. s. w.

Ob sich für die Zukunft für den deutschen Handel, namentlich auch für die deutsche Eisenindustrie, bessere Aussichten bieten, entzieht sich meiner Beurteilung.

Gleichviel aber, ob für Deutschland etwas von Siam zu erwarten ist oder nicht, so lange wir es für nötig erachten, in Bangkok eine Ministerresidentur zu unterhalten, sollte dieses auch in einer der Weltmachtstellung des deutschen Reiches würdigen Weise geschehen. Leider ist das nicht der Fall und während England, Frankreich, Amerika, ja selbst das kleine Portugal ihre, ihnen zu eigen gehörenden Paläste besitzen, wohnte bisher der deutsche Ministerresident in einem der miserabelsten Häuser Bangkoks zur Miete. Vom Menam aus ist dasselbe zwar ohne Schwierigkeit zu erreichen, aber der Fluß hat eigentlich nur für diejenigen Europäer, die sich des Besitzes einer Dampfschaluppe erfreuen — und das sind die wenigsten — eine Bedeutung als Verkehrsader. Man bedient sich im allgemeinen eines Wagens, um Besuche zu machen, dazu gehört jedoch eine Fahrstraße, und eine solche führt nicht bis zur Residentur. Auch ist es für einen Fremden, selbst wenn er das deutsche Banner stolz vom Maste wehen sieht, schlechterdings unmöglich, ohne einen Führer die Residentur aufzufinden.

Man läßt sich also einen ortskundigen Mann zuerteilen,

fährt, von der Hauptstraße abbiegend, durch einige enge Winkelgäßchen, um dann vor einer schmutzigen Gasse, die schon mehr den Namen „Gosse" verdient, zum Aussteigen gezwungen zu sein. Durch letztere sich entlang tappend hält man endlich — in der Regel mit nassen Füßen — vor einer, in eine hohe Steinmauer eingelassenen roh gezimmerten Thür. Man fragt seinen Führer, ob er uns nicht irrtümlich etwa zu dem Hause einer Kartenschlägerin oder vor einen der Astarte errichteten Tempel gebracht hat, er beteuert indessen, wir ständen vor der „Imperial German Legation".

Nach längerem Pochen dreht sich die Thür kreischend in den Angeln, und wir gelangen, von einem siamesischen Diener geführt, erst durch einen Hühnerhof und dann vorbei an Amtszimmern zu der wenig Vertrauen erweckenden Treppe einer Veranda. Kaum haben wir einen Fuß auf die erste Stufe gesetzt, so ertönen von oben herab auch schon angsterfüllte Warnungsrufe.

„Um Himmelswillen geben sie acht! — nehmen Sie von der vierten Stufe drei Stufen auf einmal — jetzt wieder zwei, oder Sie stürzen unfehlbar in die Tiefe." Schließlich strecken sich uns vier kräftige Männerarme entgegen und, wie ein Lotse auf hoher See an Bord eines Schiffes, werden wir auf die Veranda gezogen.

Glücklich darüber, wieder einmal einem sicheren Genickbruch entgangen zu sein, fange ich sofort an, einen afrikanischen Huldigungstanz vor unserem stellvertretenden Ministerresidenten, Herrn Konsul Flügger, aufzuführen, werde aber ohne Umstände ergriffen und auf einen Stuhl gesetzt.

„Mensch sind Sie ganz von Sinnen?" fragt mich mein liebenswürdiger Wirt, der mich zum Frühstück gebeten hat. „Wenn Sie sich hier so geberden, so fällt uns ja die ganze

Kaiserlich Deutsche Ministerresidentur über dem Kopfe zusammen, ziehen Sie sich lieber die Stiefel aus und folgen mir auf den Zehenspitzen ins Speisezimmer."

„Aber", wage ich — indem ich den Wünschen meines Wirtes nachkomme — einzuwenden, „Wie können Sie es in einem derartig baufälligen Kasten überhaupt auch nur 24 Stunden länger aushalten?"

„Können wir auch nicht. Wie Sie sehen, befinden wir uns bereits mitten im Umzuge."

„Gott sei Dank. Natürlich ist die neue Residentur ein anständigeres Gebäude."

„Wo denken Sie hin. Eine elende Bude ist's, inmitten eines zur Zeit unter Wasser stehenden Reisfeldes. Immerhin hat die Sache den einen Vorteil, daß uns nur Leute behelligen werden, die wichtige Angelegenheiten zu erledigen haben; denn einer Bagatelle wegen wird so leicht niemand zu uns durch's Wasser waten, und zur Anschaffung eines Fährbootes sind keine Mittel vorhanden."

„Können Sie denn kein zweckmäßigeres Haus mieten?"

„Nein!"

„Warum folgen wir denn nicht dem Beispiele anderer Nationen und bauen uns eine eigene Ministerresidentur?"

„Ja! da müssen Sie Herrn Eugen Richter und Genossen fragen."

Nun! ich wünschte nur, Herr Eugen Richter wäre einmal gleich mir hier zum Frühstück eingeladen. Wahrscheinlich würde ihm jeglicher Appetit vergehen und anstatt den vorzüglichen Schüsseln des konsularischen Küchenchefs zuzusprechen, würde er, sich empfehlend mit dem durch seinen Monolog in Maria Stuart so vorteilhaft bekannt gewordenen Grafen Leicester, ausrufen:

„Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich?
Thut sich kein Schlund auf“ u. s. w.,

um hoffentlich das nächstemal nicht mehr zu opponieren, wenn von der Regierung Mittel zum Ankaufe oder zur Erbauung einer neuen Residentur in Bangkok gefordert werden.

Mit tiefer Beschämung habe ich in den letzten Tagen meines Weilens in Bangkok den Fragen der Siamesen, warum der Vertreter eines so großen mächtigen Reiches wie Deutschland jetzt in einer Bretterbude hause, ausweichen müssen.

Nicht überall im Auslande hat der Deutsche Veranlassung, stolz zu sein auf sein Vaterland, und das beklagt man um so tiefer, je mehr man sich als Deutscher fühlt.

Die „grande nation“, die einen der schönsten Paläste am Menam ihr eigen nennt und die sich jetzt im Lande so breit macht, ist in Bangkok und überhaupt in Siam, abgesehen von den Mitgliedern der französischen Ministerresidentur, nur durch einen Ladenbesitzer, der mit Konserven und Bier handelt, vertreten.

Daß Frankreich, einem dringenden Bedürfnisse seines Handels und seiner Industrie nach neuen Absatzgebieten entsprechend, eine Gebietserweiterung seiner Besitzungen in Indo-China anstrebt, klingt nach den kläglichen Erfolgen und bei dem Mangel an Unternehmungslust der französischen Kaufleute im ganzen Osten etwas sonderbar. Mit weit mehr Recht darf man annehmen, daß der letzte sogenannte „Krieg“ aus Ländergier und Sucht nach „Gloire“ vom Zaun gebrochen worden ist. Ruhm aber ist bei der Sache für Frankreich wahrlich nicht zu holen gewesen; denn die Siamesen sind außer stande, irgend einer europäischen Macht, und wäre es selbst ein Dänemark, auf die Dauer Trotz zu bieten. Hoffen

wir, daß England sich endlich den Schlaf aus den Augen reibt und die armen Siamesen entweder gegen fernere Gelüste der Franzosen energisch in Schutz nimmt, oder sie ganz in seine väterlichen Arme schließt, hoffen wir das im Interesse Siams, Englands und der gesamten zivilisierten Menschheit.



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.

In den bisher erschienenen Serien I—XIX gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Serie I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

***Löher, Franz v.,** Kampf um Paderborn 1597—1604.

***Osenbrüggen, E.,** Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

***Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Serie II

***Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

***Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeare's Frauencharaktere.

***Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rococo-Studien.

***Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

***Heyse, Paul,** Giuseppe Giusti, Gedichte.

***Hoyns, Georg,** Die alte Welt.

***Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

***Goldbaum, W.,** Entlegene Culturen.

***Lindau, Paul,** Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

***Vambéry, Hermann,** Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

***Dingelstedt, Franz,** Litterarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebe und Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

***Strodtmann, Ad.,** Lessing. Ein Lebensbild.

***Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

***Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch - deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold,** Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.,** Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

***Lorm, Hieronymus,** Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max,** Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf,** Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyssig, Friedrich,** Litterarische Studien und Charakteristiken.

Serie VII

***Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

***Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

***Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

***Gottschall, Rud. v.,** Litterarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

***Preyer, W.,** Aus Natur und Menschenleben.

***Jähns, Max,** Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

***Lotheissen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Serie XI

***Gneist, Rudolf v.,** Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahr. 1859—1885.

***Meyer, M. Wilhelm,** Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

***Brugsch, H.,** Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

***Meyer, Jürgen Bona,** Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

***Herrmann, Emanuel,** Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

***Büchner, Ludwig,** Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.)

Serie XIII

***Geffcken, F. H.,** Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.,** Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.